WIDENER LIBRARY
HX CRV5 $

W.
KH1160
P Germ 448.2
No 7792.
1927.

Danner's
Leihbibliothek.

P Germ 448.2

Harvard College Library

FROM THE BEQUEST OF

JOHN AMORY LOWELL

(Class of 1815)

OF BOSTON

HARVARD COLLEGE
MAR 12 1920
LIBRARY
P Germ 448.2
J. A. LOWELL FUND

№ 27. Siebenundfünfzigster Jahrgang. 1857.

Zeitung für die elegante Welt.

Die Abonnements-Bedingungen befinden sich am Schlusse des Blattes.

Redaction: Th. Drobisch in Leipzig und Dr. O. Girndt in Berlin.

Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen hierauf an.

Von dieser Zeitschrift erscheint wöchentlich eine Lieferung von 1½ bis 2 Bogen Text, mit artistischen und technischen Beilagen, bestehend in Pariser Modekupfern, Muster- und Schnitt-Tafeln für Damengarderobe ꝛc. in sorgfältigster und reichster Auswahl.

Bilder und Skizzen aus Spanien.

(Aus dem Nachlasse eines französischen Officiers.)

Mitgetheilt
von
Heinrich Asmus.

1.

Es war eine kalte Mainacht des Jahres 1810, als ein französisches Regiment Peirchorade verließ und in Barken langsam über den Gave fuhr. Es nebelte so stark, daß man selbst nach Sonnenaufgang nicht 200 Schritt weit sehen konnte; auch pfiff ein eisiger Süd von den Pyrenäen, und wir froren im Wonnemond im mittägigen Frankreich. Der Taback, obgleich von der Regie, schmeckte bei dem nordischen Morgen vortrefflich und Freund Cognac mußte einheizen, bis endlich die Colonne wieder aufbrach und man sich warm lachte und sang. Später hörten wir den Ocean gegen die Küste branden und nun riß denn auch die Sonne den Duft weg von der Landschaft und die blaue Bergkette, der Vorhang vor unserm Kriegsschauplatz, lag links, die blitzenden Wellen des Weltmeers rechts neben uns. Ich sah manch narbiges, bärtiges Gesicht aufzucken und düster werden, auch legte sich der Jubel eine kleine Weile beim Anblick des verhaßten, — ja ein wenig gefürchteten Landes. Aber bald darauf nannte Einer Aegypten, ein Anderer Polen, einige Witzworte kamen hinzu und der üble Eindruck war verwischt. Wie viele rüstige Männer und Jünglinge werden diese Seite der Pyrenäen nie wiedersehen!

In Bayonne scheint immerfort Jahrmarkt zu sein und nur mit Mühe drängten wir uns durch Kaufleute, Juden, Roßtäuscher, Geldwechsler, Commissaire, Krüppel und Soldaten, die allerliebsten Biskayerinnen nicht zu vergessen, erst in die Quartiere, dann zum Mittagsessen in den Gasthof. Der arme Soldat muß Haare lassen an diesem Gränzdepot; schon ein spanisches Wörterbuch, eine Grammatik, besonders aber das Nöthige für meine Zeichnenmappe, wog ich mit Geld auf; mehr brauchte ich glücklicherweise nicht.— Abends ging ich mit Armand den Hafen entlang, der nur Barken trug, die mit der eben eingetretenen Fluth den Adour hinauf wollten. Verstümmelte, aus Spanien kommende Krieger sollten darauf nach dem Innern Frankreichs verschifft werden. Obgleich an solchen Anblick gewöhnt, sahen wir doch weg und erstiegen die Anhöhe hinter dem Thor von Mouserolle, hier war's herrlich. Die scheidende Sonne vergoldete die hochbelegene Citadelle mit ihrem weißen Gemäuer und grünem Laubkranze; hellschimmerndes Gewölk spiegelte sich im mächtig anschwellenden Strom voll eilender bunter Fahrzeuge; freundlich blickten nette Landhäuser jenseits aus dunklem Gehölz, Hügeln, Gärten und Feldern herab. Zu ihren Füßen hob die alte Stadt

Danner's Leihbibliothek.

ihre Thürme und alterthümlichen Schlösser aus Rauch und Duft und alle Straßen brannten in Abendgluth. Seitwärts stieg herrlich das Gebirge in wunderbarer Beleuchtung mit Wald und Wein und Triften und Felsmassen empor. Auch den Ocean erblickten wir hinter dem Sande der Dünen und vernahmen sein Brausen und fühlten den Hauch des Geistes, der ihn in den Strom trieb. Dabei war Alles still und heimlich, kein Laut der tief unten fröhnenden Menge schallte herauf, der Friede schien auf der Landschaft zu ruhen, so fatal mir auch dumme Rührung ist, ich mußte dem wackern Armand die Hand reichen, um mich nur mitzutheilen.

Im Café militaire saßen die Cameraden beim Trinken und wir Nüchternen lachten nicht wenig über die närrischen Gesichter, die bei spärlichem Lichte aus Qualm und Taback und Glühwein liebevoll zärtlich, oder redselig, zänkisch und tollköpfig gegeneinander lachten, schwatzten, küßten, keiften und sprudelten. Saint Firmin, ziemlich weinfest, haranguirte alle Welt und uns vorzüglich: „Seid Ihr da, Ihr Ausreißer! Nun hier möchten Manche gern weg, zu Papa, Mama und Mamsell. Ich beweise ihnen zwar, daß in allen Büchern die Franzosen ein kriegerisches Volk genannt werden, also sie mit, aber verstehen die Burschen wohl Logik? Der Krieg steht ihnen nicht mehr an, aber führt nicht Alles Krieg? Die Elemente, die Gelehrten und was weiß ich! Giebt's wohl eine Geschichte ohne Krieg und einen Frieden? Nicht einmal einen lumpigen Waffenstillstand! Und was hat der Krieg nicht alles erschaffen! Aufklärung, Edelleute, Orden, Doctoren und noch bessere Feldherren, ja sogar einen Heiligen, den heiligen Napoleon nämlich, der den heiligen Martin abgelöst hat im Schutzpatronat der Soldaten. Insofern gehören wir auch zur Kirche — deren Dienern wir ohnehin gleichen. Ich meine aber die Mönche damit, die Ihr nun ersetzet, Ihr Trinker, aber sehr schlecht, denn die konnten mehr fassen. Ist etwa eine Caserne nicht wie ein Kloster und legen wir nicht dieselben Gelübde ab wie Klosterleute? Ja, brechen wir sie nicht eben so gut? Tragen wir nicht auch Bärte, grobe Kleider, oder auch sehr reiche, aber verstehet sich, dem Range nach! oder gehen wir nicht oft baarfuß, zerlumpt, ohne Geld, ja bettelnd, wie sie, oder in langen Reihen hinter Fahnen her, singend, wenn auch nicht gerade betend? Und haben wir nicht dieselben Anfechtungen, dasselbe fatale Fasten, frühe Aufstehen, harte Lager, wie sie, und geschoren sind wir zum Henker ja leider auch! — So ging's noch lange fort und wir hatten zu thun, den Begeisterten uns nachzubringen. Wir hatten ja Rasttag!

Vom Frühgeläute des fountägigen Morgens erwachte ich und sah nicht, ohne gelinden Jammer, in einen trüben Himmel, der kaum im Osten leicht geröthet war, auf dunkel gewordene Dächer, die noch vom nächtlichen Regen träufelten. Ein naßkalter Wind wiegte und schüttelte die Obstbäume im Garten gegenüber und trieb den Rauch aus den Schornsteinen bis tief in die Straße, durch welche der Generalmarsch eines abmarschirenden Regiments soeben erschallte und das Kettengerassel der Galeerensclaven, die in die Festung eilten. Lauter donnerte das Meer und zu den Bergen hin jagten die schweren Wolken. Es ward immer lebhafter in der Stadt; aber nur Soldaten und was zu ihnen gehörte, bewegten sich darin, höchstens einmal ein Maulthier mit zwei geschmückten Mädchen, die zur Basside wollten. — Endlich trug die feuchte Luft zerrissene Töne einer kriegerischen Musik zu mir her und dann schien alles verödet und ausgestorben. Hernach blieb der ganze Tag fast nur dem Dienste geweiht, wir erhielten Feldgeräthe, Patronen, Tagesbefehle, die vor Insurgenten warnten und uns lachen machten, und Jeder tummelte sich in seinem Wirkungskreise umher. Abends ging ich noch im Regen auf der Brücke des heil. Geistes bei Laternenschimmer spazieren und endlich in die allées marines, wo die Posten zur Trommel und Pfeife tanzten. Die wilden Gesellen waren aber nichts weniger als gastfreundlich und als ich zurückkehrte, mußte ich noch auf einem im Zweikampf gefallenen Soldaten treffen, den klagende Weiber umringten. Im Hafen schafften Galeerensclaven Geschütz und Kugeln an's Land, die mit der Ebbe angekommen waren; auch deutsche Stimmen hörte ich unter den Fluchenden. Das Alles stimmte mich so düster, daß ich mich auf's Lager warf und die ganze Nacht die unerfreulichen Laute des plätschernden Regens bis in den unruhigen Schlaf hinein hörte.

Heute erreichten wir Saint Jean de Luz. — Der Himmel schien uns die Trennung vom lieben, schönen Frankreich erleichtern zu wollen; dichter Nebel deckte die reizende Gegend von Bayonne bis hierher, und auch dem Nordwest, der den empörten Ocean gegen seine Ufer treibt, gelang es nicht, die Luft zu reinigen. Düster marschirte Alles bei dem kalten, feinen Regen; nur Saint Firmin, der eine Eroberung gemacht haben wollte, hatte das große Wort. „Glaubt nur nicht, rief er, daß vor uns eine Wüste, ein Irrgarten, eine Hölle sich aufthut! Im Gegentheil, mir ist's, eben weil ich von all der Herrlichkeit nichts sehe, als wehen lockende Stimmen mir von dorther entgegen, süße Klänge von Guitarren und Castagnetten, als athme ich Düfte von Orangen- und Granatblüthen, als fühl' ich das Fächeln der schlanken Palmen — aus denen ja alle Tage Friedenszeichen zu machen sind! Auch den Wein schmecke ich, aber er soll pechig sein — nun was thut's? Mag meinetwegen auch der Vorhang zerreißen und die Wirklichkeit sich mir zeigen mit den braunen, behenden Gesellen, die ich bekriegen und besiegen soll, und dem Fleckchen, wo dies frohe Auge brechend sich schließen wird. Mir ist's all eins, wenn

ich Dich nur bis dahin behalte, alter Armand!“ — Wie lieb' ich diesen wahren Voltigeur; er meint es, wie er spricht, und sein heiterer Geist siegte auch heute über die ernsten Cameraden. Wir waren alle verstimmt und albern. Können wir's denn auch ändern, daß wir gegen ein Volk, das seinen Heerd vertheidigt, geführt werden, und nicht gegen Soldaten allein, wie bisher?

Saint Jean de Luz ist eine alte, auf spanische Art gebaute Stadt und ganz verfallen seit der Hafen, trotz seines starken, schönen Dammes, unbrauchbar geworden ist. Der Krieg hat denn auch das Seine dazu gethan. Dem Damm gegenüber erstreckt ein Felsenriff sich weit in's Meer hinein und endigt mit einer nach der Landseite hin hohlen Klippe. Wir gingen alle dorthin. Der Sturm war noch heftiger geworden und schleuderte die haushohen Wellen weit über Klippe und Damm hinüber. Wir konnten nur in der Höhle der Klippe trocken bleiben und uns verstehen. Meeradler und Möven umkreisten in dichten Schaaren den Platz, wohin das erzürnte Element ihnen reichliche Nahrung warf, und ihr Geschrei schrillte durch den Donner der Brandung. Mit Mühe erklomm ich den Felsen und ließ mich gern durchnäßen, denn nun überfah ich den Golf von Biscaya, die sandigen Küsten Frankreichs, die hohen schwarzen Ufer Spaniens, die wüthige See, in ihren Tiefen aufgeregt. Ich hatte einmal die Ostsee spiegelglatt und dann vom Hauche eines Morgenlüftchens erzitternd, mit Gluth übergossen, in lieber, lieber Gesellschaft bei Sonnenaufgang gesehen und ein freundliches Bild davon zurückbehalten. Aber ich sah den Sturm doch auch gern. — Als ich spät zur Höhle hinabstieg, hatte Saint Firmin durch seine Leute ein Feuer darin anzünden und Wein wärmen lassen; denn ihm war die Weinflasche der Conductor an der Lebenselectrisirmaschine. „Ist es nicht herrlich hier, rief er mir zu; mitten unter Sturm und Wettern haben wir ein sicheres Plätzchen, wo Flamme und Rede nicht verweht. Ich denke auch, wir bringen diese letzte Nacht in Frankreich auf vaterländischem Gestein zu, das ihm ursprünglich gehört und nicht erst angeschwemmt ist, wie die Wanzen im Neste, die uns doch nicht haben würden schlafen lassen. Mögen sonach die Stürme des Lebens uns umbrausen; wir wollen, so wie hier jetzt, mitten darin noch nach dem flüchtigen Zauber des Genusses haschen, allen Stürmen zum Trotz. Und steigt gleich keine Aphrodite aus dem Schaume dieser heulenden Wogen und singt keine Sirene in diesen Wettern: es bleibt uns ja die Freundschaft, der ich von Herzen ein Glas bringe. Morgen beißen wir ohnehin in spanisches Brot, bald darauf in spanischen Sand, das wahre blanc d'Espagne, um unsere Leiber zu bleichen, wie jetzt unser Riemenzeug. Heut aber soll uns der spanische Wein noch roth färben, sein Feuer uns warm machen helfen.

Gegen Morgen legte sich der Sturm, und nur das Meer tobte noch fort; der Himmel erhellte sich und aus zerrissenem Gewölk tauchte der Mond in die lichtbekränzten Wellen. Endlich rollte der Nebelschleier am nahen Gebirge sich auf, und deutlich sprang es vor auf dem dunklen Grunde der kantabrischen Kette. Das Feuer in der Höhle war erloschen, der Wein getrunken, die laute Lust verrauscht, die Trinker entschlummert. Lustige Fischer, die mit flinken Ruderschlägen auf den Fang eilten, erweckten uns mit ihrem Adiusias! und bald rief der helle Klang der Trommel uns zur Stadt, zum Abmarsch. In wenig Stunden lag die Brücke der Bidassoa in dem reizendsten Thale vor uns. Dieser Fluß scheidet Frankreich von Spaniens Gränzen. Aus den Klüften der Pyrenäen braust er hervor, über Felstrümmer und Riesenstämme geht sein Lauf, meist eingeengt von schroffen Wänden. Hier erst dehnt eine schöne Ebene bis zum Meere an seinen Ufern sich aus, als sollte er noch eines heitern Anblicks genießen, ehe seine Wellen sich mit dem Meere vereinen.

Ein Stündchen kann hinter der Brücke liegt das spanische Städtchen Yrun, rechts daneben am Ufer der Bucht das freundliche Fuerta Rabia; dann wendet sich die Küste nach Pasage und San Sebastian. Zu beiden Seiten der Brücke liegen die französischen und spanischen Zollhäuser voll Gensdarmen und Douaniers. Endlich war die Brücke überschritten. Der spanische Löwe schien vom Zollwappen herab die Eintretenden schadenfroh zu überzählen, und ein spanischer Zollsoldat wies ein Geschenk des Obersten mit den ominösen Worten zurück: quand vous répasserez, Colonel. Und doch war der Kerl ein Josephino! — Vor der Stadt machten wir Halt. Der alte Decouchy ließ die Gewehre laden, auch noch einmal in den Compagnien den Inhalt wegen Vorsicht, Ordnung und Manneszucht vorlesen. Dann zogen wir in die schmutzigen, engen Gassen voll Lumpengesindels und zerbrochener Hausthüren. Alle Officiere unsre ersten Bataillons kamen glücklicherweise in ein Landhaus hinter der Stadt. Unser Abendessen fiel wider Erwarten gut aus; selbst der alte Oberst wurde ganz heiter. Endlich äußerte Saint Firmin die Befürchtung: der Wein könne vergiftet sein, und als Alle weinfroh auf die Matratzen von Maisstroh taumelten, hieß es: ah ma foi — nous sommes tous empoisonnés!

Wir haben schon Bomben eskortirt, die von Sainte Maire aux Mines kommen, um Gott weiß wo zu zerspringen. Die Karren hier zu Lande sind zweirädrig, jedes Rad aus einer Scheibe Holz, fest mit der Axe vernietet, und diese dreht sich unter dem Karren in Ringen. Das Gequiek eines solchen Karrens ist schon arg; aber nun 200 schwerbeladene in drei Reihen auf der steinharten Chaussee! Die Wölfe sollen dadurch verscheucht werden im Gebirge, sagen die Bauern; nun wir hielten's aus. Hier beschlägt man die Vorderfüße

der Ochsen, um ihre Klauen nicht abzunutzen. Dagegen geht das Volk fast baarfuß und braucht die Zehen wie die Finger. Ein herrlicher Menschenschlag, derb, gedrungen, schwarzhaarig, schwarzzüngig, keck und unermüdlich! Und welch' schöne Mädchen! — Wir haben auch schon Leute verloren. Bei Oyarzun schossen einige Insurgenten aus hohem Mais rechts von der Straße auf uns, die wir sorglos einherzogen. Es stürzten dicht neben uns ein Sergeant unserer Carabiniers, der schmuckste Deutsche des Regiments, und vier Jäger, alle tödtlich getroffen. Wir sahen die flinken Kerle aus dem Mais weg die Höhen hinanschießen und bald verschwinden; an Verfolgen war nicht zu denken. Es wurden auch fortan Eclaireurs commandirt und Nachzügler nicht mehr gesehen.

Nun sind wir in Tolosa. Es ist eine artige Stadt und nächst San Sebastian die größte in Guipuzcoa. Hier zuerst sahen wir auf dem Paseo, da, wo der Berastegui in die Oria fällt, die vornehme Welt spazieren; die Männer in langen blauen Mänteln und dreieckigen Hüten, die Frauen in enganliegenden, kurzen seidnen Kleidchen (Basquinas), die Köpfchen in zierliche Schleier (Mantillas) gehüllt, die den frischen, belebten Gesichtern einen unendlichen Reiz geben, die Füßchen durch seidene Schuhe und Strümpfe appetitlich geschmückt. Und einen Gang, eine Haltung! Fast noch niedlicher angethan waren die Grisettes, die am Brunnen erst Wasser holten, dann tanzten. Saint Firmin nahm auch sogleich Sprachunterricht bei ihnen und machte bessere Fortschritte, als wir bei unserm Sobrino.

Ich ging die Landstraße von Pampelona entlang, die durch den engen Paß von Eldnain führt, woher eben eine Eskorte anlangte. Der Officier sprach viel mit mir über den Insurgentenchef Espoz y Mina, der mit Longa, Cruchaga und Gariz in den Navarrischen Gebirgen hauste und den Franzosen viel zu schaffen machte. Das Herz schwoll mir, da ich mir das kühne, freie Leben dieser Menschen, nur etwas idealisirt, ausmalte, die in den tiefsten Thälern Navarras, im Roncal oder bei Estella, Tafalla, Sanguesa ꝛc. versteckt liegen, aber mit Blitzesschnelle bei guter Zeit aus ihren Schlupfwinkeln hervorbrechen, über Fels und Kluft mit Sicherheit und Leichtigkeit zum Feinde hin sich bewegen, der selbst auf gebahnten, aber ihm unbekannten Pfaden, unbeholfen daherzieht, und allemal das ausrichten was sie unternehmen, weil sie Zeit haben sich vorzubereiten. Ich versprach mir zwar wenig Glück von solchem Streit, hielt aber den Tod nicht für ehrlos gegen solche Streiter und sah voraus wie wachtsam und gefaßt man sein müsse, um nicht von ihnen überrascht zu werden. — So ging ich sinnend am Ufer des krystallhellen Oria und freute mich der im Mondlichte schlummernden Landschaft, hinter der die schwarzen Formen der unbeleuchteten Berge wie Traumgestalten aufstiegen. Ein Eisenwerk bei Ibarra in einer fernen Schlucht gelegen, ließ seine Funken wie ein Lustfeuer sprühen und sandte seine rastrosen Schläge wie das Picken einer Todtenuhr durch die Stille des Abends. Von den Wiesen her duftete Balsam aus tausend Blumen, den Nebelgebilde trugen und fortführten, und schweren Flugs umschwirrten mächtige Sphynxe den blühenden Weißdorn der Hecken. Von der Quelle erhob sich erst leises Flüstern, Lachen, Kinderklang; dann griff eine geübte Hand ein paar volle Accorde und eine sonore Männerstimme ertönte. Endlich flackerte eine helle Flamme aus dürrem Reisholz auf und nun begann lauter Jubel.

Es waren Jünglinge und Mädchen aus der Stadt, die den Vorabend eines Heiligenfestes hier feiern wollten. In diesem glücklichen Klima bedarf es keines Saals zum Tanzen, keiner langen Vorbereitung; ein Feuer ist bald angefacht auf dem weichen ebenen Rasen, eine Stimme zur Cither lockt die gelenken Glieder zu kühnen, lieblichen Bewegungen; die würzige Kühle des Abends unter dem tiefblauen Himmel voll goldner Sterne, der klare Quell sind die Erfrischungen, und bis zum Rausch kommt es hier nicht mit der Lust. Der Bolero war bald im Gange und ich konnte ungesehen der Gruppe, die das Feuer blendete, recht nahe kommen. Wenn Saint Firmin hier wäre, dachte ich, würde der sich in diese frohe Gesellschaft mischen und willkommen sein; ich aber würde Alles verderben und mich auch nicht ergötzen, da ich doch so gerne hier zusehe. Wohl hat mein guter Junge Recht, wenn er mir oft räth: ich soll den Augenblick mehr genießen, nicht so kalt dastehen und kalt machen, da ich ein so warmes Herz habe. Aber ich will doch aushalten und mich ganz in Seligkeit berauschen, wenn einst auch mir der Liebe Himmelsthor sich öffnen und ihre Wonnen mich überströmen sollten. Wer früher schon durch die Spalten der Wände und über die Mauer blickt in ihr Paradies, der nimmt den Genuß ja so stückweise, und am Ende ist ihm das Entzückendste nichts Neues mehr. Darauf achtete ich auf die Worte des Sängers und fand, daß die Bewegungen der Tänzer gut zum Texte paßten, der so lautete:

Quando vi a tus ojos
digo a los mios:
retirarse conviene
del enemigo!
no dice el alma:
que ya nos han cercado
sus avancadas?

„In meinen Augen sprech' ich, seh ich die Deinen:
Wohl ist euch Rückzug nöthig vor euren Feinden!
Spricht nicht die Seele:
Daß schon umringt uns haben die ersten Posten?"

(Fortsetzung folgt.)

Feuilleton.

Leipzig. Wenn je Schillers Ausspruch: Das Alte stürzt, es ändert sich die Zeit, und neues Leben blüht aus dem Ruinen" eine Anwendung fand, so dürfte diese Sentenz sich vor Allem jetzt auf Leipzig beziehen. Ueberall Veränderung und Umschaffung, großartige Bauten im Interesse der Kunst, des Handels und öffentlichen Verkehrs. Welche Rührigkeit am Roßplatz, wo man seit Ende März d. J. einen der schönsten Alleetheile abgetragen und die Ausfüllung des Stadtgrabens vom Petersthor bis zur Bürgerschule begonnen hat. In Jahr und Tag sollen sämmtliche Häuser im Peterszwinger, das alte Magazin und die bis zur Moritzpforte hinlaufenden Rathsgebäude fallen, um großartigen Neubauten Platz zu machen. Bereits hat man für die Quadratelle auf jenem Grund und Boden 15 Thaler geboten und es steht zu erwarten, daß später die hier erbaute Häuserfront eine neue Zierde der Stadt sein wird. Offen gesagt, dürfte dann dieser Platz einer der geräumigsten und schönsten im deutschen Städtekranze sein. Was den Bau des städtischen Museums anbelangt, so ist außer der ausgeworfenen Summe abermals ein Capital von 38,000 Thalern verlangt worden, um das der Kunst gewidmete Gebäude würdig nach dem Plane des Professor Lange in München herzustellen.

Aber auch Privatleute regen sich und die Ausschmückung öffentlicher Lokale und Gärten hat einen wahren Wetteifer erzeugt. Wenn schon der Wirth im Hotel de Saxe sich bestrebte, dem an und für sich kleinen Parterre-Saal eine Spiegel-Ausschmückung zu geben, welche dem Publikum ein staunendes „Ah!" entlockte, so ist der regsame Wirth des Schützenhauses, Herr Hoffmann, durchaus nicht zurückgeblieben. Getreu nach Pariser Vorbildern, nimmt sein Garten jetzt die Bewunderung aller Fremden und Einheimischen in Anspruch. Wenn schon die neue, mit große Kosten hergestellte Fontaine die Aufmerksamkeit fesselt und der sich in verschiedenen Variantes ergehende Wasserstrahl Alt und Jung an das Bassin zieht, so ist die Erleuchtung des Gartens mit Einbruch der Dunkelheit nicht minder glänzend. In symmetrisch angebrachter Form, theils als Sonnen, Kreuze und Sterne, strahlen an 2000 Gasflammen. Ja selbst künstlich geformte Blumen aller Arten, die im Salon und auf Blumenbeeten stehen, zeigen sich als Blüthe, Blume oder Frucht in Gasflammen. Kein Wunder, daß an Concerttagen Leipzigs schöne Welt sich hier in einer Fülle versammelt, wovon man früher keine Ahnung hatte. Bei solchem Thun und Schaffen konnte natürlich das Hotel de Pologne nicht zurückbleiben. Bereits lassen die Herren Großberger und Kühl die beiden Säle des bekannten Hauses restauriren und es sollen sich die veranschlagten Kosten an 10,000 Thaler belaufen. — „Ist die Geschichte denn nun aus?" heißt es am Schluß einer Gellert'schen Fabel. Nein! Die Bau- und Verschönerungsluft in Leipzig hat sich sogar auf den an der Lindenauer Chaussee gelegenen Kuhthurm erstreckt, der bisher einem Rathsförster als Wohnung diente. Der Restaurateur Schatz in der Ritterstraße, welcher allen Besuchenden der Leder- und Buchhändlermesse bekannt sein dürfte, hat jenes Forsthaus in Pacht genommen und daselbst mit der Bauart des alten Kuhthurm (eigentlich Guckethurm) harmonirend ein Gebäude in gothischem Geschmack aufführen lassen, das in der Pracht seines Aeußern und seines Saales einen Beweis giebt, welche Anstrengungen nöthig sind, um den Anforderungen unserer luxuriösen Zeit zu genügen. Was würden die alten „Gosenbrüder", die Stammgäste der „großen Funkenburg" sagen, die vor vierzig oder fünfzig Jahren daselbst bei einer alten Oellampe saßen und von Feenglanz träumten, wenn auf dem hängenden Glaskronleuchter im Saal einmal sechs Talglichter angezündet waren. Ueberdies besitzt das „Forsthaus zum Kuhthurm" einen kleinen, aber reizend gelegenen Park, wo uralte Eichen und großmächtige Linden den sogenannten steinern „Heidentrog" beschatten, aus dem hier Bonifacius die Heiden getauft haben soll, ein Punkt, der vor ungefähr zwanzig Jahren etlichen gelehrten Perrücken zu einem Federkrieg in der Arena des Tagesblattes Veranlassung gab.

„Keiner siegte, Keiner wich!"
Endlich kam man überein:
Daß der Hermann, wenn er wollte,
Diesen Streit entscheiden sollte. —

Der große, berühmte Philolog Gottfried Hermann aber hatte keine Lust, wegen des alten bemoosten Heidentrogs eine Tröpflein Dinte zu vergenden; er ging vielmehr nach Beendigung der Collegia gestiefelt und gespornt in seinem historisch bekannten Schnellschritt nach der Universitäts-Reitbahn und tummelte da in Gemeinschaft mit dem Stallmeister Richter den flotten Braunen, daß der Sand ihm bis an die Klappe seines blauen Rockes emporflog, wo das grün-weiße Band zu dem wohlverdienten Comthurkreuz eingeknöpft war.

Nach amtlichen Berichten hat die Leipziger Universität in diesem Sommermester 828 Studirende, worunter sich allein 321 Juristen befinden. Vor ungefähr fünfundzwanzig Jahren zählte Leipzig noch einmal so viel Studenten und ein großer Theil derselben war damals noch

von jenem Geist beseelt, der in einem renommirenden, burschikosen Wesen den Rest academischer Freiheit bewahrt wissen wollte. Es kommt uns nicht in den Sinn, jenem Thun und Treiben das Wort zu reden, verbergen können wir jedoch nicht, daß viel Männlichkeit und Biederkeit verloren gegangen. Am vergangenen Pfingstfest wurden wir recht deutlich daran erinnert. Sonst, wenn die Woche anbrach, wo man die Ausgießung des heiligen Geistes in Erinnerung zu feiern begann, da sah man die academischen Jünglinge in frischer, frommer Jugendzeit per pedes nach Naumburg und der Rudelsburg wandern, wo altem Gebrauch nach sich Commilitonen von Halle und Jena einfanden, um vereint auf der alten Ruine im Anblick der schönen Natur einen Commers zu feiern. Arm in Arm, mit der langen „quastenumbordeten" Tabakspfeife, schritten sie von Leipzig aus in frischer Morgenluft gen Lützen und dann dem Saalthale zu. An schönen Punkten wurde Halt gemacht, in's Gras gelagert und ein Lied angestimmt, daß die Stimmen hinausklangen in die reine Luft. Wer nicht zu Fuß gehen wollte, bediente sich des großen Omnibus. Welche Rührigkeit und Fröhlichkeit, wenn so eine muntere Schaar von zwanzig bis dreißig vor dem „goldenen Hahn" in der Hainstraße in den Wagen stieg. Wer nicht inwendig Platz fand, der hockte oben auf und unter dem Gesang: „Was ist des Deutschen Vaterland" oder „Wohlauf noch getrunken den funkelnden Wein" ging es zum Frankfurter Thore hinaus. Daß bei etwaiger Sonnengluth schon in der Stadt die Röcke ausgezogen wurden, versteht sich von selbst und frei wie die Luft flatterte das dreifarbige Corpsband um die Brust.

Wie anders jetzt. Wir hatten am letzten Pfingstfest Gelegenheit, hier am Thüringer Bahnhof Beobachtungen und Vergleiche anzustellen. Im feinsten Röckchen mit schneeweißer Weste, buttergelben Glacéhandschuhen und lackirten Stiefelchen kamen die Herren Landsmannschafter in der Droschke angefahren. Auf dem geringelten, gebrannten Haar saß hier und da ein feingesticktes Cerevisköppchen, das von einer dünnen Gammischnur festgehalten wurde. Einer brachte sogar einen reich gallonirten Bedienten mit, der ihm das graugestreifte Umschlagetuch so wie ein luftdichtes Sitzkissen nachtrug und an der Casse das Fahrbillet lösen mußte. Bei der Abfahrt saßen sie denn fein und gelockt im weichgepolsterten Coupé zweiter Classe, die Schnupftücher parfümirt, den Zwicker in's Auge gedrückt und zierlich zwischen den Fingern die duftende Havanna, Upmann, Regalia Nummer 1 von Bernhard Schwabe oder Planiz. Im Coupé hatte man die Fenster herabgelassen, damit sie nicht die Morgenluft anwehe, und Etliche hatten sich fest in ihre Shawls gehüllt, damit ihre Fistelstimme ja nicht mit einem Katarrh bedroht werde. — So ging es fort nach der alten verfallenen Ritterburg, natürlich mit Tagesbillet, um des Abends wieder in Leipzig zu sein, wo vielleicht denn Mancher ungnädig vermerkte, wie durch das vertrackte Bergsteigen nach der Rudelsburg die lackirten Strippen seiner feinen Casimirhose sich etwas verschoben hatten.

Sonderbarer Grund. In Tours gab sich kürzlich ein junger Mann mit Cantharіden den Tod. In den letzten Augenblicken seines Lebens darum befragt, erklärte er, es sei aus dem Grunde geschehen, weil man ihm allgemein seine Häßlichkeit vorgeworfen.

Bücherschatz. Nach der Berechnung eines englischen Billiomanen enthalten gegenwärtig die öffentlichen Bibliotheken Europas zusammen 18 Mill. 126,000 Bände.

Auch nicht übel! Die „Novellen-Zeitung" schreibt: „Zur Würdigung der Kunstverhältnisse in Boston theilt man mit, daß die Primadonna der Oper in den dortigen Zeitungen als einzige kunstgerechte Wäscherin von feinen Spitzen sich offerirt, während der Kapellmeister, Chordirigent und Notencopist in einer Person, seine Nebenstunden mit Clavierstimmen ausfüllt."

Türkische Anekdote. Ein interessantes und belehrendes Reisewerk über Griechenland ist unter dem Titel: „Erinnerungen und Eindrücke aus Griechenland" (Basel, Schweighausen 1857) erschienen. Der Verfasser, Professor Wilhelm Vischer an der Universität zu Basel, war im Jahre 1853 in Griechenland und bereiste dasselbe zum größeren Theile. So sehr er den Bildungstrieb und die Bildungsfähigkeit des griechischen Volkes rühmt, so fand er doch unter demselben hin und wieder eine große Unwissenheit, z. B. in geographischer Beziehung. Die Volksschulen sind in dieser Hinsicht noch sehr mangelhaft. Von der Schweiz weiß dort das Volk im Allgemeinen gar Nichts, und selbst bei Gebildeten findet man davon oft sonderbare Begriffe. Die Schwierigkeit, in einem seit Jahrhunderten verkommenen Volke, welches das Fremde meist und nicht ganz ohne Grund mit Argwohn ansieht, eine gewissermaßen ganz neue Bildung zu verbreiten, ist größer, als man glaubt. Noch weniger aber, als bei den Griechen, ist bei den Türken, trotz ihrer gerühmten Fortschritte in der Civilisation, eine große Vertrautheit mit der Schweiz zu erwarten. Dem genannten Vischer ward hierüber in Constantinopel eine ganz hübsche Anekdote erzählt. Der jetzige Sultan habe einmal zur Zeit des Sonderbundkrieges von der Schweiz reden gehört und sich erkundigt, was denn das für ein Land und wer sein Repräsentant bei der hohen Pforte sei. Als der russische Gesandte, an den er sich gewendet, geantwortet,

die Schweiz habe in Constantinopel keinen Vertreter, so habe Abdul-Medschid in richtiger Würdigung aller der Drangsale, welche ihm die europäische Diplomatie bereitet, erwidert, da müsse sie ein vortreffliches Land sein, und er empfehle sie dringend der freundlichen Fürsorge des Kaisers von Rußland.

So denken die Türken. Als im Jahre 1845 der Großfürst Constantin zum Besuch in Constantinopel war, auf welcher Reise ihn der Staatsrath Theodor von Grimm begleitete, fragte Letzteren der Rifaat-Pascha: „Warum spielen Sie denn selbst Clavier? Sie haben ja doch eine ganze Compagnie Musikanten auf dem Schiffe bei sich; ist Ihnen das nicht genug?“ — Dies reicht einem musikalischen Europäer nicht hin, entgegnete Herr von Grimm. — „So quält ihr euch durch das ganze Leben hindurch, statt das Leben zu genießen, wie wir“, antwortete Rifaat-Pascha. „Wir tanzen nie, lassen aber unsere Frauen und deren Odalisken tanzen — wir singen auch nicht, lassen aber Griechen und Armenier uns Etwas vorsingen, wir werden uns auch nie herablassen, selbst zu spielen, so lange wir noch Musik bezahlen können.

Ein englischer Kalender veröffentlicht die jährlichen Ausgaben, welche für den Haushalt der Königin von England zu machen sind. Darunter finden wir für Brod 2050 Pfd. St., für Butter, Speck, Käse und Eier 4976 Pfd. St., (beinahe 35,000 Thaler), für Fleisch 9472 Pfd. St. (beinahe 70,000 Thaler), für Geflügel 3633 Pfd. St., für Milch und Rahm 1478 Pfd. St. (über 10,000 Thlr.), für Obst u. Eingemachtes 1741 Pfd. St., für Wein 4850 Pfd. St., für Liqueure 1843 Pfd. St., für Heizung 6849 Pfd. St., für Beleuchtung 4166 Pfd. St., für das Waschen des Tafelzeuges 3130 Pfd. St. (beinahe 20,000 Thlr.) —

Eine eigenthümliche Sitte besteht unter den Tscherkessen und ihren Nachbarstämmen, welche in vielen Fällen dem Weibe das Recht giebt, als Beschützerin eines Mannes aufzutreten. Der fliehende Feind z. B., dem es gelingt, sich in die Wohnung einer Frau zu retten und ihren Busen oder nur ihre Hand zu berühren, ist, so lange er unter ihrem Dache weilt, vor jeder Rache seines Verfolgers sicher. Kein Streit, kein Kampf, keine Strafvollziehung, am wenigsten die sonst überall erlaubte Blutrache, darf in Gegenwart einer Frau stattfinden, sondern muß bis zu einer andern Gelegenheit verschoben werden. Wenn die Frauen mit fliegenden Haaren und entschleiertem Antlitze sich zwischen die Kämpfenden werfen, so hört sofort alles Blutvergießen auf, doch kommen dergleichen Fälle nur bei Zwisten unter den eigenen Stammgenossen vor. Zum Kampfe gegen einen auswärtigen Feind, besonders gegen die Russen, feuern die Frauen selbst an. — Das häusliche Leben wird nach auffallend strengen Gesetzen geregelt. Die gewöhnlichsten Höflichkeiten der Eheleute, ein Kuß, ein Händedruck und dergleichen, finden nie in Gegenwart Anderer, auch nicht der nächsten Verwandten, statt.

Im Arrondissement von Pithiviers — so meldet das Journal du Loiret — hat eine junge Dame den originellen Einfall, sich ausspielen zu lassen. Zu 1000 Franken sind 300 Loose ausgeschrieben, und der Gewinner erhält mit einer jungen, liebreizenden Frau den Ertrag der Lotterie als Mitgift. Die Loose werden aber nur an Solche abgesetzt, welche der Dame zusagen; sie behält sich zu dem Zwecke eine Unterredung mit Jedem, der ein Loos wünscht, von einer halben Stunde vor. Nur Wittwer und Junggesellen können Loose nehmen, jedoch auch eine Person mehrere. Auf St. Catharina-Tag, am 25. November ist die Ziehung festgestellt. An Bewerbern um Loose fehlt es nicht; namentlich sollen sich viele Engländer, die es in solchen Excentricitäten Jedem zuvorthun, zum Ankaufe gemeldet haben. Se non è vero, è ben trováto.

Keine Lampenputzer mehr! In einem Stadtviertel Londons soll jetzt die Einrichtung getroffen werden, alle Lampen auf Straßen und Plätzen gleichzeitig anzuzünden, ohne daß dabei ein Lampenanzünder nöthig ist. Es soll dies durch Electricität bewirkt werden, die durch einen Draht geleitet wird, der mit jeder Lampe in Verbindung steht. — Zugleich erfahren wir, daß seit Anfang Mai d. J. London jetzt von über 360,000 Gasflammen beleuchtet wird und sämmtliche Leitungsröhren eine Länge von 400 Wegstunden haben. Die Unterhaltung der Flammen erfordert jährlich nebst dem andern Brennmaterial 60 Millionen Centner Steinkohlen.

Große Aufmerksamkeit hat der König Victor Emanuel von Sardinien der Kaiserin Mutter von Rußland erwiesen. Jeden Tag, während die Kaiserin in Rom oder auf der Reise war, übersendete er ihr eingemachte Früchte, welche man täglich von Paris kommen ließ. Als die Kaiserin in Turin abstieg, wurde das ganze Erdgeschoß des Palastes zu ihrer Verfügung gestellt. Um ihr die Mühe zu ersparen, die Stufen nach dem Garten hinabzusteigen, hatte man dieselben in einen sanft abgedachten, mit Teppichen belegten Berg verwandelt. In einem der Salons waren die Wände mit natürlichen Reben bedeckt, so daß sich die Kaiserin die frischesten, saftigsten Tranben selbst pflücken konnte. Ein anderer Salon war mit natürlichen Blumen tapezirt, die sorgfältig frisch erhalten wurden. Vor den Fenstern der Kai-

serin hatte man mit den Sträuchern und Bäumen aus den königlichen Treibhäusern einen Garten improvisirt.

Schaudert vor — Amerika. Nach einer Nachricht in englischen Blättern wurde unlängst im Bezirke Wood im Staate Virginien eine Frau nach schwerer zehnjähriger Haft aus dem Zuchthause entlassen. Und was war ihr Verbrechen? Einzig und allein, weil sie einer Schwarzen Gelegenheit verschafft, in der Bibel zu lesen. Der Ausspruch des Gerichtes lautete damals, wie folgt: „Martha Christine aus N. N., eine böswillige Person, lehrte am 4. Juli des Jahres 1847 zu Nightecus Ridge, ohne die Furcht Gottes vor Augen zu haben, vielmehr getrieben von dem Teufel, in boshafter, übelwollender und verbrecherischer Weise eine gewisse Negerin Namens Rebecca — in der Bibel lesen zum großen Mißfallen des allmächtigen Gottes, zum verderblichen Beispiele Anderen, gegen das bestehende Gesetz und zum Nachtheile der Ruhe und Würde des Staates Virginien." Darauf wurde Martha, des entsetzlichen Verbrechens überführt, eine Negerin in der heiligen Schrift lesen gelehrt zu haben, zu zehnjähriger Haft in dem Zuchthause verurtheilt. Dies ist das gepriesene Amerika, von dem immer gefabelt worden ist, daß es die vollkommenste Staatsform besitze.

Chinesische Ansichten. Die Kaiser von China sind bei verschiedenen Gelegenheiten von der englischen Regierung im Namen des Königs mit Geschenken bedacht worden. Allein immer hat die Wahl derselben Schwierigkeiten gehabt, oder es hat sich bei der Ueberreichung irgend ein unübersteigliches Hinderniß gefunden. Das letzte Geschenk unter Georg III. war ein chinesischer Staatswagen, da der Kaiser einen solchen selbst gewünscht. Ein verschwenderisch mit edeln Metallen verzierter Wagen ward also erbaut und ging, sorgfältigst in einzelnen Stücken verpackt und von einem Sachverständigen begleitet, ab, der das Prachtstück an Ort und Stelle zusammensetzen und den chinesischen Oberhofwagen-Baumeister für den Fall von Reparaturen mit der Construction des Fuhrwerks bekannt machen sollte. Als der Wagen in Canton angekommen, zusammengesetzt und aufgestellt worden war, erschien auf Befehl des Kaisers ein hoher Mandarin, um das Geschenk in Empfang zu nehmen. — Der Mandarin besah den Wagen, ohne — echt chinesisch — ein Wort des Lobes oder des Tadels auszusprechen, und fragte endlich, auf den Kutscherbock deutend: „Wozu dient dieser unbedeckte, mit kostbaren Teppichen behangene hohe Sitz?"

Da sitzt der, welcher die Pferde lenkt! — sagte der englische Bevollmächtigte.

„Das thut der Kaiser nicht!" antwortete staunend der Chinese.

„O, für den Kaiser ist der Platz im Wagen!" lächelte der Engländer, auf die prächtigen Kissen deutend.

„Zornig entgegnete der Chinese: „Meinst Du, daß unser ruhmgekrönter Herr, der Sohn des Himmels, der Gebieter der Sonnen, niedriger sitzen soll, als sein niedrigster Sclave? — Beabsichtigst Du, daß ich meinen Kopf verliere, indem Du mich zum Ueberbringer eines solchen schändlichen Wagens machen willst? — Der Mandarin erstattete Bericht und der Wagen ward in keineswegs schmeichelhaften Ausdrücken zurückgewiesen und kam glücklich wieder in London an.

Fräulein Goßmann ist auf dem Hofburgtheater zu Wien während ihres Gastspiels in der Birchpfeiffer'schen „Grille" an einem Abend nicht weniger als neunzehn Mal gerufen worden. — Bei'm dreizehnten Hervorruf soll sie von dem steten Kommen und Gehen so erschöpft gewesen sein, daß sie sich bei'm Erscheinen der andern sechs Mal in einer Droschke habe herausfahren lassen!!!

Die Amazonenhüte, welche schon viel Federn in Bewegung gesetzt haben, um den Streit zu schlichten, wie hoch sich das Alter der Trägerinnen erstrecken soll, erfuhren im Münchener „Punch" folgende Deutung:

„Mit achtzehn Jahren wohlgethan,
Mit zweiundzwanzig geht's noch an;
Mit dreißig Jahr bewahr' uns Gott!
Mit sechsunddreißig Kinderspott.

Fackeln auf Java. Die schönen, mondscheinhellen Nächte Java's, die beinahe mit der Tageshelle wetteifern, wechseln mit eben so finstern ab, die so dunkel sind, wie wir sie in Europa nie, oder selten haben. Die an und für sich so schönen und so beliebten Nächte erhalten durch eine dort herrschende Sitte noch einen eigenthümlichen Reiz. Sobald es dunkel wird, brennt jeder Javaner, der sich auf der Straße befindet, eine Fackel an, die aus lang gespaltenem und durch mehrere Bunde zusammengefügtem Bambusrohr besteht. Diese einander vielfältig begegnenden brennenden Fackeln sehen gar schön aus, aber einen herrlichen, eigenthümlichen Reiz gewährt es, wenn man nach Volksfesten oder Bazartagen an einer Landstraße vorüber kommt, auf der sich tausende von Fackeln bewegen, nicht steif und paarweise, wie wir sie bei unseren Fackelzügen gewohnt sind, sondern bald in Trupps, bald einzeln, während die vielen größern und kleinern Leuchtkäfer sich in der Luft wiegen. — Leider beruht diese für das Auge gefällige Sitte auf traurigen Ereignissen. In frühern Zeiten wurden in den sehr dunkeln Nächten unzählige Mordthaten an den Europäern verübt. Der Javaner, der braun von Farbe und ohne Fußbekleidung ist, schleicht sich leicht unbemerkt an den unbesorgten Europäer heran

und ermordet oder verwundet ihn mit seinen tödtlich vergifteten Waffen, ohne daß man den Mörder bemerkt, vielweniger seiner habhaft werden kann. — Zur Verhütung dieser Gräuel sah sich der Generalgouverneur Dundels genöthigt, energisch aufzutreten. Er erließ den harten, aber doch sehr zweckmäßigen Befehl, daß mit Nachteinbruch kein Javaner, bei Todesstrafe, ohne brennende Fackel ausgehen dürfe.

Ein Superintendant im Schilderhäuschen. Ein komisches Beispiel glücklich angewandter Theorie ereignete sich kürzlich auf einer der königlichen Kriegswerften an der Themse. Der Superintendant oder Director jener großen Anstalt (ein vortrefflicher Mann, der nur die Schwäche hat, das ganze Heil von der buchstäblichsten Befolgung aller Dienstvorschriften abhängig zu wähnen) kam eines Morgens, als er sich eiligen Schritts nach seinem Bureau begab, an einer der Schildwachen vorbei. Plötzlich stand er, wandte sich nach dem tapfern Beschützer des königlichen Bauhofs und frug ihn, warum er ihn nicht angerufen oder in militärischer Sprache „gestellt" habe. Vergebens erklärte der Soldat, daß er den Superintendanten wohl kenne; dieser ergriff begierig die Gelegenheit, sich auf sein Steckenpferd zu schwingen, schärfte ihm nachdrücklich seine Pflicht ein, Jedermann, der sich ihm nahe, ohne Ansehn der Person sofort zu stellen, und gerieth endlich über sein Lieblingsthema so in Hitze, daß er rief: „Stellen Sie Alle! Stellen Sie mich, Herr!" „Nach Befehl", erwiderte der gelehrige Schüler, fällte sein Gewehr und sagte: „Ich stelle Sie — die Parole, Herr!" Zum Unglück war dem wackern Superintendanten während seines eifrigen Vortrags über die Pflichten eines Postens die Parole selbst gänzlich entfallen; er konnte sich schlechterdings nicht darauf besinnen und wurde daher, seiner eigenen Theorie gemäß, in's Schilderhäuschen gesteckt, wogegen er auch nicht zu protestiren wagte. Hier bekam er bald eine zweite Gelegenheit, sich an dem Erfolge seines Unterrichts zu erbauen. Ein vorbeigehender Polizeidiener erkannte ihn und frug ganz entrüstet den Soldaten, wie er denn so dumm sein könnte, den Herrn Superintendanten zu arretiren; allein die einzige Antwort der Schildwache war der barsche Ruf: „Halt! Die Parole!" Der Polizeidiener, dem bisher seine Uniform Ausweis genug gewesen war, um ungehindert an allen Posten vorbeizugehen, hatte nicht daran gedacht, sich nach der Parole zu erkundigen, und erfreute sich im nächsten Augenblick der Ehre, dem etwas nachdenklich gewordenen Disciplineiferer im Schilderhäuschen Gesellschaft zu leisten, aus welcher fächerlichen Situation Beide erst bei'm Ablösen des Postens befreit wurden.

Eigenthümliche Erfahrungen muß der Verfasser eines in Mainz mit Genehmigung geistlicher Obrigkeit herausgegebenen Werkchens gemacht haben, das er „Missionsandenken" nennt. In 39 zusammengesteppelten Versen müht er sich ab, die Gefahren des Tanzes darzustellen, und es singt der Antipode der Fußgymnastik u. A.:

Die Meisten sich beim Tanz verlieben
Und gräuelvolle Thaten üben;
Doch solches Lieben hasset Gott,
Das End' davon ist Schand' und Spott.

Dem Teufel dienen ist gar schwer,
Der Teufel plagt die Tänzer sehr,
Jagt sie herum im wilden Kreis
Und bringet sie in großen Schweiß.

Dies erinnert an ein Tractätlein, welches vor einigen Jahren zu Leipzig auf dem Kirchhof und andern einsamen Orten aufgefunden wurde. Darin wurde dem Theatergehen als „scheußlicher Sündenluft" und vorzüglich der Oper gar böse der Text gelesen.

In Bezug auf Letztere hieß es in einer Strophe:

O Jesulein, du feiner Herr!
Wohin soll führen dies Geplärr,
So geht aus dem unreinen Mund?
Zum Teufel, zu der Höllen Schlund!

Wie ein Engländer sich die sächsische Schweiz besieht. Unter den Fahrgästen eines Extrazuges nach Dresden und der sächsischen Schweiz befand sich unlängst auch ein Passagier, jeder Zoll ein erbsgelber Ranking. Man vermuthete in ihm einen echten Ostindier oder gar einen Chinesen, bis seine Sprache den „freien Engländer" verrieth. Den rothseingebundenen Bädeker in der Hand, fragte er auf verschiedenen Stationen richtig nach der vorhergegangenen oder kommenden, z. B. in Ludwigsfelde: ob dies das Schlachtfeld von Großbeeren sei, und in Luckenwalde: ob das die beiden Thürme der Kirche in Jüterbogk, in welcher der Ablaßkasten gezeigt werde, den der märkische Ritter dem Tetzel abgenommen. Sein Nachbar orientirte den wißbegierigen Engländer nach Kräften, und zum Dank lud ihn dieser in Jüterbogk ein, wie er von nun an den Mund zu halten, die Augen zu schließen und bis nach Riesa zu schlafen. „Warum denn gerade bis Riesa?" — Des Engländers Antwort war ein Fingerzeig auf die aufgeschlagene Seite von Bädekers Handbuch für Reisende und der Frager las: „Selbst der wißbegierigste Reisende verliert gar Nichts, wenn er die Fahrt von 2½ Stunden zwischen Jüterbogk und Riesa verschläft. Und treu seinem Bädeker, wie ein Patient der Vorschrift seines Opium verordnenden

Arztes, streckte der Engländer seine erbsgelben Nanking-Gliedmaßen, so lang es ging, von sich, drückte die Reisemütze in den Kopf herein und legte sich an die Wagenwand. Der Nachbar, nicht gewohnt, auf Bädekers Commando zu schlafen, bat den Engländer, ihm inzwischen in dem Reisehandbuch lesen zu lassen, und die Bitte wurde gewährt unter der Bedingung, es nicht eher als in Riesa zurückzugeben, weil er sonst im Schlafe gestört werde. So studirte der Nachbar unterdessen im Bädeker die sächsische Schweiz und als er dem Erwachenden in Riesa das Buch wieder einhändigt, fragt er: ob der Besitzer desselben auch in die sächsische Schweiz reise? „Yes!“ Darauf bittet der Nachbar sich den Bädeker noch einmal aus, schlägt eine Seite auf, deutet mit dem Finger darauf und läßt den Engländer lesen: „In der Pfingstwoche ist ein Aufenthalt in der sächsischen Schweiz unerquicklich, weil Alles um diese Zeit reist und die Gasthöfe und andere Orte überfüllt sind.“ Wie Bädeker ihm in Züterbogk zum Schlafen, so scheint derselbe dem Engländer jetzt aus dem Traume zu helfen. „So sind die Gasthöfe in Dresden wohl auch überfüllt?“ — „Aller Wahrscheinlichkeit nach!“ — Dies hörend, seine Reisetasche nehmend und wie der Blitz zum Wagen hinausfahrend, war das Werk einer Minute. Kurz darauf stieg ein anderer Passagier ein, und indem ihm der Schaffner den Sitz des Engländers anwies, sagt der Nachbar: „Aber der Platz ist schon besetzt.“ — „Nicht mehr!“ antwortete der Schaffner, „denn der Herr, der hier gesessen, fährt mit dem nächsten Zug von hier wieder nach Berlin zurück.“

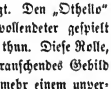
Phosphor ist der Name einer neuen humoristischen Wochenschrift, welche zu Hamburg unter der Redaction von Adolph Glaßbrenner fortan erscheinen wird. In Form und Geist des „Kladderadatsch“ wird das Blatt ein pikantes Feuilleton und prägnante Berichte über die Hamburger Bühnen bringen. Fürwahr! ein wenig Lachen, etwas Humor thut dem Deutschen noth und in einer Zeit, welche in Folge ihres industriellen Wesens die Menschen insgesammt zu Maschinen machen möchte, in einer Zeit, wo der Geld- und Actienschwindel bereits Anlauf genommen, die Welt in eine große Börse zu verwandeln, da ist Humor und frohe Laune als eine wahre Gabe der Götter zu betrachten. Der Preis des „Phosphor“ ist vierteljährlich nur auf 15 Silbergroschen gestellt. Angenommen, daß jede Nummer nur Eine frohe Stunde gewähre und so den Mißmuth von hinnen scheuche, so hat man am Schluß des Jahres in seinem Lebensbuche drei glückliche Tage stehen. Also Ein glücklicher Tag, ein freudesprudelndes Sans-souci für nur 18 gute Groschen, dies ist denn doch wohl des Kaufes werth.

Theater.

Berlin. Der große Schauspieler kann sich nur in classischen Stücken bewähren. Eine Waise von Lowood, ein Lorle in „Dorf und Stadt“ ꝛc. gut zu spielen, bedarf es keines ausgezeichneten Verstandes, keiner künstlerischen Leidenschaft. Jedes anständige Liebhabertheater wird diese Rollen vollkommen genügend besetzen können. Wir nehmen deshalb auch nicht besondere Rücksicht auf das „Lorle“ des Frl. Marie Seebach, welches sie am 17. Juni darstellte, sondern gehen gleich auf ihr Clärchen im „Egmont“ über, worin sie sich Tags darauf zeigte. Wieder fällt der Vergleich mit unserer Frau Hoppé, wie bei ihrer Margarethe (Faust) zum Nachtheil des Frl. Seebach aus. Das einfach-herrliche Lied „Freudvoll und leidvoll“ machte sie durch die Art ihres Vortrags zu einer vollständigen Opern-Arie, indem sie den Schluß „Glücklich allein ist die Seele, die liebt“ zu oft wiederholte und das Ganze mit Cadenzen und Coloraturen versah, die dem Brüsseler Bürgermädchen unmöglich über die Lippen gekommen sind, und wäre sie mit noch so großer Anlage für den Gesang begabt gewesen. Eine geschulte Sängerin war sie gewiß nicht, vielmehr, wie in Allem, so auch in ihren Liedern das ungezierteste Naturkind. Ueberdies ist das Gefühl, welches ihr die Melodie auf die Zunge drängt, zu tief und wahr, um sich in geschnörkelten Ton-Figuren auszudrücken. Der Verstand spricht gewählt, das Gemüth redet schlicht. In der Scene, wo Egmont den Mantel auseinander schlägt und sich ihr in spanischer Tracht vor Augen stellt, hatte ihre Ueberraschung nicht die rein kindliche Naivetät, die aus dem Entzücken der Frau Hoppé in dieser Rolle stets so humoristisch wirkt und unser Herz mit Freude ansteckt. Was nun aber vollends den Aufruf an die Bürger nach Egmonts Verhaftung betrifft, so muß unser Herz durch Clärchens Enthusiasmus so überzeugt und entflammt werden, daß wir aus dem Zuschauerraum aufspringen und mit Clärchen den Kerker ihres Helden erstürmen möchten; wir müssen über das abgestandene Krämerblut der Brüsseler Philister zum höchsten Grimm auflohen. Frau Hoppé, wenn ihrem Organ gleich bei dieser Scene die ausgiebige Feuerkraft mangelt, reißt uns doch durch die erschütternde Angst, die sich in ihren Worten und Geberden malt, hin. Bei Frl. Seebach fanden wir es begreiflich, daß die Bürger auseinander gehn. Wir blieben kalt, wie diese. — Wir sprechen natürlich hier nur persönliche Ansichten aus. Der Hervorruf nach Schluß des 4ten Acts bewies uns, daß viele Andre anders denken. Als Frl. Seebach mit Herrn Carlowa (Brackenburg) vor dem Vorhang erschien, warf ihr Herr Tempelley, der Verfasser der „Klytämnestra“, aus der Prosceniumsloge einen großen Kranz von frischen Blumen

und einen ebenso schönen Strauß zu. — Von der übrigen Darstellung sprechen wir nicht weitläufig. Der „Egmont“ ist entschieden eine der besten Rollen des Herrn Hendrichs. Das Publikum übersah dies nicht. Nach der großen Scene mit Alba (Hr. Dessoir) im 4ten Act wurden beide Künstler auf die offene Bühne gerufen. —

Am 20sten folgte im „Othello“ die „Desdemona“ als Gastrolle des Frl. Seebach. In dieser Partie hat uns die Dame unstreitig am besten gefallen. Man sah dem Spiel nicht so viel Calcül an, wie sonst, es floß natürlicher, wahrer und deshalb auch ergreifender aus einem Grundton, so daß die Rolle festeren Charakter annahm, als die früheren Darstellungen der Künstlerin. Besonders gut kam das bis zum letzten Augenblick so vertrauensvolle Wesen Desdemona's zur Anschauung. Mit manchen Einzelheiten waren wir nicht einverstanden. Aber fehlende Einzelheiten thun der Totalität zum Mindesten Abbruch und trotzdem uns, wie gesagt, diese Leistung des Gastes als die bisher gelungenste erschienen, so war doch das Bild ihrer Desdemona bei Weitem nicht dem Othello Ludwig Dessoir's ebenbürtig, der so aus einem großartigen Guss ist, daß er alle Forderungen der Phantasie und des Verstandes befriedigt. Den „Othello“ kann vor Dessoir kein Schauspieler vollendeter gespielt haben, noch wird es nach ihm Einer thun. Diese Rolle, von ihm dargestellt, ist kein vorüberrauschendes Gebild der Kunst des Mimen, sie gleicht vielmehr einem unverrückbar ehernen Monument der tragischen Muse.



Moden-Bericht aus Paris.

Es ist eine Kunst, sich geschmackvoll zu kleiden, die nicht Jedermann besitzt; eine Kunst bei deren Ausübung es nicht genügt, daß die Toilette nur elegant sei, sondern daß eine gewisse Harmonie, eine sorgfältige Zusammenstellung sie auszeichnet. Aus dem Grunde empfehlen wir unsern Leserinnen nur unsere bedeutendsten Häuser, deren Geschmack anerkannt ist, und in deren Arbeiten sich die größte Vollkommenheit und Elegang vereinigen.

Als das erste Haus in seinem Fach steht immer Gagelin da, und so hat es auch ein Recht darauf, hier zuerst von uns genannt zu werden. Die reichsten Stoffe und die grazösesten Confections finden wir stets bei ihm, jetzt aber in der warmen Jahreszeit ist es die unzählige Menge der durchsichtigen leichten Mousseline, Organdi, Jaconet, Gaze, Grenadine, die das allgemeinste Interesse erregt, und außerdem tausend neue Phantasiestoffe, die sich besonders für die Halb-Toilette eignen.

Die Volants sind immer am meisten en vogue, außer ihnen die doppelten Röcke und Garnirungen à deux lés. In der letztgenannten Verzierung heben wir Kleider hervor, in die sie von abstechender Farbe gewebt sind, entweder in Streifen, oder in Carreaux. Auch Jaconet- und Mousseline-Kleider macht man öfter mit Seitengarnirungen; auf Kleidern mit doppelten Röcken werden sie auf dem obern Rock angebracht, unten herum dient ihm eine breite Franse zur Zierde. Nichts Eleganteres, als dieses Arrangement, läßt sich denken.

Zu leichten Kleidern werden die Taillen gewöhnlich rund, hoch und gefältelt gemacht, was aber nicht hindert, daß die Schooßjacken für die Halb-Toilette in Gunst bleiben; man macht die Schöße sehr lang und garnirt sie mit einem Volant.

Die Aermel müssen unten immer sehr weit sein, ob man sie nun mit Volants garnirt, oder ihnen eine venetianische, d. h. lange und spitze Form giebt. Sie werden mit Knöpfen, mit Posamenterieborten oder Eicheln, immer aber in Uebereinstimmung mit der Taille garnirt. Ein neuer, geschlossener, sehr hübsch zusammengestellter Aermel ist folgender: ein kleiner glatter geschlitzter Jockey fällt auf eine lange, oben und unten gezogene Puffe herab, die in einem zurückgeschlagenen, ebenfalls geschlitzten Revers, der wie derjenige eines Reithandschuhes geschnitten ist, endigt. Auch ein ganz glatter, sehr breiter unten runder Aermel ist sehr modern; er wird mit Rüschen und einem kleinen, gefälteten Volant, das hinten zurückfällt, garnirt.

Wir haben schon von den Morgenkleidern mit langen Schößen gesprochen; wir kommen heut auf sie zurück, um zugleich eine neue Erscheinung in diesem Genre zu besprechen; wenn man sie nämlich aus einem mit Wolle gemischten oder weiß und schwarz carrirten Stoff anfertigt, so stickt man sie grün, kornblau, cerise oder kastanienbraun, wodurch sie ein sehr feines, überraschend hübsches Aussehen erhalten.

Das Haus Colas, berühmt durch seine köstlichen Weißstickereien, entzückt jetzt alle Welt durch seine reizenden Morgenkleider von Nanking, Jaconet, Piqué oder weißem Mousseline. Wir geben die Beschreibung zweier Modelle derselben, die sich besonders für die elegante Haus-Toilette eignen. Ein Mousseline-Rock ist mit zwei festonirten Volants, das Schooßjäckchen übereinstimmend mit Volant und Achselbändern garnirt. Der Aermel, von oben glatt bis zum Ellenbogen, ist mit zwei Volants und von oben ab mit kleinen glatten Knöpfen besetzt.

Ebenso hübsch ist ein weißer Mousseline-Rock, mit kleinen Punkten gestickt und mit drei Volants garnirt, in deren Saum ein violettes Band gezogen ist. Die Schooßjacke mit Achselbändern ist garnirt wie der Rock;

die Aermel haben zwei Puffen und zwei Volants. Zur Vervollständigung dieser Toilette dient eine ganz kleine Mantille in Echarpen-Form von demselben Mousseline, mit einem 45 Centimeter breiten Volant und vorn mit violetten Bandschleifen mit langen Enden garnirt.

Wir können uns nicht von dem Hause Colas trennen, ohne seine reizenden kleinen Tücher Louis XII, die zu ausgeschnittenen Taillen bestimmt sind, zu erwähnen, ebenso hübsch sind seine kleinen, zierlichen Morgenhäubchen, die man nicht sehen kann, ohne deren Besitz zu wünschen.

Die größte Neuheit, über die wir zu berichten haben, sind die Shawls Haydée, die, eine Erfindung der talentvollen Mad. Camille Levasseur, kaum erschienen, schon einen immensen Erfolg erfahren. Sie sind von schwarzem Tull-Grenadine mit feinem Plattband in abstechender Farbe, z. B. cerise, blau, goldgelb, orange, braun in Carreaux durchzogen. Eine breite seidene Franse, Guipüre oder Spitze bildet die Einfassung dieses graziösen Shawls.

Die Posamentenien spielen fortwährend eine Hauptrolle in allen Kleidergarnirungen; wir empfehlen zu ihrer Erwerbung besonders das Magazin de la Ville de Lyon, wo unter allen dort vorhandenen hübschen Sachen das Neuste sind: Fransen mit Kugeln, Troddeln oder Eicheln; dann Netzfransen, die besonders beliebt sind und für Negligéekleider von Nanking oder Piqué-Borten und Eicheln von weißer Baumwolle. Die Seitengarnirungen des genannten Hauses von Posamentenien oder Guipüre vermischt, mit Eicheln, und an jeder Seite in Festons endigend, machen augenblicklich Furore. Sie werden in allen Farben angefertigt und von entsprechenden Fransen begleitet, die als Berthe die Taille zieren und die Aermel einfassen.

Lassen wir die schönen Blumen, die Mme. Tilmann jetzt so reichlich und schön für die Ball-Saison in den Bädern und für Hutgarnirungen anfertigt, ein wenig die Revue passiren. Die Mehrzahl der Sommer-Coiffüren sind aus Rosen, Dalias, Veilchen, Flieder, Feldblumen, Ebereschenzweigen, Tausendschön und Erdbeerblüthen, auch aus Früchten wie Kirschen, Weintrauben, Johannisbeeren, arrangirt. Auch zu Hüten sind diese Früchte eine beliebte Garnirung, die, aus den geschickten Händen der genannten Künstlerin hervorgegangen, Alles in sich vereinigen, was Talent und Geschmack vermag.

Die Damen Bricard und Tallmann kennen das Geheimniß, den Hüten die kleidendste Form zu geben und denselben die Grazie ihrer Arbeit bis in die kleinsten Details aufzuprägen; wir geben zur Bestätigung des eben Gesagten die Beschreibung zweier ihrer neusten Hüte. Der eine, von weißen Tüllpuffen zusammengesetzt, ist um den Rand des Schirmes mit einem Streifen von blauem Crepp, mit weißen Sternen gestickt, eingefaßt. Der Boden des Käppchens und das Bavolet sind ebenfalls von blauem Crepp; die Bindebänder, sehr breit und lang, sind blau; die Innengarnirung bilden weiße und blaue Blümchen.

Ein anderer sehr eleganter Hut ist von gewähltem italienischen Stroh, das Käppchen von pensée Taffet; eine lange pensée Feder ist um den Rand des Schirmes gelegt, die Bindebänder sind von köstlichen breiten pensée Band.

Erklärung des Modekupfers.

1. Hut von weißem und blauem Crepp, mit Blonden und Kornblumen garnirt; Bindeband halb glatt, halb mit Punkten brochirt. Kleid von Sommer-Popoline mit Borten und Knöpfen von der Farbe des Kleides verziert. Hohes Leibchen, mit runder, ein wenig ausgeschweifter Taille. Der Aermel ist aus einem glatten Achselstück, einer Puffe und zwei Pagoden-Volants zusammengesetzt. Puff-Unterärmel von Mousseline.

2. Hut aus violettem Taffet, weißem Crepp, Tüll und Blonde zusammengesetzt und mit Veilchen verziert. Kleid von chinirtem und ganz schmal gestreiftem Taffet. Der Rock ist mit vielen schmalen Volants, die mit grünen Taffetstreifen eingefaßt sind, der Art garnirt, daß sie von beiden Seiten durch breite Taffetstreifen getrennt werden. Das hohe Leibchen ist mit Achselbändern und schmalen Taffetstreifen garnirt. Die Aermel haben oben eine Puffe und endigen in drei eingefaßten, stufenweise über einander gesetzten Volants. Schooß-Jacke Talma von schwarzem Moirée antique, mit Schmelzen und Spitzen garnirt.

Die Abonnenten der ersten (Acht Thaler-) Ausgabe erhalten als Extra-Zugabe:

Ein Herren-Modekupfer.

Die Zeitung für die elegante Welt erscheint wöchentlich und zwar in drei verschiedenen Ausgaben:

Erste Ausgabe mit allen Beilagen zu 8 Thalern jährlich. Enthält im Jahrgange 52 Damen- und 24 Herren-Modekupfer, Musikbeilagen, Mustertafeln für weibliche Arbeiten u. Moden, Schnitt-Tafeln für Herren, Potichiomanie-Bogen, Portraits, Genrebilder ꝛc.
Die zweite Ausgabe zu 5 Thalern jährlich bringt denselben Text und ausschließlich Damen-Modekupfer und Mustertafeln.
Die dritte Ausgabe zu ebenfalls 5 Thalern enthält nur Herren-Modekupfer, bringt aber ebenfalls 52 Lieferungen Text.

Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen Bestellungen an.

Verlag von **Otto Janke in Berlin.** Verantwortlich: Dr. **O. Girndt.**

Buchdruckerei von Gustav Lange in Berlin.

№ 28. Siebenundfünfzigster Jahrgang. 1857.

Zeitung für die elegante Welt.

Die Abonnements-Bedingungen befinden sich am Schlusse des Blattes.

Redaction: Th. Drobisch in Leipzig und Dr. O. Girndt in Berlin.

Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen hierauf an.

Von dieser Zeitschrift erscheint wöchentlich eine Lieferung von 1½ bis 2 Bogen Text, mit artistischen und technischen Beilagen, bestehend in Pariser Modekupfern, Muster- und Schnitt-Tafeln für Damengarderobe ꝛc. in sorgfältigster und reichster Auswahl.

Bilder und Skizzen aus Spanien.

(Aus dem Nachlasse eines französischen Officiers.)

Mitgetheilt

von

Heinrich Asmus.

2.

Beim Ausmarsche machte der Oberst dem Regimente bekannt, daß es von hier bis Vittoria ein anderes ablösen und in Garnison bleiben sollte, bis nachrückende Truppen es weiterschieben würden. Um nämlich die großen Straßen in Spanien, so weit es erobert, zu sichern, standen alle drei bis vier Stunden (leguas) in Städten, Dörfern, ja in einzelnen Häusern von Irun bis Cadix und Saragossa und Madrid, und von Perpignan bis vor Girona einzelne Commando's, denen die Eskorte der Couriere, Transporte, Gefangenen, Reisenden ꝛc. oblag und die sich so gut wie möglich gegen einen Angriff der Insurgenten verschanzt hatten. In größeren Städten, auch schon in Etappenörtern, die alle schon stärker befestigt sein mußten, befanden sich Magazine und ab und zu auch Hospitäler. Andere Truppenabtheilungen, besonders aus Fußgensdarmen bestehend, bildeten bewegliche Colonnen, um die Insurgenten zu bekriegen, Lebensmittel aufzutreiben und Contributionen einzuholen, welche nie gutwillig gebracht wurden. Denn nur die Plätze, welche man besetzt hielt, konnte man beherrschen; das ganze meist gebirgige Land gehörte den Insurgenten, die, vom Volke unterstützt und treu bedient, sich trennen, vereinigen, der Macht des Feindes entgehen und seine Minderzahl ohne Anstrengung überwältigen konnten, da hingegen die Franzosen oft mitten unter Feinden waren, ohne es nur ahnen zu können und nie etwas Zuverlässiges über ihre Bewegungen erfuhren.

Die Jäger besetzten nun die Städtchen Villafranca, Villareal, Bergara, Mondragon, und Salinas, alle an der großen Kunststraße nach Vitoria gelegen. Die vier Grenadier- und Voltigeurcompagnien aber behielt der Oberst in Mondragon zur colonne mobile bei sich. Das herrlichste Frühlingswetter begünstigte den Marsch durch diese reizenden Gegenden. Bei Villareal geht der Weg in engen, fruchtbaren Thälern hin, die nur selten seitwärts sich öffnen, aber dann auch um so überraschendere Ansichten zeigen. Hernach muß man einen hohen Berg, den Puerto de Anfuola übersteigen, um nach Bergara zu gelangen, das rechts vom Wege ab in einer Schlucht gelegen ist, die gegen Plasentia hinführt. An der Brücke über den Deba befindet sich nur das Posthaus und eine Posade; die Stadt selbst ist aber sehr artig und ein Collegium für den Bergbau darin. Dann windet sich das Thal des genannten Flusses zwischen waldigen Bergen, neben zerstreut liegenden Häusern und Eisenwerken durch, nach

Moudragon, das wieder in einer kleinen Ebene am Deba liegt, der hier aber sehr unansehnlich ist und wo auch eine Straße von Bilbao über Durango her in die nach Vitoria einwendet, weshalb der Platz eine militärische Wichtigkeit erhält. Links von dem Bilbaoer Wege erhebt ein kegelförmiger, sehr hoher Berg sein Haupt in die Wolken, und nach ihm (Drachenberg) ist die Stadt auch wohl genannt. Diesen Berg zu besteigen nahm der Oberst nach der Ankunft mehrere Offiziere und einen Trupp Freiwilliger mit sich. Sie mußten erst eine ziemliche Strecke auf der Chaussee hingehen und dann links einen Hirtenweg durch ein lichtes Gehölz voll saftiger Beeren und Streiflichter und Schmetterlinge hinabsteigen. Darauf gelangten sie an steile, hohe Felswände, mit dünner stehenden Bäumen und Gesträuch und moosigen Abdachungen, unter denen mehrere tiefe Grotten sich befanden, mit der köstlichsten Capillaria behangen. Eine Höhle darin war so tief, daß ein schwerer Stein wohl eine Minute lang fiel, ehe er den Grund erreichte. Etwas höher wurde der Boden ganz öde, nur mit Schiefer, Gerölle und einzelnen Felsstücken übersäet, zwischen welchen überall flinke Eidechsen (lacerta agilis), die sich auf dem Gestein sonnten, in ihre Spalten zurück raschelten, vom Fußtritte der Wanderer aufgescheucht. Auf einem kleinen Vorsprung standen die Ruinen einer Einsiedelei; dann kam man durch eine Schicht Wolken auf den ganz kahlen, ziemlich weiten Gipfel, der sehr deutlich die Spuren eines verfallenen Kraters an sich trägt und eine unbeschreiblich schöne Umsicht gewährt. Wie eine Karte lag das ganze Gebirge, die weite Ebene Alavas vor den trunkenen Blicken der Keuchenden und lohnte die Mühe und den Schweiß des Steigens in der Gluth des Tages. Nur zu ihren Füßen hemmte der Wolkenandrang das entzückte Auge und Nichts unterbrach die feierliche Stille, in der sie das Klopfen des eigenen schnelleren Herzschlags hören konnten, als das Gekrächz eines Geiers, der von den Gründen unter ihnen aufflog zum nahen Walde gegenüber. Man konnte das Thal der Chaussee bis nach den Bergen hinter Andaye verfolgen, das Fort Don Sebastian deutlich erkennen, auch die Höhen von Ordunna und Penna Cerada.

Am ersten Sonntage begab sich das Militair friedlich in die Messe, wo es von Einwohnern und Landleuten wimmelte, die in sogenannten Caserios leben, in einzelnen, rings auf den Bergen zerstreuten Wohnungen, und fast durchgehends auch Hirten sind. Die Weiber tragen alle Mantillen und Röcke von Tuch; die Männer braune mit Sammet besetzte Mützen (Monteras), und braune, wollene Kleider (Jacken und Hosen), weißwollene Strümpfe und Sandalen. Alles kniete während des Gottesdienstes; nur saßen die Weiber gewöhnlich im Knieen auf den Fersen und richteten sich auf den Knieen auf, wenn geschellt wurde. Der Organist spielte auch die ganze Zeit Walzer und Ecossaisen, die er von Musikchören durchziehender Truppen erlernt hatte und meinte dabei: Musik sei Musik. „Eigentlich, sagte Firmin, hat der Kerl so Unrecht nicht; dem Reinen ist alles rein, und in solchen Kirchen können nur die den lieben Gott ordentlich verehren, die von der Welt nichts wissen. Wir andern Halbteufel mit verwöhnten Sinnen nehmen Anstoß an jedem Quark und ein schlechtes Bild oder hier eine elende Walzerpassage läßt uns den Herrn vergessen, um den wir doch eigentlich hergekommen sind. Nicht jedes Loch von Nest kann eine Peters- oder Paulskirche haben und am Ende stießest Du auch in solchen Musterkirchen oder Kirchenmustern auf Andachtsableiter, deren größter Theil vielleicht die Schönheit des Ortes selbst wäre. Das Geschleidteste ist, man trägt ja seine Knie dazu immer mit sich herum, so lange mit dem Anbeten zu warten, bis wir, sei es auch wo es sei, dazu hingerissen werden von jenem namenlosen Gefühle in uns selber, wo man denn nicht viel sieht und hört von dem, was draußen vorgeht." —

Nach Beendigung des Gottesdienstes strömte alles Volk aus der Kirche nach dem — Ballplatze, für den hier zu Lande in jedem Dorfe gesorgt ist. Einige schlugen den Ball (Pelota) gegen eine Mauer, die an einen ebenen Estrich aufgebaut steht. Weiterhin aber zeigte sich eine größere Ballpartie, wo dieser nämlich auf einem glatten Steine von einer Höhe geworfen, beim Wiederaufspringen dann von starker Hand fortgeschlagen wird zu einem andern Spieler hin und dann so fort. Mit unendlicher Leidenschaft interessiren sich alle Stände, Alt und Jung für dies allbeliebte Spiel, jeden Augenblick fallen Streitigkeiten vor, die laut ausgezankt und haarklein berichtet werden, ohne daß jedoch Ernst aus dem Wortwechsel entsteht. Wer aber die Sprache nicht versteht, der muß bei solchen Ehren- und Gewissenssachen immer denken: nun greife man zu den Messern, die der Baske immer bei sich führt; gleich darauf ist aber Alles vorbei, und die Kerle necken sich wieder, lachen und stechen nur in Maiskuchen mit den Klingen. Neben dieser Gran Pelota schleuderten rüstige Männer große eiserne Brechstangen (la bare) nach einem Ziele im Sande, wohin stets die Spitze zuerst gelangen muß und wozu eine bedeutende Kraft erfordert wird.

Gleich nach der Vesper trat ein alter hagerer Baske auf, der eine kleine Kindertrommel an seinem linken Ellenbogen herabhängen hatte, die er mit der Rechten und einem Stocke nur schlug, während die Linke eine von der Nase geblasene Flöte ergriff. Er stimmte ein langsames melancholisches Lied darauf an und begleitete es mit einzelnen Trommelschlägen, wobei er stets in einem weiten Kreise auf dem Platze umherging. Von allen Seiten strömten nun junge Burschen und Mädchen, auch Offiziere und Soldaten herbei, theils um zu tanzen, theils um

zuzuschauen. Die Tänzer faßten sich bei den Händen, bildeten eine lange Reihe und folgten den Bewegungen des Pfeifers, wobei ein Paar vortanzte, die Andern aber nur in gemessenen Schritten gingen. Das dauerte eine Weile so; plötzlich stellte sich der Musikant in die Mitte des Platzes, nur die einzelnen Paare hielten sich noch bei beiden Händen, die sie nach dem raschen Takte der Musik so lange mittelst der ausgestreckten Arme umherschwenkten, bis endlich mit einem heftigen Stoß die Hintertheile beider Körper aneinanderflogen und wieder auseinander prasselten. Das ist der baskische Nationaltanz und die Liebenswürdigkeit eines Mädchens aus den niedern Ständen wird abgemessen nach dem Grade der Heftigkeit, womit es einen solchen Puff verträgt und wiedergiebt. Gebildete Mädchen tanzen ihn aus mancherlei Gründen zwar nicht öffentlich, doch gern mit näher Bekannten auf dem Zimmer; unter sich, obwohl nicht mit dem Effekt, geben sie sich die culada. — Darauf klatschten die Tänzer mit den Händen und der Spielmann begann eine leichte, gefällige Weise, nach welcher Paar und Paar mit wunderlichen Verdrehungen aller untern Glieder gegeneinander hüpft, welches der baskische Fandango ist. Dabei halten sie die Arme im rechten Winkel gebogen und die ausgestreckten Zeigefinger in die Höhe; die Weiber sehen munter und mehr noch umher bei viel sittsamern, die Männer schlagen die Augen nieder bei viel ausdrucksvolleren Bewegungen. Viele fanden diesen Tanz unanständig, aber Firmin verspottete ihre delicaten Grundsätze und sagte: „Ihr findet das unanständig, weil Euch etwas Unanständiges einfällt, was diesen eifrigen Gliedermännern gewiß nicht in den Sinn kommt. Schaut nur, ob Einer das Gesicht verzieht und nur die Weiber werfen die Augen, wie die Kerle da die Beine umher. Ländlich, sittlich! Was denkt Ihr denn von einem recht schmachtenden Walzer? Wo Stärke ist, da ist auch Zähmung der Begierden und es muß Einer sich schon sauer abäschern, bis er seinen Schatz mürbe kriegt." Ein Mann sagte ihm, der Alcalde gäbe diese Musik den Leuten gratis, „Bären tanzen mitunter noch schlechter, versetzte der muntre Firmin, aber ich möchte mittanzen!" — Sogleich führte man ihm eine junge Riesin aus Arenaza zu, die kolossale Pallas im Museum, die obendrein schelmisch genug aussah, und zur größten Freude der gesammten Zuschauer glänzte er, ein trefflicher Tänzer, bald als Ballkönig und Vorfigurant. Aber am Ende des Nationaltanzes schien die Patriotin den Freunden ihre Stärke fühlen lassen zu wollen und zerbläute ihn entsetzlich mit obgedachten Püffen, wofür die Landsmänninnen jubelnd ihr dankten. Aber die Bahn war nun gebrochen und man sah nur noch Schnurbärte mit den Mädchen sich herumdrehn, bis die Retraite den Markt leerte und die Casernen füllte und die eifersüchtigen Burschen voller Sorgen die Erhitzten wegführten, auf's Land, in die einsamen Caseríos.

Als wir am Abend beim Obersten um ein paar Bowlen Glühwein versammelt waren, langte ein Offizier mit einer Abtheilung kantabrischer Gensdarmen von Vittoria an und brachte Befehle vom General Casarelli. Während der Oberst die Papiere las, erzählte der blutjunge, aber wild und tückisch aussehende Baretia, eben der Offizier, wie er mit seinen Leuten, lauter Eingebornen und früher selbst Insurgenten, er aber ein Freund des in dieser Provinz hausenden Schäfers (Pastor), jetzt Don Gaspar de Jauregui genannt, gewesen; dann aber bei Verkündung der Amnestie zu den Franzosen übergegangen sei und nun um so besser die Schlupfwinkel dieser Banden aufsuchen könne. Viel, meinte er, sei im Lande nicht los; etwa 200 Insurgenten führe der Pastor und seine zwei Untergebenen, der Roxo (Blondkopf) und Coxo (der Hinkende), und wenn man ihn nur machen ließe, würde das Gesindel bald ausgerottet sein. Armand, dem jede Prahlerei bis in den Tod verhaßt war, bemerkte ihm kalt, er sei ganz wie die Bravi in Italien, die nachher Sbirren würden; aber der Wicht glaubte sich geschmeichelt und lachte laut auf. Später erfuhr man von rechtlichen Leuten, dieser Baretia sei ein Elender, ein Scheusal gegen seine Landsleute, die er mit kannibalischer Grausamkeit verfolge, um nur dem französischen Gouvernement zu gefallen, das ihn, in der Hoffnung, dadurch noch mehr Insurgenten anzulocken, so wie seine Familie mit Wohlthaten überhäufte. Es kam aber keiner weiter und dieser Knabe schadete mehr, als er nützte. Uebrigens war er tollkühn und brav im Feuer und hatte oftmals den Gaspard persönlich herausgefordert.

Nachdem der Oberst sich durch eine ellenlange Instruktion des sehr peniblen Generals durchgewunden, hieß er die Officiere schnell austrinken, die zur Colonne bestimmten Leute wecken und ohne Tornister, nur mit ein paar Päckchen Patronen im Capot, auf dem Markte in aller Stille sich versammeln. Wer im geringsten nicht wohl oder für den Augenblick nicht gut zu Fuße sei, solle getrost im befestigten Rathhause der Caserne bei der eigentlichen Garnison zurückbleiben. Der Adjutant mußte einen rüstigen Bürger, der des Landes kundig, aus dem Bette und Branntwein und Zwieback zum Mitnehmen aus dem Magazin holen. — Spaßhaft war es nun anzusehen, wie furchtbar manche Offiziere, besonders die jüngeren, sich für die Irrfahrt ausrüsteten. Einige hatten aus den bei der allgemeinen Entwaffnung den Einwohnern abgenommenen Jagdflinten die stattlichsten ausgesucht und aus einem um den Leib gebundenen Tuch eine Patronentasche gemacht; andre trugen ungeheure lange Reiterpistolen. Dabei waren die Oberröcke zusammengerollt um die Schultern geworfen; der Brotsack, die Feldflasche, der Rauchapparat nicht vergessen. Firmin lachte laut auf, als er mit dem alten

Gefährten, so wie sie immer marschirten, auf die Diele der Caserne trat und die Schwerbewaffneten erblickte. „Haben alle Robinsone aller Länder und Zeiten sich hier versammelt und wollen vereint sämmtliche Menschenfresser erschlagen?“ rief er. Es fehlt Euch ja nichts, liebe Kinder, als die spitze Mütze, das Lamafell, der Sonnenschirm; ich rathe Euch aber in dieser Dunkelheit eine Laterne an einen Stock zu binden, damit ihr die Gewehre nicht zwischen die Beine bekommt.“ — Es ist nur, sagte Armand, das Ungewöhnliche, Neue, nie Erlebte, was die Phantasie so spannt und zu sonst nicht Gebräuchlichem greifen macht. Wenn sie sich erst einige Male an ihren Rüstkammern und Zeughäusern müde geschleppt und eingesehen haben werden, daß sie ihnen doch nichts helfen, werden sie sich schon mit dem Degen allein begnügen, wie wir.“ Da aber die Offizierschützengilde, wie Firmin sie nannte, sich mit der Möglichkeit vertheidigte, mit den Insurgenten handgemein zu werden, wo dann die schwachen Klingen nichts nützen würden, rieth er ihnen die alten Helme, Harnische und Schilde vom Rathhause zu holen, wenn allenfalls Laufgräben vor verwünschten Schlössern zu eröffnen seien, und brachte es durch fortgesetztes Persistiren so weit, daß nach und nach die Merdgewehre weggeschickt wurden. Alles lachte, aber der Oberst unterbrach dasselbe und ließ antreten. Der famose Baretia mit seinen Kantabern und einer Compagnie Voltigeurs ging rechts von der Straße nach Yrun über Onnate und Segura; die drei andern Elitencompagnien aber unter des Obersten Aufführung links. Still trennten sich nun die Haufen. — Es war 10 Uhr. Nur die Sterne erhellten den Weg, der weiß schimmernd zwischen dunklen, riesigen Berge sich hinwand. Ohne Geräusch zog man durch Bergara in die Schlucht hinein, die mit der Deba zum Meere hinläuft; bei der Brücke nach Elgueta aber stieg man rechts einen steilen, hohen Berg hinan, auf dessen Gipfel eine Kirche und einzelne Häuser stehen, die man Elozoa nennt. Weiterhin, im Hinabsteigen eines Pfades voll Abgründe und Klippen, fing die Vorhut einen Bauern, der mit einem Esel von einer Mühle tief unten im Thale kam, deren Rauschen man schon hörte*), und in der Angst aussagte: der Royo sei unten zur Nacht mit einigen seiner Bande. Er mußte mit, und Armand, der dem Obersten zunächst ging, erhielt den Befehl, die Mühle zu umstellen, was auch nach vielem Reden und Bedeuten der Basken geschah. Darauf ging er selbst mit einigen Carabiniers durch die nur angelehnte Thür in die Mühle, wo der Müller auf den Säcken neben einer Lampe eingeschlafen war, aber unsanft erweckt den Drohenden anstarrte und auf seine Frage: Wo der Royo sei? nur auf die Thür zeigte, die von der Mühle ins Haus führte. Noch war alles still geblieben. Armand stieg, den Degen in der einen, die Lampe in der andern Hand, voran und gerieth gar bald in ein kleines Zimmer, worin der Royo, jedoch bekleidet und bewaffnet, neben einer Dirne schlafend auf dem Bette lag. Das Licht fiel auf sein schwärzlich gelbes, von fast rothen Locken wild umflossenes Gesicht voll tiefer Furchen und Narben und kaum öffneten sich die weitüberschatteten Augenlieder, vom Lampenschimmer getroffen, so fuhr er auch schon auf, spannte die in seinen Armen ruhende Plunderbüchse *) und feuerte sie auf den vortretenden Armand ab, daß die Lampe erlosch und die Kugeln ihm um den Kopf und durch die Bärenmütze flogen. Nun begann ein seltsamer Kampf im dunkeln, engen, niedern Zimmer voll Pulverdampf und Menschen, und durch die Spalten der Fensterladen fiel eben nur Licht genug vom Sternenhimmel, um etwas unterscheiden zu können. Armand griff nach der Kehle des Feindes und setzte ihm seinen Degen mit dem Ruf: „Ergieb Dich!“ auf die Brust; aber dieser riß ein Pistol vom Gürtel und spannte schon den Hahn, als ein Carabinier den Arm gegen die Wand nagelte, blos dem Gefühl nach. Der Wüthende zog nun einen Dolch mit der andern Hand; allein jetzt hatte man die Ladeu mit den Kolben geöffnet und mehrere Bajonnets durchbohrten seine Brust, ehe Armand es verhindern konnte. Brüllend sank der Verzweifelnde zu Boden, biß und stieß um sich, schoß auch sein Pistol noch ab und verwundete einen seiner Mörder. Jetzt kam Licht und Armand trat erschüttert zurück vor der grausen Scene. Unter dem, nach dem offnen Fenster hinwogenden, scharf abgeschnittenen Pulverdampf röchelte der gräßlich Verzerrte in seinem Blute neben der ohnmächtig vom Bett gesunkenen, halbnackten Dirne, deren rabenschwarzes Haar die bleichen Wangen und den blassen Busen umringelte, an dem der Erschlagene vor wenig Minuten noch so sorglos ruhte, nun aber ihn mit seinem Herzblute in weiten Strömen benetzte. — Er ließ die Halbtodte zu ihrem Vater tragen, den Leichnam jedoch auf Befehl des Obersten, laut der gegen die Insurgenten bestehenden Gesetze, durch seine eigenen Guerillas, die sich gleich ergaben, an einem Baum aufknüpfen.

*) Die Mühlräder laufen in Spanien meist horizontal um und sausen mehr als bei uns.

3.

Gleich nachdem der Royo aufgeknüpft war, gingen wir noch bis Arcoitia, durch tiefe und dunkle Schluchten. Am Himmel über uns wich die Nacht schon dem jungen goldenen Tage, während wir, bis nach drei Uhr mit

*) Gueularde, espingole, eine Büchse mit kurzem Lauf, aber sehr weit, besonders an der Mündung, oft von Messing; bestimmt, an 8 Patronen darin aufzunehmen. Die Insurgenten hatten viel solcher Waffen und in einen Menschenknäuel abgefeuert, ist sie sehr mörderisch.

Schatten überdeckt, mühsam dem steinigten Pfade folgten. Endlich erweiterte sich das enge Thal zur lachenden Ebene; die aufgehende Sonne spiegelte sich im Thau der Saaten, in den hohen Kirchenfenstern der freundlichen Stadt und vergoldete die Kuppel des stattlichen Domes vom Kloster Loyola, die über mächtige Kastanien aus der Ferne hervorragte. Die ruhigen Bürger mochten nicht wenig erschrecken, als sie beim Erwachen an allen Thoren und auf dem Markte die ungebetenen Gäste fanden. Der Alcalde, noch im tiefsten Negligé, schwor Stein und Bein, kein Insurgent sei im Städtchen, ließ durch einen Ausrufer Brot und Wein herbeischaffen, was schnell vertheilt wurde, und nach einer Stunde schon schlief, wer konnte, unter den Säulengängen des Marktes oder im Rathhause. — Nach einem militärischen Schlafextract und einer Xicara de Chocolate bei der schönen Frau des Alcalden dämmerte ich mit einigen Freunden durch die reinliche, festgebaute Stadt, die eine hohe Wohlhabenheit ihrer Bewohner verräth. Aber obgleich es ein Montag war, sah man nirgends eine Spur von Handel, Gewerbe oder Landbau, und alle Bürger waren „unos renteros“ — Rentenirer, wie der Alcalde sagte, oder Geistliche. „Wir Spanier arbeiten nicht gerne, meinte er, und behelfen uns lieber mit Wenigem, um nur nicht noch mehr ausgehen zu müssen.“ Ich denke aber, das wird sich schon anders machen, wenn wir lange im Lande bleiben.

Gegen Abend traten wir in's Gewehr. Der Oberst hatte von Landleuten, die man in die Stadt, aber nicht wieder hinauslies, erfahren, ein Haufe Insurgenten sei bei Villareal über die Chaussée gegangen und habe sich hierher geworfen. Diese mußte man nun aufsuchen. Wir gingen längs der Urola den schönen Weg nach Aspeitia, hielten aber auf halbem Wege bei der Brücke, die nach Loyola führt, um den prachtvollen Bau zu betrachten, der die Geburtsstätte des heiligen Ignaz, des Stifters der Jesuiten, verewigen soll. Die Kirche aus Marmor, der in der Gegend gebrochen wird, nach dem Entwurf des Meisters von den mächtigen Jüngern aufgeführt, steht ganz vollendet da. — Nach Sonnenuntergang ging's bei Aspeitia vorüber, in demselben Thale und an demselben Flusse liegend, wie Ascoitia. Die schöne Welt erging sich gerade am Espolon nach der Siesta und sah uns kaum an. „Vayan vmos con dios — geht mit Gott, mochte sie denken; aber unsere Leute sind zu klug, ihr werdet sie nicht finden, sie aber euch!“ — Wir folgten dem Laufe der Urola bis nach Cestona, wo wir vollends die Nacht abwarteten, dann aber über die Berge von Izarais nach Elgoibar gingen, durch den Deba wateten und noch vor Sonnenaufgang vor Eybar standen. Hier ist eine berühmte Gewehrfabrik; das Städtchen selbst liegt an einem reißenden Bache, in einer engen Schlucht auf steilen Felsen. Die Arbeiter standen unter Waffen, weil Don Gaspar de Jauregui in der Nacht vor den Thoren erschienen war und Einlaß begehrt, aber nicht erhalten hatte. Nach einem schrecklichen Schwur, diesen Schimpf an Elgoibar zu rächen, war er abgezogen mit seiner Guerilla auf Seitenwegen nach Elgoibar, einer bedeutenderen Gewehrfabrik, in der auch die Vorräthe von Eybar aufgehäuft sein sollten. Wir kehrten, obgleich schon ermüdet — wir waren zwölf Stunden schon im Gebirge marschirt — sogleich um und langten nach einem tüchtigen Klettern in Elgoibar an, ohne jedoch einen Voluntario zu sehen.

Dies Städtchen liegt freundlich in einer Ebene am Deba, ist mit starken Mauern und Thürmen umgeben und ganz artig für eine Landstadt. Der Alcalde, ein prächtiger Greis, Meister der Fabrik, jenen Bürgermeistern der Vorzeit ähnlich, die ihre Bürger auf die Wälle und in's Blachfeld gegen den Feind führten, brachte uns in das zur Citadelle eingerichtete Rathhaus und bewirthete uns auf's Beste. Um die Ursache befragt, warum er und die in Eybar sich den für die Freiheit des Landes fechtenden Insurgenten widersetzte, antwortete er: „Wir leben von unserer Gewehrfabrik, unsern Stahlarbeiten, die wir weit verschicken. Früher bewaffneten sich die Guerillas mit unsern Flinten und die Franzosen nahmen dann den Rest, bis endlich der Gouverneur von San Sebastian befahl, wir sollten entweder eine französische Garnison einnehmen, oder nicht mehr arbeiten; beides hätte uns ausgefogen und verderbt. Daher beschlossen wir, die wir 300 rüstige Männer zählen, die feste Bauart unsrer Stadt zu benutzen und mit der Königin Bewilligung keinen der Schnapphähne mehr einzulassen, die nur für sich, nicht für das Land umherstreifen und plündern, aber nicht fechten. Jetzt ist es überhaupt Unsinn, sich Ihrer Armee zu widersetzen, und alle Versuche, Ihnen zu schaden, schaden uns bei weitem mehr. Aber sollte einst eine Zeit kommen — und sie wird es! — wo wir hoffen könnten, durch gemeinschaftliche Anstrengungen und von mächtigen Bundesgenossen unterstützt, uns Ihrer zu entledigen — dann, meine Herren, werden wir nicht müßig bleiben. Bis dahin bleiben wir Ihnen jedoch zugethan, denn Sie sind hombres de bien, Ehrenmänner! — Wir schüttelten dem Alten herzlich die Hände und warfen uns sorglos auf die Streu; aber die Ruhe dauerte nicht lange. Am Nachmittag kam ein baskisches Bauerweib athemlos und mit blutenden Füßen an's Stadtthor gelaufen und verlangte zum Alcalden geführt zu werden. Kaum vermochte sie ihm zu berichten: Einige hundert Guerillas von Gaspard's und Longa's Banden, dieselben, welche in der Nacht vor Eybar waren, hätten am Morgen Marquina la Reyna überfallen, wo des Alcalden Bruder mit einigen französischen Gensdarmen und den angesehensten Bürgern im Stadthause sich gegen sie vertheidigten, weil sie eine ungeheure Contribution und die

Auslieferung der Franzosen forderten, um Rache wegen der Ermordung des Roxo zu nehmen. Der Alte ging zum Obersten und dieser zu den schlafenden Leuten. Ungefähr 50 der stärksten Bursche sprangen sogleich vom Lager auf, mit ihnen Armand, Firmin und ich. Wir fühlten keine Ermüdung und nahmen gern das Erbieten des Sohnes unsers Alcalden an, und durchs Gebirge einen kürzern aber beschwerlichern Pfad zum bedrängten Orte hinzuführen. Der Oberst wollte nachkommen. Alles flog vorwärts; nie fühlte ich mich so leicht und kühn! Aber es galt auch klettern und springen und schleichen und sich bücken, wie in Figaro's Arie. Endlich deckte uns die Nacht mit ihren Fittigen. Wir hörten schießen. „Gottlob! noch halten sie sich." — Dann sahen wir Gluth am Himmel. „Feuersbrunst!" — Endlich hörten wir einen Fluß rauschen — Geschrei und Heulen! — Nun noch eine Felsecke, — und unter uns lag das Städtchen gleich hinter einer Brücke am Flusse. Wir sahen ein furchtbares Feuer auf dem Markte lodern, um welches viele Bewaffnete sich drängten. Es ward stark geschossen, und geschrieen dicht daneben: ein Beweis, daß der Alcalde sich noch wehrte. Die übrige Stadt war dunkel und still. An der Brücke stand ein Posten, den man deutlich reden hörte. Niemand hatte uns gesehen. Drei Spanier voraus, drei wackere Burschen gingen auf sie los und ehe sie feuern konnten, hatten sie die Bajonnette in den Rippen. Nun hieß es laut: „Marsch! ein Hundsfott der einen Schuß thut!" — Es gab einen schönen, kurzen Kampf! Die Kerle, welche eher von des Himmels Einfall geträumt hätten, wehrten sich doch brav und außer ein paar Todten waren wenige von uns unverletzt. Ich erhielt einen Kolbenschlag, vergalt ihn aber auch. Glücklicherweise kamen uns die Eingeschlossenen zu Hülfe und nun zerstiebte die Bande in Nacht und Gebirg. Das Verfolgen unterblieb natürlich. Der Markt lag ziemlich voll Todten und Verwundeten; auch ein paar Piemonteser und ein Pole darunter, Deserteure aus früherer Zeit, die man nach kurzem Standrecht vollends erschoß. Die übrigen Verwundeten trieben wir als Gefangene in's Rathhaus, um sie mit den Unsrigen zu verbinden. Es waren schmucke Burschen darunter und zum Theil gar nicht verzagte.

Allmälig kehrte die Bürgerschaft wieder aus dem Versteck und holte von den Effecten, die auf dem Markte angehäuft waren, Jeder das Seine. Wir besetzten die Thore gemeinschaftlich mit den Bürgern und Gensdarmen und ich mußte lachen, unsre Jungen mit diesen fourniseurs de gibier de potence, die sie sonst verabscheuen, auf die Wache ziehen zu sehen. Eben so unerhört war es auch, daß das Volk uns segnete und unsre Füße küßte, das uns so glühend haßte. Aber bringt den Menschen nur Etwas; und wäret ihr der Teufel, sie nehmen's freudig!

Der Alcalde führte uns in sein zerstörtes, verwüstetes Haus. Seine beiden wunderschönen Töchter empfingen ihn mit einer an Wahnsinn grenzenden Freude. Auch uns umhalseten sie gegen die Sitte der spanischen Frauen und Firmin sah dabei aus, als küßte ihn seine Großmutter. Als sie unser Blut fließen sahen, umwickelten sie uns mit Allem, was von Linnen vor den zerschlagenen Schränken auf dem Boden lag. Die armen Dinger hatten arg in der Klemme gesteckt und sicher wäre der Alte ein Opfer des Rachedurstes der Insurgenten geworden ohne unsre Dazwischenkunft und die Ausdauer der Bürger, die lieber alles wagten, als die Franzosen auszuliefern, wodurch sie sich eine stärkere französische Garnison auf den Hals geladen hätten. — Wir bekamen bald vollauf zu essen und zu trinken von den Einwohnern und endlich langte auch der Oberst mit dem Rest der Compagnie an. Von Elorio kamen Gensdarmen, um die Stadt vor einem neuen Angriff sicher zu stellen und die Verwundeten nach Bilbao zu schaffen. Wir nahmen den zärtlichsten Abschied von unsern Schönen, von allem Volk, und gingen mit einem beneidenswerthen Gefühl in der Brust, aber müden, wunden Füßen, über Plasentia, eine dritte Gewehrfabrik, nach Villareal, wo wir Mouffard und Baraud mit den Jägern trafen und beim Klange der Becher alle Mühseligkeiten dieser Irrfahrt vergaßen. Und wie schliefen wir! — Am folgenden Morgen berichteten gut bezahlte Spione: Gaspar sei wieder beim Puerto San Adrian und erwarte Hülfe von der Provinz Alava; auch habe er einen Zoll beim Engpaß für Ferdinand VII. angelegt, der bei der starken Passage nicht unbeträchtlich ausfalle. In solchen Fällen schrieben die besondern Instructionen dem Obersten vor, zu marschiren, ob er gleich wohl einsah, daß bei dieser Art von Krieg der Zufall allein die Begebenheiten herbeiführe, doch bei gehöriger Vorsicht von Seiten der Insurgenten ihnen gar nicht beizukommen sei. Um indessen doch etwas Ordentliches zu unternehmen, fügte er die entbehrliche Mannschaft von Villareal seiner Colonne bei, und theilte diese in drei Haufen, die über Veazain und Ataun, Ormostequi und Segura und über die Pennas de Hiero und Cegama nach dem Puerto de San Adrian marschiren sollten. Wir erhielten den weitesten, beschwerlichsten Weg und sollten doch zuerst und zwar vor Sonnenaufgang noch auf dem Gipfel der Berge sein, weswegen wir uns auch gleich nach Mittag mit einem Wegweiser aus Zumaraga auf den Marsch machten und einen Gebirgsweg links von der Straße nach Bergara einschlugen.

Bald keuchten wir in Schweiß gebadet den steilen und felsigen Pfad hinauf, zwischen Büschen und Klippen, und erfrischten uns an einem Trunke in dem freundlichen Leyaszia, dessen wohlhabende Damen uns treuherzig empfingen und mit dem Besten bewirtheten. Von Insur-

genten wußten ſie nichts, weshalb wir unſere Wegweiſer behielten und nach kurzer Raſt weiter die waldigen Eiſenberge hinaufzogen. Aber auf einer beträchtlichen Höhe zeigte ſich am Abendhimmel ein hochaufgethürmtes Gewitter, das ſchnell zu nahen ſchien und unſern Führer in nicht geringen Schrecken ſetzte, ſo daß er ganz den Kopf verlor und umzukehren bat. Es erhob ſich ein Sturm, der die alten Stämme des Berges niederbog und das Gewölk raſch über den ganzen Himmel verbreitete; und es wurde vor der Zeit finſter und fernher grollte ſchon ein dumpfes Rollen. Von den Dörfern im Thale ſchallte Gebetläuten, man ſah die Heerden eilig die Triften hinabtreiben; die Thiere des Waldes eilten unter heiſerm Gekrächz in ihre Schlupfwinkel. Unſer Führer betete ein Ave nach dem andern und bog jedesmal ſein Knie, wenn ein Donner oder ein Blitz erfolgte. Man mußte eng geſchloſſen bleiben, um ſich nicht zu verlieren, auch alle Sorgfalt verwenden, das Gewehrſchloß trocken zu erhalten. Bald mehrte ſich noch die Beſchwerde, der Weg hatte ſich in einen Waldſtrom verwandelt, der uns von Höhen entgegenbrauſte und das Steigen faſt unmöglich machte. Einer hielt ſich an den Andern, und voran ein Unterofficier, den Führer an ſeinem Gürtel, den man ihm um den Leib gebunden, damit er nicht entlaufen könne, ſo ſehr er auch weinte und bat, man ſolle ihn freilaſſen. Als aber die Wuth des Wetters ſich mehrte, ſiegte die Furcht vor Gottes Zorn über alle Furcht vor Menſchen, und als man es ſich am wenigſten verſah, zerriß der Geängſtigte ſeinen Gürtel und ſprang ſeitwärts ins Gebüſch, wohin ihm zu folgen Keiner ſich getraute. Da ſtanden nun wir Verlaſſenen rathlos und unſchlüſſig! Nur Firmin blieb luſtig und ſagte: Irgend wohin führt der Weg, denn ich fühlte Räderſpuren unter dem Waſſer, als ich eben hinfiel! Laßt uns vor allem aus dem Walde, über den verwünſchten Berg in's Thal gelangen! Was Andere dagegen auch einwandten, überſtimmte der Sturm und der Donner und Armand ließ weiter gehen. Bald auch ließ der Regen nach, der Wald erhellte ſich, die Blitze zuckten ſeltener, und endlich traten wir auf einen ebenen weiten Bergrücken, in deſſen naſſem Raſen jedoch jegliche Spur eines Weges ſich verlor. Auf gut Glück ſchlugen wir eine andere Richtung ein; da ließen ſich in weiter Ferne, aus der Tiefe her, raſche Hammerſchläge eines Eiſenwerks vernehmen, und zum Abhang des Gipfels gelangt, ſah man deutlich die hellen Flammen aus der Eſſe ſprühen. Gleich war alle Noth vergeſſen! aber die Mühe war noch nicht überſtanden. Nur mit Lebensgefahr gelang es, in den naſſen, ſchwergewordenen Kleidern den ſteilen Berg auf glattem Geſtein und aufgelockerter weicher Erde in gerader Richtung hinunterzuſteigen. Endlich hörten wir das Rauſchen des Waſſers und der Räder und ſahen einen Schimmer der Gluth, die dem Rauchfange entſtieg, eine Thurmſpitze und große Gebäude aus den dunkel dahinter liegenden Höhen ſich emporheben, überſchritten dann einige Hecken, einen Graben, und ſtanden dann vor der weit geöffneten Thür der Werkſtatt. Wir traten hinein, ein paar lange, hagere, ſchwarze Kerle, nur mit einem ſchmutzigen, bis auf die Füße reichenden Hemde bekleidet, waren bemüht, einen Klumpen glühenden Eiſens, an einer langen Stange angeſchoſſen, aus der Gluth zu ziehen und unter den großen Hammer zu bringen, den ein dritter durch Anziehen einer Kette in eine dröhnende, langſame Bewegung ſetzte. Dabei ſchnoben und heulten die Bälge, ziſchten und ſprühten die Flammen, ſauſten die Räder, daß uns in dem weiten, ſchwarzen, verfallenen Raum, bei der wunderſamen Beleuchtung und den rieſigen, geſpenſtiſchen Geſtalten wie früher wohl in der Kinderzeit zu Muthe wurde. Noch hatten uns die Arbeiter nicht bemerkt und als wir nun mit Gewehrſtampfen und vielem Geräuſch eintraten, blickten ſie ohne Staunen und Furcht die fremden Gäſte an, und wieſen, grinſend die weißen Zähne von den ruſſigen Lippen entblößend, auf ihre Ohren. Mittlerweile hatte ſich faſt die ganze Schaar eingedrängt. Die Helle des Feuers ſpielte um die vorgeſtreckten naſſen Köpfe und von der Hitze dampften die durchnäßten Kleider ringelnde, röthlich gefärbte Wölkchen aus, die eilig gegen den Rauchfang hinzogen. Ein Arbeiter machte ſich Platz und hemmte die Räder; die Hämmer ſtanden, die Flamme ſank und nunkonnte man ſich verſtändlich machen. Armand fragte, wo man ſei? und zur Freude Aller entgegnete der Cyclop: „En Ceyama!“ Während er ſich weiter nach der Entfernung des Puerto, die noch drei Stunden betrug, erkundigte, und da es eilf Uhr war, von dem Alcalden eine Erfriſchung für ſeine Leute zu erbitten beſchloß, fiel noch ein närriſches Mißverſtändniß vor. Ein Grenadier wollte nämlich ſeine Pfeife bei dem Heerde anzünden, als ein Arbeiter ihn unſanft zurückſchleuderte, dann trotz alles Lärmens gegen ihn ein Stückchen Eiſen einige Augenblicke ganz ruhig in die Gluth hielt und es dem Erbitterten mit einer Art von Lächeln hinreichte zum bequemen Gebrauche.

Armand hieß das Commando für die Gewehre ſorgen und ſeiner hier warten. Er nahm nur einige Carabiniers und einen Arbeiter mit, um ſich zum Herrn des Eiſenwerks, der erſten Perſon hier, zu begeben. Draußen blinkten wieder die Sterne aus tiefblauem Himmel ihm entgegen. Er ging behutſam durch die Dorfgaſſe einem großen Gebäude zu, dem Alcalden angehörig, und wunderte ſich, viele Fenſter darin noch erhellt zu ſehen; ſelbſt auf dem Hofe war man geſchäftig, und er verdoppelte ſeine Aufmerkſamkeit. Leiſe nahte er ſich dem halbgeöffneten Gitterthore deſſelben und ſah, wie einige militäriſch gekleidete Leute beim Schimmer einer Laterne zwei Maulthiere zäumten beim Gepäck für ein drittes in Ordnung brachten, wobei ſie auf gut kaſtiliſch und ganz

unbefangen ſich beſprachen. Gleich darauf öffnete ſich ein Fenſter im Erdgeſchoß und eine Männerſtimme rief: „Macht geſchwind! Ich höre eben von Herrn, daß Franzoſen kommen!“ — „Wir ſind fertig!“ antworteten die Leute; „aber die Demonios müſſen noch weit ſein; der Bote hat ſie mitten im Walde aus Angſt ſtecken laſſen und uns avertirt.“ — Jetzt deutete Armand raſch auf die Bedienten und ſprang mit bloßem Degen durch den Hof ins Haus und das Zimmer, aus welchem eben die Stimme gekommen war. Ein ſchöner junger Mann, in einen blauen Mantel gehüllt, trat ihm entgegen, ſtand wie angedonnert, als er ſeine Farbe erkannte und draußen im Hofe ſeine Diener „Pardon!“ rufen hörte; dann warf er ſeinen Mantel zurück und legte ein Piſtol auf Armand an; als dieſer nicht fiel, ſondern auf ihn eindrang, zog er ebenfalls den Degen, aber hier fand er ſeinen Meiſter. Mit einem kräftigen Hiebe der gewichtigen Klinge war ſeine wie Glas zerſplittert, er ſelbſt vom ergrimmten Armand, der ſein heißes Blut über die erkaltete Bruſt rinnen fühlte, niedergeworfen, und eben ſollte ein fürchterlicher Streich ſein Haupt ſpalten, als mit dem gellenden Schrei: „Jesus, mi hermano!“ (mein Bruder!) ein ſchönes Weib ins Zimmer ſtürzte, ſich raſch über den beſinnungslos Daliegenden hinwarf, des Fremden Knie umfaßte und mit unendlicher Angſt zu ihm hinaufrief: „Por vida de dios! que no mates mi hermano!“ (Um Gotteswillen, tödte meinen Bruder nicht!)

Der Franzoſe ließ den Degen ſinken und ſtarrte faſt bewußtlos in die thränenglänzenden Augen, in die holden Züge des engelgleichen Antlitzes, jeder Regung unfähig. Endlich faßte er ſich; ſeine Leute, die gleich nach dem Piſtolenſchuſſe ihm nach ins Zimmer gedrungen waren, umſtanden ihn mit gefälltem Gewehr und fragten, ob ſie den Burſchen kalt machen ſollten? „Zurück!“ donnerte er, „rühre ihn keiner an, er iſt mein Gefangner!“ Dann befahl er Firmin zu rufen und das ganze Dorf zu beſetzen, ſchloß die Fenſter und die Thüre und trat wieder zu der reizenden Geſtalt hin, die noch immer den halbtodten Bruder mit ihrem ſchönen Körper deckte. „Stehen Sie auf!“ ſagte er ſanft auf Spaniſch zu ihr; „o ſtehen Sie auf, ich kann Sie nicht im Staube vor mir ſehen! Vertrauen Sie mir, was auch hier obwalte; ich bin ein Menſch und keiner der ſchlechteſten.“ — Voll Freude richtete ſie ſich empor, von ſeiner dargebotenen Hand unterſtützt, aber ſchnell warf ſie einen Blick auf die Hand und ſchrie laut auf: „Deine Hand iſt blutig! Haſt du ihn ſchon ermordet? Sieh her, auch ich bin mit ſeinem Blute befleckt!“ — Jetzt erſt fühlte Armand einen lebhaften Schmerz an ſeinem Halſe und das Blut unter dem Aermel ſeiner durchnäßten Kleidung über die Hand ſtrömen. Er ſagte es ihr, wie ſie den halbaufgerichteten Bruder feſt umſchlungen hielt, und ſetzte hinzu: „Ich habe des Blutes genug; jetzt nur von Ihnen, mein Herr. Wer ſind Sie? Gehören ſie zu den Inſurgenten, oder ſind Sie etwa der Don Gaſpar ſelber?“ — Stolz fiel der Erröthende ein: „Was denken Sie von mir? Ich bin Offizier im Regimeut Zamora und dies hier iſt meine Schweſter, die meine Eltern lange ſchon hier bei meinem Oheim verſteckten vor der lüſternen Wuth Ihrer Genoſſen. Ich kam von Alturien, um ſie nach Valencia zu führen. Ich haſſe Sie und Ihr Volk, es ſoll mein Liebſtes auf Erden nicht beſitzen. Eben wollte ich reiſen, als Sie — nun, Sie wiſſen Alles. Thun Sie, was Sie wollen, ich flehe Ihre Großmuth nicht an!“ — „Sie ſind mein Feind, entgegnete Armand, ich bin der Ihrige nicht. Ich wurde ausgeſchickt, die Aufrührer dieſer Provinz zu bekriegen, nicht einen Reiſenden anzufallen, der eine heilige Pflicht erfüllt. Reiſen Sie mit Gott!“ — „So bedaure ich, ſprach der Spanier, daß ich Sie verwundet; Sie bluten ſehr!“ — Das Mädchen ſah den Franzoſen mit ihren großen blauen Augen bittend an und lächelte mild. Da rief er: „Vor wenig Tagen habe ich erſt mein Blut für Ihr Volk vergoſſen! Mit Freuden ſoll es für Sie, Sennora, fließen. Eilen Sie aber und nicht über den Puerto San Adrian; Sie möchten ſonſt Andern begegnen, die nicht denken wie ich. Der Himmel geleite Sie; und ſollte ich Sie, Camerad, jemals wiederfinden, ſo will ich Ihnen gern Genugthuung geben, daß ich Sie mit der Hand berührte; oder wollen Sie gleich?“ — „Nein! erwiderte der Spanier; Sie haben mich nicht beleidigt und Ihre Großmuth ehre ich, wenn Sie die Schweſter nicht zurück behalten!“ — „Pfui, Herr!“ rief Armand; „gehen Sie jetzt gleich! Ach, Madame, dachten Sie auch ſo von mir?“ — „Nein!“ ſagte ſie.

Hier ſtieß Firmin die Thür auf und rannte auf Armand zu. Was iſt hier? fragte er. Du bluteſt ja?“ und riß ihm die Kleider auf. Ihn ſanft von ſich weiſend, entgegnete der Gefragte: „Es war ein Irrthum; dieſer Herr mußte mich für einen Buſchklepper halten und ſchoß nach mir. Sonſt nichts! Sorge nur dafür, daß die Leute und Thiere frei kommen, und rufe den Hausherrn. Ueber dieſe Jugendſtreiche bekommen die Soldaten keinen Tropfen Wein!“ — Firmin blickte fragend und kopfſchüttelnd bald den Freund, bald die an ihres finſtern Bruders Bruſt Geſchmiegte an, lächelte, nickte viel und ging.

„Nun ſchnell fort! Ich muß noch weiter!“ bat der blaſſe Armand; „aber nicht nach dem Puerto!“ — Der Spanier reichte ihm die Hand und ſagte: „Sie ſind ein edler Menſch! Es thut mir leid, daß ich von Ihnen ſcheiden muß! Jetzt folge Deinem Herzen, und danke ihm für mich mit.“ — Da trocknete die Hocherröthende ihre leuchtenden Augen, ſtand hochaufgerichtet und ſah

den Franzosen durchdringend an, der ganz umgewandelt, seiner nicht mehr mächtig, matt und doch selig, wie ihm zuvor nie gewesen, seine Arme nach der Holden ausbreitete, in die sie auch nach der Anstrengung, stark zu scheinen, weinend niedersank an seine laut klopfende Brust.

Feuilleton.

Die Züge im menschlichen Leben. Wenn der Mensch geboren wird, wenn er das Licht der Welt erblickt, jenes Licht, das zu verdunkeln noch nicht den Obscuranten gelungen, dann hält der Mensch seinen Einzug. Diese Weltvisite, dieses Ankömmen zu oft ganz ungewöhnlicher Stunde, ist unstreitig der einfachste Zug, denn der Mensch bringt Nichts, so zu sagen gar Nichts mit. Und eben deshalb, weil der Mensch in diese gesetz- und mandatvolle Welt gar Nichts mitbringt, keinen Paß, keinen Schein, wo er sich zuletzt mit gutem Betragen aufgehalten, deshalb läßt der Mensch wohl auch gleich einen Schrei vernehmen. Ja, ein volles Presto, einen Schrei, an welchem sich besonders die Hebamme erquickt, denn wenn das Kind nicht schreit, so schreit die ganze Welt darüber und das Kind wird mit kaltem Wasser angeprüht, damit es erwache und auf dem Lungenflügel die ersten Accorde zur „Schule des Lebens“ spiele.

Vor mehreren Jahren erschien von einem Arzt ein Buch unter dem Titel: „Sollen wir die Kinder schreien lassen?“ — Natürlich! auf alle Fälle! So Etwas erweitert die Brust und wer soll denn anders schreien als die Kinder? Wenn der Mensch groß geworden ist und den Schreier spielen will, da wird er auf's Maul geschlagen oder wohl gar eingesteckt.

Ist ein Kind geboren, so kommt nicht selten ein Extrazug und bringt noch Eins, was dann zusammen im Cours des Lebens als „Zwillingspaar“ notirt und als Ueberfracht angesehen wird. In solchen Fällen ist bei der unerwartet reich ausgefallenen Ehe-Dividende oft ein Umzug nöthig, ein Eilzug: der Vater wird ausquartirt, der Gute räumt den Platz den Zwillingen und in seinem Innern geht ihm ein Licht, ein ganzer Fackelzug auf, was es heißt: Familienvater zu sein.

A propos: Fackelzug! Das ist jedenfalls ein Lichtpunkt im Leben eines Menschen, der nicht zu den kleinen Leuten gehört, er muß wenigstens Professor, Deputirter, Universitäts-Rector oder sonst ein großes Licht im Staate sein. Es ist da oft mit Verwunderung zu sehen, wieviel Pech eine Universität hat, wenn es gilt, einen solchen Mann im wohlverdienten Licht zu zeigen. Eilig, weil es Vielen schon auf die Finger brennt, kommen sie herbei und bringen ihm unter rauschender Blechmusik ein donnerndes Hoch. Der Gefeierte öffnet sein Fenster und hält eine Rede herab, fast so feurig wie die brennenden Fackeln, obgleich der Eingeweihte merkt, daß dabei auch viel Qualm mit unterläuft.

Wenn der Abzug der Versammelten vom Hause geschehen, wird gewöhnlich noch ein Umzug durch die Straßen der Stadt gehalten, wo das voranmarschirende Volk einen wahren Heuschreckenzug bildet. Von dieser Grille geht es nicht ab, denn das Volk liebt das Licht und die Freiheit, selbst bei der Gefahr, dabei ein wenig angeräuchert zu werden.

Das Wort Auszug erinnert uns an das Leben auf dem Dorfe, wo sich manch alter braver Familienvater auf den Auszug begiebt und seinem Sohn oder Schwiegersohn das Gütchen verschreiben läßt. In vielen Fällen ist dies ein unbesonnener Streich, denn so ein Auszug ist oft weiter Nichts als eine Entsagung der väterlichen Rechte, eine Vollmacht für den Sohn, wodurch dieser die Befugniß empfängt, bei Braten und Wein zu schwelgen, während der alte graue Vater mit Hafergrütze vorlieb nehmen und sich noch bedanken muß, daß er nicht Baumrinde zu knabbern bekommt. Eine Auszugsstube ist für die Aeltern oft ein wahres Armesünderstübchen, ein kleiner Kirchhof, wo manches Kreuz zu sehen und das Gewissen der Kinder an keine Auferstehung glaubt.

Ja, das Gewissen, es ist in der Gegend der Herzkammer eigentlich der Klingelzug, der in Bewegung gesetzt wird, sobald eine böse That eintritt. Bei vielen Menschen aber ist die Klingel eingerostet, wie auch die Moralisten und öfters Criminalisten daran gezupft und gezerrt. — Verhärtet in den Kreuz- und Querzügen der Sünde hat sie keinen Klang mehr, wenn die Finger der Elohim daran pochen. Nur dann, wenn einmal der Auszug der Seele geschieht aus dem gebrechlichen Gehäuse, wenn der Tod seine Sense schleift, dann auch wird wieder wach werden seine Stimme.

Wir wollen schweigen von den Umzügen und Durchzügen und wie ihre Namen noch weiter tönen. Der schönste Zug im Leben des Menschen ist unstreitig sein Leichenzug, denn dann ist's aus mit jeglichen Beschwerden. Jeder denkende und fühlende Mensch muß ja im Leben schon so Manches begraben: seine Jugend, seine Freuden und seine Hoffnungen. Später freilich, wenn der Mensch todt ist, da weiß er Nichts von seinem Leichenzug; in den Mienen der Leidtragenden aber kann

man seine Biographie lesen, jede herabperlende Thräne ist ein Gedicht zu seinem Ruhm.

Ein ergötzlicher Criminalfall kam neulich in der Sitzung des Bezirksgericht in Löban vor. In dem Dorfe Bertheldorf lebt ein alter, wohlhabender Getreidehändler, welcher schon seit zwanzig Jahren nach dem früheren Verbilde seines Vaters alljährlich am 9. Mai im Stalle ein Feuer anzündete und aus seinem Zauberbuche darüber den Segen sprach, damit den Sommer hindurch sein Vieh nicht durch die Fliegen geplagt werde. Er zündete auch diesmal am 9. Mai sein Feuer an und murmelte seinen Spruch, als er plötzlich gewahrt, daß die Flamme herumleckt und einen gefährlichen Charakter annimmt. Anstatt sie auszutreten, blättert er in seinem Zauberbüchlein, bis er den Spruch findet, welcher jedes Feuer dämpft, und schlendert ihn hiergegen. Während der Beschwörung aber kann er sich der Angst nicht erwehren, denn als er sieht, daß die Flamme immer weiter spielt, da ruft er ihr ein „Sachte!“ und zuletzt: „Donnerwetter, sachte!“ zu. Aber das entfesselte Element hört nicht auf den Faust von Bertheldorf, es ergreift sogar das Dach und der Zauberer muß Hals über Kopf die Flucht ergreifen, wobei ihm sein Buch entfällt. Das Feuer greift um sich, frißt nicht nur das Zauberbüchlein, sondern auch noch 150 Scheffel Hafer, 200 Scheffel Korn und endlich das ganze Gebäude. Der Lausitzer Nostradamus ging vor Gericht, machte die Ursache des Brandes bekannt und soll vor Allem den Verlust des Zauberbüchleins beklagen.

Die vielen Unglücksfälle, schreibt eine englische Zeitung, welche durch Zusammenstoßen von Schiffen auf den atlantischen Fahrten vorgekommen sind und sich bei einer Steigerung des Verkehrs noch häufen müssen, werden wohl schließlich zu einem universellen Völkervertrag führen, um den Ocean, wie die Amerikaner vorgeschlagen haben, in „Schifffahrtsgassen“ zu theilen. Die Zone, welche bei dem europäisch-amerikanischen Verkehr von Dampfern benutzt wird, hat eine Breite von 250 englischen Meilen. Wenn man daher die Fahrzeuge auf einen Raum von 20 — 50 Meilen an den Gränzen dieser Zone beschränkte, der eine Weg bei der Ueberfahrt, der andere bei der Rückfahrt eingeschlagen würde, so könnten sich die Dampfer nie begegnen und eine der Ursachen von Unglücksfällen wäre auf immer beseitigt.

Mannestreue. Manche der früher gebräuchlichen Bilder und Symbole, bemerkt Professor Schneider, haben sich auch im Laufe der Zeit umgestaltet, andere sind an ihre Stelle getreten, wenn genauere Naturbeobachtung zeigte, daß sie den zu bezeichnenden Gedanken schärfer aussprechen. Ja, oft möchte man in solchen Vertauschungen den strafenden Volkswitz vermuthen. Die alte deutsche Mannestreue ist zwar eine etwas derbe, auch rauhe und stachelige Pflanze, aber dauerhaft in Gestalt und unverwüstlich echt in Farbe; was man dagegen heut zu Tage Männertreue nennt, ist ein kleines Blümchen, das, kaum gepflückt, schon abfällt, dessen allerdings anlockend schöne Farbe schon nach wenig Stunden an der Sonne verbleicht.

Ein Amazonenbad. Daß die Engländer immer etwas Apartes haben müssen und abweichen von den Sitten und Gebräuchen anderer Menschenkinder, erwies sich vorige Woche in der Nähe von Edinburgh. Da kamen zwei englische Damen in gestrecktem Galopp nach dem Strand des Seebades geritten, begleitet von einem Bedienten, der noch ein Pferd mit sich führte, auf dessen Sattel ein Pack Kleider geschnallt war. Am Strand angekommen, wo die Badekarren stehen, warfen sie ihr Reitcostüm ab und, angethan mit einem leichten Bademantel, ritten die Damen mit ihren Pferden in die See, daß man oft nur Hals und Kopf der Renner sah. Als diese Badeteur zu Pferde vorüber, wechselten die Damen ihre Kleider und es ging wieder fort, daß Kies und Funken stoben.

Ludwig der Achtzehnte, dem man große Umsicht und Menschenkenntniß nicht absprechen konnte, sagte einst: „Die Treue steht mit der Löhnung im Verhältniß; mit dem Gelde, welches mich diejenigen kosten, die mich aus Eigennutz lieben, hätte ich zehnmal diejenigen erkaufen können, die mich hassen.“

Theater.

Berlin. Fräulein Marie Seebach hat Berlin verlassen. Ihre letzte Rolle im Königlichen Theater war die Wiederholung des „Gretchen“, am 25. Juni. Gleich Tags darauf spielte sie auf der Friedrich-Wilhelmstädtischen Bühne die „Adrienne Lecouvreur“, die ihr im Hoftheater nicht bewilligt worden, und mit dieser Vorstellung nahm sie Abschied von unserer Residenz. Die Ansichten über ihre künstlerische Kraft und Fähigkeit sind nicht zur allgemeinen Uebereinstimmung gekommen, wohl aber haben sie sich in den Köpfen der Einzelnen bestimmt fixirt. Die wahre Auffassung ihres Wesens, ja eine classische Abhandlung über sie hat Prof. H. Th. Rötscher in der Spenerschen Zeitung niedergelegt. Der Artikel ist überschrieben: „Endurtheil über Frl. Marie Seebach“ und datirt vom 25. Juni. —

In der Friedrich-Wilhelmstadt gastirt augenblicklich der bekannte Komiker Triebler, nachdem kurz zuvor die unübertreffliche Tänzerin Nadejda Bagdanoff aus Petersburg ihren Gastrollencyclus geschlossen. —

Die Königstädtische Bühne hat ihren regen, geschäftigen Fleiß leider einmal ziemlich vergebens aufgewandt.

Die Wiener Posse von F. Kaiser „Etwas Kleines“, die mit großen Kosten und trefflicher Ausstattung in Scene ging, konnte den dauernden Beifall des Publikums nicht erwerben. Der Schauspieler Herr Grois aus Wien wirkte als Gast darin mit. Nach wenigen Aufführungen ist das Stück ad acta gelegt worden. Schade um die schönen Decorationen und den Eifer, den Director Wallner und sein Personal an die Posse verschwendet!

Moden-Bericht aus Paris.

Für das Landleben existiren zwei Moden, die jede in ihrer Weise eine besondere Aufmerksamkeit erfordern; es sind dies die einfache, zierliche Toilette für die Hütte und das Dorf, die Phantasie- und Staatsgarderobe für die Villa, das Schloß, den Park. Das Bad nimmt außerdem noch das Interesse für die Balltoilette in Anspruch, und von dieser ist es, von der wir hier zuerst sprechen wollen. Die Balltoiletten des Sommers sind ganz und gar verschieden von denjenigen des Winters; Mme. Augelot versorgt ihre schönen Badereisenden mit Mousseline-, Organdi-, Gaze- und Tüllkleidern, unter denen besonders letztere sich durch leichte Grazie auszeichnen, so daß sie der schönste Schmuck eines jungen Mädchens, einer reizenden Frau sind. Die genannte Künstlerin macht viel doppelte Volants, die, aus zweifach übereinanderfallendem Tüll gebildet, den Körper ganz in diesen leichten Stoff hüllen, der außerdem mit langen Kränzchen der hübschesten Blumen, der frischesten Blätter, ebenso einfach als elegant garnirt wird.

Was die weißen Mousseline-Kleider betrifft, so geben wir hier die Beschreibung eines reizenden Arrangements, das, im Geschmack Louis XVI. ausgeführt, von unnachahmlicher Schönheit ist. Ein weißes Mousseline-Kleid hat zwei breite Volants, in deren Saum ein farbiges Band gezogen und die in einem Falbala oder gebrannten Mousseline-Streifen endigen. Ueber die Volants ist eine Puffe gesetzt, auf sie herab aber fällt eine kleine offene Tunika, die mit einer Puffe und einem gebrannten Volant garnirt ist. Dieses Kleid hat zwei Tailen, die eine ausgeschnitten, die andere hoch und glatt, alle beide mit einem Fichû Marie Antoinette, das an den Seiten geknüpft ist. Die Aermel, der genannten Zeit entsprechend, endigen in zwei Volants.

Mme. Augelot hat die Schöße aufgegeben, oder sie macht sie wenigstens nur an Morgenkleidern. Alle wollenen Kleider, Phantasiestoffe genannt, fertigt sie ebenfalls mit runden Tailen, ohne Schöße an, es sind dies die irländischen Barège; wollene Gaze; Kleider von Ziegenhaar, Wollen-Grenadine, Barège u. dgl., alle mit Abpassungen von neuen und ausgezeichneten Mustern.

Die ausgeschnittenen Tailen sind ganz und gar en vogue; die hohen Tailen von leichten Stoffen werden vorn und hinten in Falten gezogen und mit einem Gürtel umschlossen. Immer noch ist es aber die Weite der Röcke und ihre abstehende Form, die die größte Sorgfalt der Damenwelt in Anspruch nimmt. Und gewiß ist es eine große Sorgfalt, die diese Mode erfordert, denn nichts Ungraziöseres als ein schlecht arrangirter Reifrock, oder ein langes, weites, schlapp herabhängendes Kleid; besonders letzteres ist bei einer Weite von zehn Breiten, wie wir sie oft sehen, völlig unmöglich und unstatthaft. Eine neue Pariser Erfindung, die Korb-Unterkleider von Constant-Jourdan, macht Furore; es ist eine Erfindung comme il faut für die elegante Damenwelt; nach ihr kommen die lages, für deren Tragen indeß eine doppelte Vorsicht anzuempfehlen ist, damit sie nicht bemerkbar sind, und die leichten Unterkleider von quer gerippten Stoffen, mit mehreren breiten Volants und in die Säume des Reckes gezogenen dicken baumwollenen Schnüren.

Jeder Künstler hat seine besondere Art, sich auszuzeichnen und seine Kunst auszuüben; die Schule Palmyres ist die erste an Sauberkeit und Geschmack. Hat man aber eins ihrer köstlich sitzenden Kleider, so gehört entschieden ein vollkommenes Corset dazu. Es giebt ein Corset, das, ohne die Hüften zu beengen, der Gestalt eine Leichtigkeit und Grazie sonder Gleichen giebt; sie sind von Mme. Deschamps Alan, deren Schnitt von seltener aristokratischer Eleganz Alles in sich vereinigt, was der verwöhnteste Geschmack zu fordern berechtigt ist. Sie geben der Taille eine schlanke Grazie, lassen Brust, Achseln und Hüften frei und verleihen allen Bewegungen des Körpers eine entzückende Leichtigkeit.

Constantin ist in voller Arbeit, um die schönen Ball-Coiffüren herzustellen, die seine Kundinnen bei der Abreise nach den Bädern von ihm verlangen; jede derselben ist von besonderer Auszeichnung und ihre Beschreibung daher unmöglich. Constantin hat die Kunst erfunden, die Blumen, die in allen Welttheilen erblühen, bei sich zu beleben. Einige sind lateinisch benannt, andere blühen in den Feldern, in Gehölzen, in Wüsten. Auf italienischen Strohhüten ist nichts reizender als feine Guirlande von kleinem Wesberich mit langen Gräsern vermischt. Für das Reisstroh sind Kränze von Haiderosen mit grünen Blättern das Beliebteste. Auf Tüllhüten feine Guirlanden von Glockenblumen, Levkojen, Nelken, Vergißmeinnicht und Waldblümchen.

La Petite-Fadette umkränzt ebenfalls mit Blumen alle ihre runden Strohhüte für kleine Mädchen, und

sie hat Recht, denn nichts kleidet ein Kindergesichtchen, besser als ein Kranz von Maiblumen, Maßliebchen, Kornblumen, blauen Flachsblumen und kleinen Pompon-Röschen.

La Petite-Fadette fertigt auch Ueberzieher für die kleinen Mädchen, denjenigen ihrer Mütter ganz gleich, an; sie stehen den kleinen zierlichen Taillen zum Entzücken und geben ihnen eine natürliche Grazie, ohne ihre Bewegungen zu hemmen. Alle die ausgezeichnetsten und comfortablesten Kinder-Toiletten des genannten Hauses, sind mit Schrägstreifen von Popeline oder Taffet eingefaßt, was eben so einfach als hübsch ist.

Wenn das Landleben besondere Toiletten erfordert, so bezieht sich dies auch auf die Möbel und Einrichtungen in den Landhäusern. Die eisernen Bettstellen von Dübisson werden dutzendweise nach dem Lande befördert, um die Villas und Schlösser zu möbliren; dasselbe geschieht mit seinen Pferdehaar-Matratzen, seinen Decken, Vorhängen, kurz mit Allem, was die Herstellung eines guten Bettes betrifft. Als unentbehrliches Möbel auf dem Lande ist aber besonders ein Schlaffopha empfehlenswerth; es dient während des Tages als Ruhelager, und des Nachts, wenn unerwartet Besuch eintrifft, als Bettstell; es genirt nicht, sondern ist im Gegentheil nützlich und luxuriös, da es dazu bestimmt ist einen Salon, oder ein Boudoir zu schmücken.

Erklärung des Modekupfers.

1. Ein Knabe von sieben Jahren. Kleiner Paletot von grauer Popeline, eingefaßt mit schwarzem Sammet, und zugeknöpft mit schwarzen Sammetknöpfen. Pantalon desselben Stoffes, unten und an den Seiten mit Sammetstreifen garnirt; sie enden am Knie und sind unten mit einem breiten gestickten Batist-Volant eingefaßt. Graue Stiefelchen mit schwarzen Maroquin-Spitzen. Runder Filz-Hut. Batist-Hemde mit gesticktem Kragen und Manschetten.

2. Mädchen von acht Jahren. Kleid von Ziegenhaar, vorn schürzenartig, mit festonirten Streifen und Knöpfen garnirt. Halbhohes Leibchen mit Schößen und festonirten Revers. Quergefälteltes Chemisette mit gesticktem Einfaßstreifen. Unter-Aermel mit drei Mousseline-Puffen. Italienischer Pamela-Hut mit einem Bande um das Käppchen garnirt; im Innern Touffes von Blonde und Band.

3. Mädchen von zehn Jahren. Carrirtes Popelinekleid mit glattem Rock. Schoßjäckchen von schwarzem Taffet, mit einer sehr reichen Chenillefranse garnirt. Pariser Kragen. Aermel Herzogin mit gestickten Volants. Taffethut mit carrirt aufgesetzten, schmalen, schwarzen Sammetbändern besetzt und eingefaßt. Im Innern eine Blondenrüsche und kleine Röschen. Schwarze Sammet-Armbänder. Stiefelchen von Wollen-Atlas, mit der Farbe des Kleides übereinstimmend.

4. Kleines Mädchen von zwei Jahren. Piquékleidchen mit eckigem Leibchen und kurzen Aermeln; mit kleiner Stickerei verziert. Gestickte Pantalons. Blaue Stiefelchen.

5. Knabe von fünf Jahren. Rock von indischem Nanking, an jeder Seite mit weißen Posamenterie-Litzen garnirt. Nanking-Jacke offen und abgerundet, garnirt mit den Borden des Rockes. Kragen und Unterärmel von gestreiftem Batist. Gestickte Pantalons. Maroquin-Mützchen und Maroquin-Stiefel.

6. Knabe von zehn Jahren. Casimir-Jacke. Weiße Piquéweste. Piqué-Pantalon. Stiefel von Glanzleder mit Bandschleifen. Hemde mit zurückgeschlagenem Kragen und einer Band-Cravatte unter demselben. Mütze von italienischem Stroh.

7. Knabe von neun Jahren. Sammet-Jacke, an den Aermeln breite Revers, vorn mit einer breiten Borte und Knöpfen garnirt. Weiße Pantalons. Runder italienischer Strohhut.

8. Mädchen von neun Jahren. Klein gestreiftes Taffetkleid mit drei Volants, die Sammetstreifen einfassen. Leibchen ohne Schooß, mit einer Berthe, die, hinten rund, vorn sich kreuzt und hinten in zwei Zipfeln endigt. Halbweite Aermel mit Revers, die ein Quarré von Sammetbändern schließt. Schweizer Unterkragen. Damit übereinstimmende Unterärmel. Die dicken Haarflechten hält eine in Enden herabfallende Sammetschleife zusammen. Weiße Pantalons. Stiefelchen von der Farbe des Kleides.

Die Abonnenten der ersten (Acht Thaler-) Ausgabe erhalten als Extra-Zugabe:

Eine Ansicht von Berlin.

Die Zeitung für die elegante Welt erscheint wöchentlich und zwar in drei verschiedenen Ausgaben:

Erste Ausgabe mit allen Beilagen zu 8 Thalern jährlich. Enthält im Jahrgange 52 Damen- und 24 Herren-Modekupfer, Musikbeilagen, Musterkarten für weibliche Arbeiten u. Moden. Schnitt-Tafeln für Herren, Patichinomanie-Bogen, Portraits, Genrebilder ꝛc.
Die zweite Ausgabe zu 5 Thalern jährlich bringt denselben Text und ausschließlich Damen-Modekupfer und Musterkarten.
Die dritte Ausgabe zu ebenfalls 5 Thalern enthält nur Herren-Modekupfer, bringt aber ebenfalls 52 Lieferungen Text.

Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen Bestellungen an.

Verlag von **Otto Janke in Berlin.** Verantwortlich: Dr. **O. Girndt.**

Buchdruckerei von Gustav Lange in Berlin.

№ 29. Siebenundfünfzigster Jahrgang. 1857.

Zeitung für die elegante Welt.

Die Abonnements-Bedingungen befinden sich am Schlusse des Blattes.

Redaction: Th. Drobisch in Leipzig und Dr. O. Girndt in Berlin.

Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen hierauf an.

Von dieser Zeitschrift erscheint wöchentlich eine Lieferung von 1½ bis 2 Bogen Text, mit artistischen und technischen Beilagen, bestehend in Pariser Modekupfern, Muster- und Schnitt-Tafeln für Damengarderobe ꝛc. in sorgfältigster und reichster Auswahl.

Auf Wiedersehn!

Von

Leo Goldammer.

1.

In Polen war's in einem kleinen Städtchen, drei Viertheile Juden die Einwohnerschaft. Ringsum der Krieg und der Hunger und eine Hundekälte dazu. Bald jagten die Franzosen die Russen durch den Ort, bald brechten die Russen hinter den Franzosen wieder her. Die Letzteren mußten hier Stand halten, ihre Magazine waren in der Nähe und von Moskau kamen sie herunter, wo ihnen alles verbrannt und verfroren war bis auf den Appetit.

Was von den Bewohnern des Städtchens vor den Feinden und ihrem ewigen Scharmuziren hatte entfliehen können, war in die Wälder geflohen, suchte Schutz bei den Wölfen. Das ganze Volk Israels war dahin übergesiedelt. Höhlen und Hütten waren sein Obdach. Der Schnee hing in den Tannen, Nachts hingen auch die blinkenden Sterne darein — lauter Weihnachtsbäume; Die Erde der Tisch, der Schnee seine Decke und der Bescheerer im Himmel darüber. Er bescheerte die Hoffnung auf bessere Zeiten, und Juden wie Christen glaubten ihren Heiland darin.

Was im Städtchen verblieben, das waren meist nur die Bäcker des Orts. Ihnen hatte der Feind Wachen ins Haus gelegt, zwei Mann in die Backstube, einen beim Meister, damit Meister und Gesellen nicht ausreißen konnten. Brot gilt im Frieden schon viel, im Kriege gilt's mehr, als das Pulver.

Unter den Bäckern nun war auch ein Jude im Ort, das war der einzige seines Stammes, der nicht hatte entweichen können.

Er mußte backen und backen — die Franzosen hatten einen gewaltigen Grad Hunger.

Sonst hielt er sich einen Gesellen und seine Mägde — er war zugleich Gastwirth und Brenner und Kaufmann und Gott weiß was noch — mußten helfen in der Bäckerei; jetzt konnten sie's aber nicht schaffen. Mehl lieferten die Franzosen — wo aber Gesellen hernehmen? Wo der Feind ist, da wandert nicht gern Einer hin, und was dahinwandert, nimmt wieder kein Mensch gern ins Haus; das ist richtige Art. Der arme Jude befand sich in kitzlicher Lage deshalb. Aus den Augen ließen ihn die Franzosen nicht; er hatte ihnen den Vorschlag gemacht, einige Gesellen aus der nächsten großen Stadt herholen zu dürfen, darauf sagten sie aber: Du bleibst! Er mußte warten, ob Einer käme, und mußte nehmen was kam.

Der Erste nun, der bei ihm zusprach, war ein Strohmer, ein Fechtbruder, dessen beständiges Leben auf

der Landstraße seinen Zügen ein verwittertes Ansehen geliehn.

Suchst Du Arbeit? fragte ihn der Jude.

Ich suche den, der die Arbeit erfunden hat, war die Antwort darauf.

Wie heißt Arbeit erfinden! Hier ist welche. — —

Ich will keine! Gieb mir mein Gescheut; ich muß weiter.

Aber der Jude nahm ihn beim Knopf: „Muß ich bleiben, mußt Du's auch!“ und rief seine Wache zu Hülfe. Da blieb er.

Einen Zweiten hatten die Franzosen bei ihren Streifereien abgefaßt, und das war ein rüstiger Bursch, kaum in die Zwanzig getreten, aber von markigem Bau. Zwei Mann zur Begleitung wurde der in die Arbeit gebracht und brauchte der Polizei nicht erst gemeldet zu werden.

Natürlich arbeiteten beide nicht gern und gedachten's dem Meister zu vergelten, um so mehr, als dieser ein Jude war.

Des Juden Haus war zweistöckig. Unten zur Rechten befand sich die Gastwirthschaft. Links war die Verkaufsstube der Bäckerei, und dahinter der Ofen und die Backstube. Darüber wohnte und schlief er.

Unsre Feierabendsgesellen — nur für die Tage der Noth waren sie in Arbeit gesprochen — der Strohmer also und der rüstige Bursch waren bald gute Freunde miteinander. Der Strohmer verstand zu erzählen; er hatte die Welt gesehen von Moskau bis Amsterdam, von Kopenhagen bis Constantinopel. Gegen ihn war der Junge noch ein Kiek in die Welt, der, wenn er auf seinen Wanderfahrten Etwas durchgemacht haben wollte, aufschneiden mußte. Aber auch der Andere ließ es nicht fehlen daran. Lügen konnten sie Beide wie gedruckt. Da wurden denn Sachen aufgetischt, geschehen und nicht geschehen, möglich und unmöglich; und die Franzosen, wenn's gerade Deutsche oder Elsasser waren, welche, Gewehr im Arm, ihre beständigen Zuhörer abgaben, wurden dadurch meistens in gute Laune versetzt. Waren sie das, dann theilten sie den Gesellen von ihrem Branntwein mit, oder holten ihn extra aus der Schenke des Juden. Das Lügen und Witzereißen bei der Arbeit brachte ihnen sonach was ein, hatte aber den Nachtheil für sie, daß sie ihre erlogenen Schlechtigkeiten zu glauben anfingen, und für den Jüngern insbesondere, daß er sie kaum noch für Schlechtigkeiten ansah; es wurde ja darüber gelacht.

Ein zweiter Schaden entstand aus dem Trinken bei der Arbeit. Der Strohmer war's gewohnt; ein Quart alle Tage, und noch dazu Doppelten, das glitt ihm wie Wasser durch die Kehle. Ordentlichen Respect hatte der Jüngere vor ihm, sah er ihn die große Rinne anlegen, wie er's nannte, wenn er einen Schluck nahm. Und seine Miene drückte dies aus. Trink, Bruder Herz, rief ihm der Andere dann zu, das giebt einen ausgepichten Magen, und überdies kostet's uns Nichts; 's geht auf Regiments Unkosten! Beides waren Gründe, welche sehr einleuchtend schienen. Drum wurde getrunken.

Des Strohmers Fleisch war natürlich nur Schlempe, seine Knochen nur Zunder. Arbeiten mußte der Jüngere für ihn, wo's einen Schweißtropfen galt. Dafür ward ihm ein Viertel des Lohnes verheißen, den Jener zu erwarten hatte. Und der Lohn für Beide sollte nicht schlecht sein; waren ja in Arbeit gepreßt, dachten zu fordern deshalb, daß es dem Juden an's Leben gehen solle.

Drei Tage so mochten sie thätig gewesen sein; eben so sehr in den Backtrögen als über den Schnapsflaschen des Meisters, und die Franzosen machten noch immer keine Anstalt, das Städtchen zu verlassen. Fragten die Russen darum an, so höflich als sie's von den Franzosen erlernt, dann platzten ihnen diese ein paar Patronen entgegen. Mochten die Russen dieser Artigkeiten nun überdrüssig werden, oder erkannten sie's nicht dafür: endlich wurde ihnen die Zeit zu lang und sie beschlossen einen nächtlichen Ueberfall.

Leise, wie ein Rudel Wölfe, schlichen die kleinen Pferde der Kosacken über den knarrenden Schnee. Der Mond schien hell, aber sie zogen im Schatten und Schutze des Waldes. Die Spitzen ihrer Lanzen waren das einzige Blanke an ihnen, die feindlichen Posten konnten sie unmöglich entdecken.

Rund um die Stadt zogen sie sich; in einiger Entfernung folgten ihnen Kanonen auf Schlitten.

Auf der Hauptstraße schob sich die Infanterie vor gegen den Ort. Diese war gesichert gegen Entdeckung durch die Windung des Weges und durch die Allee, mit welcher er besetzt war. Auch sie hatte Kanonen in ihrer Mitte.

Im Städtchen schlief Alles. Den ganzen Tag hatte es Scharmützel gegeben; die Franzosen waren müde zum Sterben. Manch junges Blut mochte träumen von Frankreich, vom Vater, von der Mutter, von der Geliebten — oder von seinem Kaiser und der umstorten Gloire! Selbst die beiden Wachen in der Backstube des Juden waren eingenickt und lagen mit dem Rücken gegen den Ofen; die Lampe, bei welcher die Gesellen ihre schläfrige Arbeit verrichteten, brannte mit einer großen Schnuppe und blackte eine Wolke gegen die Decke. — —

Plautz! donnert's auf einmal, als berste der Himmel auseinander.

Die befrorenen Fenster zersprangen, die Wachen flogen in die Höhe und gegen den Backtisch lehnten die ermunterten Gesellen wie vom Fieber geschüttelt.

Adieu, Cameraden! riefen die Franzosen und waren zur Stube hinaus.

Die Russen sind in der Stadt! mit diesem Angstruf sprang der Meister herein.

An Arbeit war nicht mehr zu denken; Alles lief zusammen auf den Hof, der Meister, die Frau, die Gesellen, die Mägde und die Kinder, nackt aus den Betten, ihre Kleider in der Hand.

Ueber das Haus her rollt Donner der Kanonen, knattert das Feuer der Gewehre, blasen die Hörner, rasseln Trommeln.

Zitternd lauscht Alles eine Minute. Kampf auf der Straße, Mord in den Häusern! eine Furcht war in den Allen — mit Ausnahme des Strohmers.

Ueber das Haus her schallt das Traben der Reiter, das Klirren der Waffen, das Aechzen und Schreien der Getroffenen. — —

Auf dem Hofe des Juden fangen die Weiber an zu weinen, und die Kinder richten neugierige Fragen an ihren stillbetenden Vater — der Strohmer blickt um sich.

Nur eine Minute ist die Zeit für dies Alles, da zeigt der Meister auf den Himmel:

Die Stadt brennt!

Noch einen zitternden Augenblick, dann ruft er:

Rette Jeder, was sein, und folge mir in den Garten; wir müssen über den Fluß in den Wald. —

Das Häuflein stob auseinander, die Mägde mit den Kindern in die Kammern, die Gesellen in ihre Schlafstätten, der Meister und die Frau wollen die Treppe hinauf nach ihrer Wohnstube. — Sie aber sind kaum auf dem Flur, kaum auf der ersten Stufe der Treppe, da donnert und berstet die Thür nach der Straße auseinander, französisches Fußvolk dringt ein, legt sich mit den Gewehren in die Fenster — Schüsse fallen. —

Alles verloren! ruft der Meister und zerrt seine Frau hinter sich her in den Garten; die Gesellen, die Mägde folgen, mit ihrer Habe bepackt; die Kinder laufen barfuß über den Schnee, ebenfalls bepackt — nur der Strohmer geht leicht, seine Last ist ein schwerer Gedanke.

Das Krachen der Schüsse, die helle Lohe über dem Städtchen, sie beflügeln der Flüchtigen Schritte.

Am Rande des Flusses machen sie Halt; das jenseitige Ufer zeigt ihnen den Wald, schneeüberglastet, flammenübergoldet. Einen scheuen Blick werfen sie hinüber, einen andern zurück, dann sind sie auf der Brücke, die der Frost auf das Wasser geworfen. Jetzt aber hämmerts auf dem Eise: Trab, Trab, Trab, Trab — —

Die Kosacken! ruft der Jude, werft euch in den Schnee!

Trab, Trab, Trab kommen die Kosacken bis an's diesseitige Ufer, da halten sie an, hundert haßheiße Blicke schießen sie in die Stadt und ihre Führer halten eine kurze Besprechung.

In seinem Versteck, fast unter den Pferden der Kosacken, flüstert der Strohmer zu seinen Kameraden; der jüdische Meister betet im stillen Herzen.

Die Kosacken schwenken rechts ab und reiten nach dem Ende des Städtchens, lautlos wie Geister, in immer leiser verhalleudem Trab, Trab, Trab, Trab. Die Flüchtlinge erheben sich, und die Frau mit den Kindern, die Mägde und der eine Gesell fliegen über das Eis. Nur der Jude verweilt: er kniet und dankt Gott; nur der Strohmer und sein Camerad verweilen: sie liegen wie todt im Schnee. Ihre Blicke sind fest auf den betenden Juden gerichtet; des Juden Blick wandert gen Himmel.

Der Jude erhebt sich und läuft hinter den Seinen her. Der Strohmer und sein Camerad erheben sich gleichfalls, sie schleichen das Ufer wieder hinauf, in den Garten wieder zurück. Auf der Mitte des Eises bleibt der Jude stehn, wie zwischen Gott und dem Teufel; in der Mitte des Gartens lachen der Strohmer und sein Gefährte ein heiseres Gelächter die Hölle.

Der Mann auf dem Eise seufzt: Gott, soll ich Alles verlieren?! — Gott dreht ihm sein Gesicht nach dem Walde: sein Weib, seine Kinder sind ihm geborgen darin; der Teufel dreht ihm das Gesicht nach seinem Hause zurück: sein Gold und sein Silber blinkt ihm durch Thüren und Wände daher.

Mit mächtigen Sprüngen sind die beiden Gesellen zwischen den Baumstämmen des Gartens hindurch, in den Hof wieder hinein. Dort stehen sie und lauschen.

Der Lärm des Kampfes hat sich nach einer andern Gegend gezogen. Aus dem Hause des Bäckers wird nicht mehr geschossen.

Der Mann auf dem Eise macht dieselbe Entdeckung. —

Leise über den Schnee und dicht an den Ställen zur Seite schleichen die Gesellen bis an das Vordergebäude. Dort stehen sie von Neuem und spähen in den Flur. — Von der Straße her fällt der Mondschein in die offene Thür, fällt wie ein Leichentuch über einen Haufen dortliegender Streiter; sonst Alles dunkel. Es regt sich kein Leben im Hause. —

Mit drei Sätzen ist der Strohmer in die Backstube hinein und kommt mit der Lampe zurück. Mit ebensoviel Sätzen ist er die Treppe hinauf nach der Wohnung des Juden.

Die Thür ist verschlossen. „Das Beil bring' herauf!"

Er rief's seinem im Flur zaudernd stehengebliebenen Cameraden zu.

Gleich, gleich! ist die Antwort.

Indem dieser das Beil aber ergreift, wird's ihm so schwer in der Hand — er vermag's nicht zu halten.

Komm wieder herunter, Camerad, wir brauchen nicht durch die Thür. Ueberm Backofen ist ein Loch in dem Fußboden der Wohnung des Juden.

Du hast Recht, Bruder, da kommen wir leichter hinein

Mit diesen Worten war der Strohmer wieder unten

Das Beil aber brauchen wir doch, nimm Du jetzt die Lampe.

Er ergriff's, wie er's sagte, und Beide waren in die Backstube hinein.

Ein viereckiges, anderthalb Fuß im Quadrat messendes Loch zeigte sich da in der Ecke rechts in der Mitte über dem Ofen, und war mit einer Klappe verschlossen. Es hatte den Zweck, einen Theil der Wärme aus der Backstube nach dem oberen Zimmer zu leiten und so dessen Heizung zu sparen.

Schnell hinauf, Du bist jung, und sieh zu, ob der Jude auch nicht den Riegel vor die Klappe geschoben.

Der Jüngere gehorchte und kletterte auf den Ofen. Dort drückt er mit der Hand gegen die Klappe — sie hebt sich. Nun setzt er den Kopf gegen die Klappe — ein Gepolter im oberen Zimmer beweist, daß die Vorsicht Etwas darauf gestellt hatte — sie weicht aber dem Druck, und mit Kopf, Schultern und Brust ist der Dieb in der Wohnung des Juden.

Hinauf! hinauf! ruft der Strohmer von unten und klettert gleichfalls auf den Ofen. Der Andere verschwindet in das obere Gemach, der Strohmer folgt ihm.

Im Wohnzimmer des Juden springt der Jüngere von Beiden zuerst nach dem Fenster und sieht hinaus auf die Straße. Am Ende derselben schlägt der rothe Hahn seine Flügel und fliegt von Dach zu Dach und wächst vor dem Winde zu einer Feuerwolke.

Der Andere wirft einen schnellen Blick über die Wände, die Betten, die Schränke und ist mit dem Beil an einem derselben. Dieser Schrank ist zuunterst Commode, in der Mitte verschließt ihn eine nach oben schräg überfallende Klappe, der obere Theil ist ein Wäschspind mit Flügelthüren. In die Fuge der Klappe drückt der Strohmer die Schneide des Beils; sie kracht auf. Auf den Knall springt sein Gefährte vom Fenster zurück, und Beider Hände sind über die Schubfächer her.

Die Stadt brennt prächtig, flüstert der Jüngere zum Aelteren.

Und unser Lohn mit, wenn wir ihn nicht retten, entgegnet ihm der. Hier ist er!

Ein Schubfach voll Gold- und Silberstücken öffnete sich ihren Augen. Eine Secunde lang hefteten sich ihre gierigen Blicke darauf, eine Secunde stehlen ihre Augen den Schatz, eine Secunde lang feiern die Spinnenfüße ihrer räuberischen Hände. —

Wenn jetzt der Jude dazukäme?

Was würdest Du thun?

Ich würde — ich würde — ich weiß nicht, was ich würde. —

Der Strohmer erhob das Beil vor den Augen seines Cameraden.

Ich würde, fuhr der Andere erbleichend und schnell fort, sobald ich ihn den Schlüssel in's Schloß stecken hörte, mit dem Beil gegen die Thür schlagen; er ist ein Jude, vor Schreck würd' er wieder davonlaufen. —

Ein heiseres Gelächter des Strohmers — und dann rief er: horch!

Ein leises Geräusch war vernehmbar — an der Thür ging ein Schlüssel in's Schloß — der Strohmer blies die Lampe aus — der Schlüssel drehte sich einmal — der Strohmer springt hinter die Thür — der Schlüssel dreht sich zum zweitenmal — des Strohmers Camerad rafft das Geld in sein Schurzfell und versenkt sich durch das Loch in die Backstube hinunter. — Er hört die Thür aufgehen — er hört einen Schlag — er hockt auf dem Ofen und sieht Nichts. —

Ein dumpfes Aechzen, danach ein Gepolter die Treppe herunter — und der gräßliche Vorgang über seinem Haupte hatte sich ihm vor die Seele gestellt.

Zitternd und bebend klettert und fällt er vom Ofen herunter, das Geld krampfhaft in der Schürze zusammengefaßt, eine ungeheure Schuld auf den Schultern. —

Du hast das Geld? ruft ihm eine Stimme vom Hausflur entgegen.

Ich hab's, ist die Antwort.

In der Backstubenthür sieht er den Strohmer ein Etwas nach der Straße hinschleifen, er sieht ihn dies leblos erschlaffte, und dennoch wie rachefordernd vor seine Seele tretende Etwas über die vom Feuer der Stadt grell beschienen Leichen hinwerfen und hört ihn rufen:

Nun haben's die Russen gethan!

Danach entwichen sie Beide in den Wald, theilten ihren Raub und riefen einander: — auf Wiedersehn!

2.

Sechsundreißig Jahre waren vergangen seitdem. Der Friede war wieder in's Land gekommen, Stürme anderer Art hatten dagegen sich eingestellt. Ueber der Versumpfung des Lebens in einem Nachbarlande hatten sich die Wetter ungezügelten Verlangens gesammelt und ihre Schauer auch über Deutschland ausgegossen. Die Volksversammlungen standen in Blüthe. Man wollte Großes und trug leuchtende Worte auf flatternden Fahnen, aber das Geschlecht war klein und unterlag seiner Aufgabe. Der Rausch verflog und die Selbstsucht setzte sich zu Tisch; nichts blieb zurück, als das heuchlerische Wort; eine reine Sache fand nie schmutzigere Hände. Das Vaterland hatte einen neuen Tag begrüßt, aber das Morgenroth war längst verblaßt — und nur ein Feuerschein geblieben.

Es war eine stürmische Zeit und nirgends gingen die Wogen höher als in B. Jede Straße hatte ihren Club und auch draußen vorm Thore, wo ein Vergnügungslokal von Alters her den Namen „die neue Welt" führt, war man eifrig beschäftigt, eine neue Welt zusammenzuzimmern. Das Lokal hat eine eigenthümliche, fast romantische Lage. Auf einem Hügel gelegen, erhebt es sich mit seinen Säulen und Thürmchen über die Wipfel

eines nachbarlichen Obstgartens und blickt, fast wie ein mittelalterliches Schloß, über die grünen Kronen hinweg. Am Fuß des Hügels und zwar nach Norden hin fließt ein tiefes reißendes Gewässer, während sich an der Südseite die große Landstraße entlang zieht, die eben hier von einer Eisenbahnlinie durchschnitten wird. Bergan führt eine Kastanienallee, deren Ausgangspunkt das Gasthaus bildet. Hat man es erreicht, so tritt man zunächst in eine luftige Vorhalle, danach in das Schank- und Gastzimmer, zuletzt in einen geräumigen, mit einer Gallerie versehenen Saal.

Alle diese Räumlichkeiten waren heut mit Menschen überfüllt und nicht enden wollender Beifall scholl alle Zimmer hindurch bis in's Freie hinaus, als eben jetzt ein Lieblingsredner der Versammlung die Frage vom Eigenthum mit mehr Heftigkeit als Gründlichkeit erörtert hatte. Triumphirenden Blicks verließ er die Rednerbühne und grüßte und schüttelte Hände links und rechts, als er sich plötzlich leise am Rocke gezupft fühlte.

Er sah sich um, und der Kronleuchter des Saales, welcher so eben angezündet worden war, leuchtete ihm auf einen zerlumpten Gesellen mit dünnen, grauen Haaren und eingefallenen Wangen.

Noch einmal Bravo! Deine Rede war mir aus der Seele gesprochen, Bruderherz! wisperte der unheimliche Alte und zwinkerte mit den Augen auf eine, diesen vertraulichen Worten entsprechende Art.

Der von ihm angeredete, kräftig und wohlanständig aussehende Mann stand wie versteinert. Dichte, im Lauf der Jahre leise und behutsam über eine gewisse Erinnerung gelegte Schleier rissen jäh auseinander und ließen ihm das Bild einer That vor die Seele treten, einer That, daß es ihm vorkam, als spränge ihm das Leben vor Schreck aus allen seinen Gliedern.

Du freust Dich, mich wiederzusehen! Bist keines Wortes mächtig vor Freude! — Nun komm heraus, Bruder, und schließe mich an Dein Herz; wirst Deine Sprache schon wiederfinden danach!

(Fortsetzung folgt.)

Der Streit der Physiker.

Habe nun ach! Philosophie
Und leider auch Astronomie
Gar tief studirt und bin nicht klüger
Als and're Menschenkinder, die,
Nicht achtend auf die Weltbetrüger,
Die Lüg' in Büchern aufgehäuft,
Vermeinen: will man sich belehren,
Ist's besser, daß man zur Bibel greift,
Als auf die falschen Propheten zu hören,
Die wollen eig'nem Forschen vertrau'n
Und d'rum die Wahrheit nicht seltener schau'n.
So trieb ich bis zu dieser Stunde
Die vielgepriesene Sternkunde
Und lese: Die Sonn' ist ein Feuerball,
Erwärmt, beleuchtet das ganze All.
Ein And'rer meint sie besser zu kennen
Und fragt: Wie könnte sie ewig brennen,
Wenn's endlich mangelt an Phlogiston?
Beweiset dann, wie Wasser die Dünste
Als Regen zurückschluckt durch physische Künste,
So auch dem Wasserstoffe entflohn
Hinauf in des Aethers unendliche Räume,
In Strahlen sich wieder herabwärts senkt,
Und so wohlthätig das Licht uns schenkt.
Verwirft man diese Lehren als Träume,
Und fragt: Woher die Wärmekraft?
Vernehm' ich: daß die unmäßige Ferne
Der Sonne bis zum Erdenkerne
Allein die große Gluth erschafft.
Denn die Erfahrung hat's begründet:
Das Reiben zweier Körper zündet.
Materie sind Luft und Licht;
Wie sollte denn die Reibung nicht,
Wo im Moment Millionen Meilen
Der Sonnenstrahl hat durchzueilen,
Bewirken jene heiße Gluth,
Die Pflanz' und Thier nicht missen können?
Ein Dritter lehrt mit keckem Muth:
Die Sonne wird einst den Erdball verbrennen,
Da dieser der Erstern näher eilt.
Ein Vierter nicht die Meinung theilt,
Und glaubt es uns beweisen zu können,
Die Erd' einst ganz zu Eis erstarrt,
Und, wie von der Sonne die andern Sterne,
Die Erd' auch jährlich mehr sich entferne,
Und so uns Jeder anders narrt.
Darum ist Stückwerk unser Wissen,
Die Wahrheit, wir werden sie stets vermissen;
Die Gottheit sie lüftet den Schleier nie,
Der — Geier hole die Astronomie.

Feuilleton.

Noth kennt kein Gebot! Dies Sprüchwort zeigte sich im siebenjährigen Kriege besonders, als das Einsiedel'sche Corps in Böhmen stand und von so manchen Mißhelligkeiten heimgesucht wurde. In dem so eben erschienenen Werke: „Die Soldaten Friedrichs des Großen“ von Julius von Wickede, heißt es im ersten Band Seite 254: „In den Dörfern blieben nur wenige Röcke und Unterröcke der Bauerweiber übrig, denn die Soldaten benutzten dieselben gern, um damit ihre Uniformen auszuflicken, und wenn auch auf ein blaues Collet ein rother Aermelfleck kam, oder ein Anderer seine weißen engen Hosen über die Kniee tüchtig mit schwarzem Leder benäht hatte, so nahm man es jetzt mit derlei Sachen nicht so genau. Dragoner in Bauerholzschuhen und Grenadiere mit Weibermützen auf dem Kopfe konnte man jetzt häufig sehen, und wie die Vogelscheuchen so abentheuerlich aufgeputzt, sahen manche sonst sehr tüchtige Soldaten aus. Selbst die Offiziere, so ungemein dieselben auch von jeher im preußischen Heere auf die Reinlichkeit des Anzuges gehalten hatten, mußten jetzt der allgemeinen Noth nachgeben, und es kam vor, daß ein Hauptmann seine Compagnie in einem Mantel, der aus dem Chorrock eines Pfarrers zusammengenäht war, commandirte, während sein Lieutenant sich glücklich schätzte, einen schmierigen Schafpelz eines böhmischen Bauern erwischt zu haben.“

Beethovens Einführung in Paris. Schon in seinem Jünglingsalter war Habeneck, der später berühmte Violinist und Orchester-Director in Paris, von Beethovens genialen Schöpfungen begeistert. Mit inniger Verehrung hing er an dem Mann, den Kreutzer und Andere noch für einen „Verrückten“ hielten und der in den „Didaskalien“ ein alter „Branntweinsack“ genannt wurde. Als nun im Jahre 1821 Habeneck an Viotti's Stelle zum Director der großen Oper in Paris ernannt wurde, da schlug sein Herz vor Freude hochauf, weil er nun Gelegenheit hatte, irgend ein Werk Beethovens den Hörern vorzuführen, was bis dahin in Paris zu den unmöglichen Dingen gehört. Als er aber die Symphonie probiren ließ, welche er zum Charfreitag aufführen lassen wollte, lachten die Orchestermitglieder das Musterwerk aus und überall erblickte Habeneck nichts, als stillen Spott und Verhöhnung. Dies ging dem wackern Mann freilich zu Herzen, aber er ließ sich nicht abschrecken, er kämpfte mit spartanischem Heldenmuth gegen alle Hindernisse und beweg endlich die Musiker, die Symphonie zu spielen, wenn das — Andante weggelassen und durch etwas Anderes ersetzt würde. Auf diese Art gelangte die Symphonie zur Aufführung, der Erfolg aber war eigentlich eine gänzliche Niederlage zu nennen. Habeneck sann hin und her, wie er diese Scharte auswetzen könne; als er aber 1824 von der Direction zurücktrat, war im Verlauf dieser drei Jahre ihm weiter Nichts gelungen, als einige Bruchstücke aus Beethovens Schöpfungen in einem Ballet anzubringen.

Schon waren mehrere Monate verflossen, als der Namenstag der heiligen Cäcilie herankam. Habeneck versäumte nicht, etwa dreißig der besten Orchestermitglieder zu sich einzuladen, nämlich zu einem Frühstück zur Feier der Schutzpatronin. So pünktlich waren die Vertreter der Tonkunstwerkstätte wohl noch nie auf dem Platze gewesen, denn ...

> Mittags zur zwölften Stunde
> Da kamen sie an im Trab,
> Weil es nach Habenecks Kunde
> Etwas zu schmausen gab.

Ja, der Meister zählte die Häupter seiner Lieben und siehe — es fehlte kein theures Haupt; sie kamen Alle mit dem wohlbekannten Musiker-Appetite, um ohne alle Fermaten den unendlichen Canon aufgeschnittener Cervelatwürste beim Wickel zu nehmen. — Wer malt jetzt das Erstaunen in den Gesichtern der Bläser und Streicher? „Ach! wär' Hugo heim geblieben!“ statt einer gedeckten Tafel, die „grüne Wiege von Grisseldens Reiz“, erblickte man verschiedene Notenpulte, welche sie anstarrten wie Dorfmusikantens Junge die Doppelgriffe. Die Notenpulte hätte man noch hingehen lassen, aber darauf, „Nachbarin, euer Fläschchen!“ darauf lag — Beethoven. So Mancher dachte wie in Wallensteins Lager: „Dahinter steckt eine böse Falle“, eine alte Bratsche stimmte mit Fiesko: „Mich schaudert, wie sich das entwickeln soll!“ und ein Serpent wollte gerochen haben, „daß ein Fuchs im Schlafrock stecke.“ — Da aber trat aus der Knappen zagendem Chor plötzlich Habeneck hervor und sprach: Meine Herren! wir wollen den Cäcilientag feiern, ich gebe aber der Hoffnung Raum, daß sich gewiß Keiner an den Tisch setzen kann, ohne vorher unserer Schutzgöttin ein kleines musikalisches Opfer gebracht zu haben. Hier liegen Noten, die Ihnen verlangend entgegen sehen; lassen Sie uns ein wenig davon spielen, bald wird's vorüber sein und dann frühstücken wir mit besserem Appetit.

Na! dachten die Musiker, wenn's einmal sein muß, dann nur schnell darauf los, damit die Sache zu Ende

kommt. Sie griffen nach den Instrumenten, die an den Pulten hingen, und mit verbissenem Grimm begannen sie die A-Symphonie zu spielen. Jedenfalls hätte der Hornist die Kenlen einer gestopften Gans besser bewältigt, als jetzt die gestopften Töne, aber siehe, es ging. Allmälig und mit jedem Blatte, so man umwendete, erheiterten sich die Gesichter der Spielenden. Der Verdruß ging in Bewunderung und die Bewunderung in Begeisterung über. Endlich, es war geschehen, Beethovens mächtiger Geist hatte gesiegt, das ganze Orchester ward eine complete Jubel-Ouvertüre; man spielte die A-Symphonie bis zu Ende und dann noch in einem Ruck die Sinfonia eroica. Als dies Alles geschehen, da legte Habeneck mit unbeschreiblicher Freude seinen Taktstock hin und rief: „Meine Herren! es ist halb sieben Uhr und Sie haben noch nicht gefrühstückt!“ freudig ging es jetzt in den Speisesaal; eine Flaschen-Batterie aus dem Keller kam angefahren, und alle die Fläschlein mit dem Geist der Reben, sie wurden geleert zu Beethovens Ruhm und Preis. — Dies ist die Einführung Beethovens in Paris und somit zugleich die Entstehung der weltberühmten Société des concertes daselbst.

Europa und Amerika feiern in diesem Jahre noch ein funfzigjähriges Jubiläum, und zwar auf dem weithin ausgedehnten Gebiete des Fortschrittes, denn 1807 war es, als Robert Fulton mit seinem ersten Dampfschiffe „Clermont“ regelmäßig zu fahren begann. Seine erste Fahrt von New-York aus auf dem Hudson erfolgte am 4. Septbr. 1807. Der 4. Septbr. also wird als der Jubiläumstag angenommen werden müssen.

Dürfte für deutsche Theater zweckmäßig sein. Ein junger Bremer Kaufmann, der in überseeischen Geschäften reiste, besuchte von Zeit zu Zeit auch das Tacon-Theater zu Havannah gemeinschaftlich mit einem Deutschen. Eines Tages vermißt der Bremer seinen Freund und erhält die Kunde, dieser habe sich vierzehn Tage Arrest zugezogen. Weshalb? Weil K sich, dem Gesetz zuwider, im Theater während der Vorstellung zum Dacapo- und Hervorruf einer Künstlerin habe hinreißen lassen, welches Gebahren dort die Polizei mit dieser Strafe ahndet.

Tiefer Verfall. Neulich standen in Paris zur Bestrafung zwei Lumpensammler vor Gericht, wovon der Eine noch vor zehn Jahren Unterpräfekt und der Andere ein geschätzter Advokat war. — Trunksucht war die Folge ihres Verfalls.

Eine telegraphische Depesche besonderer Art kam neulich in England vor. Ein Geistlicher hielt in einem Ort eine Predigt, die einen Herrn aus der Gemeinde so ansprach, daß er beschloß, solche sofort seinem Freund zukommen zu lassen. Er eilt nach Beendigung des Gottesdienstes zum Pfarrer, erbittet sich auf einige Stunden das Manuscript der Predigt und läßt dann den größten Theil derselben an seinen Freund telegraphiren, der 70 Meilen weit entfernt war. Die Vollendung dieser Depesche erforderte nahe an zwölf Stunden Zeit, da vielfach unleserliche Worte vom Pfarrer erörtert werden mußten, den man deshalb Nachts aus dem Bette weckte, weil die Beamten auf dem Telegraphen-Büreau sich nicht den Vorwurf der Unrichtigkeit und Verfälschung zuziehen wollten.

„Der Gentleman wie er sein soll“ wird spottweise in einem englischen Blatte folgendermaßen geschildert. Er darf ein Paar Rebhühner tragen, aber keine Schöpsenkeule. Er darf einen Mann im Duell tödten, aber junge Erbsen nicht mit dem Messer essen. Er darf einen Nachtwächter prügeln, aber nicht zwei Mal Suppe verlangen. Er muß seine Spielschulden bezahlen, um seine Rechnungen braucht er sich aber nicht zu bekümmern. Er darf nie vergessen, was er sich selbst schuldig ist, wohl aber, was sein Schneider von ihm zu fordern hat. Er darf sogar bankerott machen, aber nie und unter keiner Bedingung ein Packet tragen oder sich auf der Straße ohne Handschuhe zeigen.

Musik-Spektakel. Die Reichen und Großen in Indien, erzählt ein Reisender, lassen es sich viel Geld kosten, in ihren Gemächern Spieluhren und Spieldosen anzubringen. Findet sich bei ihnen Gesellschaft ein oder wollen sie sich zu ihrem Privatvergnügen einen Ohrenschmaus schaffen, so werden sämmtliche Spieluhren zugleich in Bewegung gesetzt und jedes Instrument dieser Art leiert nun sein Stückchen ab. Dieses musikalische Durcheinander in Moll und Dur mit verschiedenen Tactarten soll an das „Mühlrad im Kopf herum“ erinnern und auf die Dauer wahrhaft die Nerven angreifen. — Ferner wird noch von sonderbaren Wettkämpfen erzählt. Während die indischen Fürsten bei ihren Festen nicht selten Büffel und Tiger kämpfen lassen, wo Wettstimmen auf dem Spiele stehen, halten die ärmeren Volksklassen Wettkämpfe mit Grillen. In ausgehöhlte, mit Oeffnungen versehene Bambusstäbe werden Grillen gesteckt und man schaut hinein, wer im Gefecht dieser Insekten Sieger bleibt.

Schellenmoritz. In der Moritzkirche zu Halle steht das Bild des heiligen Mauritius, ihres Schutzherrn, in Stein gehauen. Es ist 1411 von Conrad von Einbeck gearbeitet, und nach der Sitte der Zeit ist das Gewand des Heiligen mit Schellen besetzt. Das Volk nennt ihn darum Schellenmoritz und knüpft an ihn folgende Sage. Moritz war der Erbauer der Moritzkirche und er war so jähzornig, daß er, wenn er auf den Bauplatz kam

und ein Arbeiter eben ausruhte, ihn gleich todtschlug. Nachträglich bereute er stets den Mord, und um sich ferner vor solchem Unrecht zu schützen, ließ er sich einen Rock mit Schellen machen und bat die Arbeiter, wenn sie an den Schellen hörten, daß er komme, und sie gerade feierten, gleich an die Arbeit zu gehen, damit er keinen von ihnen zu strafen brauche. In dem Dorfe Lettewitz bei Wettin heißt es, Schellenmoritz habe bei einem vornehmen Herrn, welcher das Dorf erbaut, als Aufseher gedient, und weil er die Arbeiter, wenn er sie mühig antraf, immer gleich erschlug, habe ihm sein Herr die Schellen angehängt, so daß ihn die Arbeiter von fern kommen hörten und sich vorsehen konnten. In Halle erzählt man außerdem, daß zu derselben Zeit, als Schellenmoritz die Moritzkirche aufführte, seine Schwester die Moritzburg baute. Die Schwester war liebreich gegen Jedermann und sie wettete mit ihm, wer früher mit dem Baue fertig sein und wer mit den Arbeitern besser auskommen werde, er mit seiner Strenge oder sie mit ihrer Milde. Wenn Schellenmoritz nun einen Arbeiter nicht bei der Arbeit fand, erschlug er ihn mit dem Stabe, den er noch im Bilde in der Hand hält. Seine Schwester ließ ihm deshalb, um die Arbeiter vor so übermäßiger Strafe zu sichern, den Schellenreck machen. Obwohl die Moritzburg weit größer und prachtvoller war, als die Kirche, wurde sie doch früher fertig. Als nun die Schwester den Schellenmoritz in der Burg umherführte und ihm Alles zeigte, wie es so herrlich eingerichtet war, erfaßte ihn ein solcher Neid, daß er sie aus einem Fenster der Burg in den Grund hinabstürzte. Dem Baumeister aber, welcher die Kirche gebaut hat, drehte er zur Strafe, daß sie nicht früh genug fertig wurde, den Hals um, und zum Andenken ist der Baumeister am Fußgestelle der Bildsäule eingehauen; denn für ihn erklärt das Volk die liegende Gestalt unter Mauritius, in welcher der Künstler den Kaiser Maximilian dargestellt hat.

Seltsamer Heirathsprozeß. Vor dem Gerichte zu Kendal, im Staate Ohio, kam unlängst ein Prozeß seltener Art vor. Ein junger Mann hatte sich mit einem ziemlich wohlhabenden Mädchen verlobt, der Ehecontract war bereits aufgesetzt und das kostbare Brautkleid fertig. Am Vorabend des Hochzeittages besuchte der Bräutigam seine Braut und „Alles ist Frieden und Seligkeit.“ Am andern Morgen aber empfängt die Braut einen Brief, worin sie erfährt, daß ihr Bräutigam von der Verbindung abstehe, indem er Zweifel hege, ein so ausgezeichnetes Wesen ganz glücklich zu machen. Die junge Dame aber wollte heirathen, denn das Brautkleid war fertig. Ohne Umstände klagte sie vor Gericht und der überbescheidene Ungetreue wies hier nach, daß er von dem Mädchen vielfach getäuscht worden sei. — Beweis? — Sollen Sie haben, meine Herren! — Erstens! rief er aus, ist die Person einige Jahre älter, als sie angegeben. (Kommt bei uns auch vor). Zweitens hat sie falsche Zähne (auch dagewesen). Drittens, hört! hört! sei ihr Zopf falsch (bei uns etwas Gewöhnliches) und viertens habe der falsche Zopf obendrein noch eine andere Farbe, als ihr natürliches Haar, welches sich ursprünglich durch ein äußerst brandrothes Colorit auszeichne. Der Gerichtshof wollte alle diese Einwendungen nicht gelten lassen und sprach der verlassenen Armida eine Schadloshaltung von 130 Dollars zu.

Das Pianoforte am unrechten Ort. In dem unlängst erschienenen Buche „Aus dem Weichseldelta“ von Louis Passarge, worin nicht nur eine interessante Darstellung von Danzig und der ländlichen Umgebung zu finden, schildert der Verfasser auch das Leben und die Sitten der Bauern im Weichseldelta. Die Hochzeitsgebräuche bilden hier einen Hauptartikel, wo so manch komischer Zug mit vorkommt. So hatte ein reicher Bauer drei Töchter. Die älteste derselben wurde auf ein halbes Jahr nach Danzig geschickt, um die höhere Aus- und Einbildung zu erlangen, und brachte auch — als Sündenbock für ihre Studien — einen neuen Flügel in das elterliche Haus zurück. Nun verlangten die beiden jüngern Schwestern nach einem gleichen „Spielzeng“, und da es die Mutter wollte, so mußte der Vater richtig noch zwei Instrumente, zu vierhundert Thaler das Stück, kaufen. Leider hatte man aber die Localitäten nicht genug berücksichtigt; die beiden Flügel mußten auf den Speicher wandern und so lange da stehen, bis sich die Töchter verheiratheten.

Immer langsam voran! Diese bekannte Sentenz scheint sich das Directorium der Thüringer Eisenbahn zum Motto erwählt zu haben, denn es ist bereits so weit gekommen, daß der Volkswitz den zwischen Leipzig und Weißenfels gehenden Zug den „Bummelzug“ nennt, daß Passagiere von Merseburg nach Weißenfels in Wagen dritter Classe fahren müssen, die Fahrbillette zweiter Classe gehabt haben, weil — keine Wagen zweiter Classe dagewesen sind; dies kam am 17. Juni vor. Die vielfachen öffentlichen Rügen wegen der zu hohen Fahrpreise für Tagesbillets läßt das Directorium unbeachtet und wenn die Unglücksfälle in Corbetha mit den Officianten daselbst so fortgehen, wie es bis jetzt geschehen, so muß sich an den Namen dieser Station ein wahrer Schauer heften.

„Der Mann hat seine Zeit begriffen.“ Der berühmteste und jedenfalls glücklichste Pariser Charlatan, der in ganz Frankreich bekannte Bleistiftverkäufer Mengin, ist am 22. Juni in Paris gestorben. Er hinterläßt ein Vermögen von 400,000 Fr., das er seit 15 Jahren

durch den Verkauf seiner Bleistifte auf offener Straße gewonnen hat. Mengin, 30—40 Jahre alt, stammte von einer guten Familie her und studirte in seiner Jugend die Rechtswissenschaften. Er führte jedoch ein zu lustiges Leben und begann, als er aller Hülfsquellen beraubt war, seinen Handel mit von ihm selbst erfundenen Bleistiften. Jedermann, der Paris in den letzten Jahren besucht hat, muß sich des großen und wirklich schönen Mannes erinnern, der, auf einem großen, reichverzierten Karren stehend, Reden an das Publicum hielt, das immer zahlreich um ihn versammelt war. Dieser Mann trug einen grünen Sammetmantel, mit Goldtressen besetzt, und einen Helm mit Federn auf dem Kopfe. Seine Reden waren oft sehr zahlreich. Er sprach jedoch nicht immer. Während sein Bedienter mit einer Drehorgel Musik machte, überließ sich dieser Mann einem Pantomimenspiel, das jedoch nie gemein wurde. Zugleich zeichnete er mit einem seiner Bleistifte die drolligsten Caricaturen. Dieser Mann war Mengin. Auf seine Zuhörer übte er einen großen Einfluß aus. Er machte sie lachen und weinen, je nach seinem Belieben, und jedesmal, wenn er seine Reden und seine Pantomimen beendet hatte, war er sicher, eine Masse seiner Bleistifte an den Mann zu bringen. Mengin nannte sich selbst einen Charlatan. Er sagte dem Publicum, daß er nöthig habe, es durch seine Mummereien anzulocken, da, wenn er als gewöhnlicher Mensch aufträte, Niemand seine Waare, die doch gut sei, kaufen würde. Mengin war eine der populärsten Gestalten von Paris. Sein Porträt war überall ausgehängt, und da er Münzen, auf denen seine Büste abgebildet ist, austheilte, so giebt es nur wenig Leute in Frankreich, das er in allen Richtungen durchzog, die sein Bildniß nicht besitzen.

In Manchester wurde am 26. Juni die Statue von James Watt, dem Erfinder der Dampfmaschine, festlich eingeweiht. Das Denkmal steht auf demselben Platze, wo bereits die Statuen von Peel, Wellington und Dalton aufgestellt sind.

Ein merkwürdiger Verlagsartikel ist jetzt im Auslagekasten einer Prager Buchhandlung ausgestellt. Es ist dies ein „Neues Testament" in chinesischer Sprache. Die Buchhandlung hat eine ganze Sendung dieses seltenen, in Honkong gedruckten Buches erhalten. Dasselbe ist auf dem feinsten, doppelt gelegten chinesischen Papier gedruckt, in einer eigenthümlichen chinesischen Weise gebunden. Interessant ist bei diesem Buche jedenfalls der Preis, der trotz des weiten Weges, den das Buch bis zur Prager Buchhandlung nehmen mußte, nicht ganz einen Gulden beträgt.

Der Aberglaube spielt in Irland eine große Rolle, am meisten aber wird man darüber erstaunen, daß kein Schiff, wenn es die Dingle-Bai an der irischen Küste berührt, einen Menschen in seinen Räumen duldet, der Shea heißt. Man lebt dort der festen Ueberzeugung, daß jedes Schiff, welches einen Menschen dieses Namens an Bord habe, untergehen müsse. Dieser Aberglaube besteht seit Jahrhunderten und schreibt sich von einer Sage her, nach welcher einmal ein Shea in der Dingle-Bai sich gegen eine See-Schöne verging, die sich nun fortwährend an seinen Nachkommen rächen soll.

Curiosum. Da fällt uns ein altes Lustspiel in die Hände, welches den Beweis giebt, was vor mehr denn 200 Jahren ein dramatischer Dichter wagen und das Publikum vertragen konnte. Es führt den Titel:

„Amantes amentes. Das ist ein sehr anmuthiges Spiel von der blinden Liebe, oder wie man's deutsch nennt, von der Leffelei. Alles nach art und weise der jetzt getroffenen Venus-Soldaten, auf gut Sächsisch gereimet, Nunmehr zum vierten Mal durchsehen und augiret durch Angelinum Lohrbörc Liga. Magdeburg 1614."

Dies Lustspiel, wie es sich selbst im „Avertimento" bezeichnet, hat vier Acte und der Verfasser muß ein ziemlich gelehrter Mann gewesen sein, denn man findet hier und da italienische und französische Verslein angebracht. Lustig und derb geht's hier zu und die Scene, wo der Doctor Gratianus von der Lucretia einen Korb bekommt, — wir müssen gestehen, unsere Vorfahren hatten starke Nerven. Trotzdem, daß der Doctor so zu sagen von der Auserwählten ganz gehörig „abgetoffelt" worden ist, läßt er sich dennoch nicht abschrecken, ihr ein Ständchen zu bringen. Mit der Cither in der Hand schleicht er sich Nachts unter das Kammerfenster seiner Geliebten und singt:

Heckerling und Haberstroh,
Das ist gut Kälberfutter,
Wer das Mägdlein haben will,
Der halt' es mit der Mutter.
Trie! tie! tie! ꝛc.

Lucretia, du edles Bild,
Du bist mein Morgensterne,
Erzeige dich doch nicht so wild,
Bei dir wär' ich so gerne.
Trie, tie! tie!

Ich bin der Doctor Gratian,
In den Rechten hochgelahrt,
Begehrst du mich zu einem Mann,
Auf dich allezeit ich wart.
Trie! tie! tie!

Lucretia (per fenestram).

Ein Narr ist weg, der andre kommt wieder.
Daß dich ja der Donner schlag' nieder,
Du alter Eselskopf! — Geh schlafen!
Was hast du hier noch feil für Affen?
Warte, bis ich dir Boten sende!
Pack dich oder ich will dich täufen
Mit — — — —

Die hier weggelassenen Worte klingen nun freilich nicht wie die des Studenten im Faust: „O schöner Brunnen, der uns stießt!" Und dennoch ist trotz alledem in diesem Lustspiel wahre Lust und auf Einer Seite mehr Witz zu finden, als in zwei bis drei sogenannten Lustspielen des Herrn Roderich Benedix.

Litterarisches.

„Die Soldaten Friedrichs des Großen. Preußische Soldatengeschichten von Julius von Wickede. Leipzig, L. Herbig, 1857." Von diesem Werke, welches in vier Bänden erscheint, liegen uns die ersten zwei bereits vor. Der Verfasser, welcher sich schon früher durch seine „Preußischen Husarengeschichten" als ein Schriftsteller gezeigt, der tief in das Wesen der Soldateska eingedrungen, schildert hier in populärer Sprache die Krieger des „alten Fritz", wobei so mancher Charakterzug, so manche Anekdote eingewebt ist, die eine Zeit veranschaulichen, welche mit ihrem Stockregiment Gott sei Dank hinter uns liegt. Es ist dieses Buch eine echte Casernenlectüre und aus diesem Grunde auch mitunter etwas derb. In Büchern für das Volk lassen wir diese Ausdrücke gern hingehen, denn sie sind nöthig zur Schilderung von Charakteren, die Mark und Kern an sich tragen, nur müssen wir den Herrn Verfasser freundlichst angehen, sich eines besseren Styls zu befleißigen, ein Umstand, der schon bei seinen Soldatengeschichten in der „Gartenlaube" an's Licht trat, denn sein Periodenbau ist oft länger und steifer, als ein ehemaliger preußischer Haarzopf.

Theater.

Berlin. In den Königlichen Theatern feiern die Musen. Nur Terpsichore giebt im Opernhause wöchentlich dreimal Ballets. Aber auch diese werden nächstens auf vierzehn Tage ruhen, um Anfangs August auf's Neue ihre Thätigkeit zu beginnen, hin und wieder abgelöst durch Opern. — Indeß lassen sich's die kleineren Theater angelegen sein, das Publicum fortwährend durch neue Reizmittel anzulocken, und der regenlose Sommer begünstigt auch die Garten-Bühnen ungemein. In der Friedrich-Wilhelmsstadt wechseln Possen mit Operetten und solchen Opern, die mit kleinem Personal auszuführen sind, wie „Doctor und Apotheker" von Dittersdorf, „der Waffenschmied" von Lortzing ꝛc. Den Leistungen der Darsteller muß man, namentlich, was Spiel anbetrifft, vollstes Lob angedeihen lassen. Erheiterung des Gemüths, Erfrischung des Geistes nimmt wohl jeder Besucher dieser Opernvorstellungen mit hinweg. Für eine Bühne vom Range der Friedrich-Wilhelmsstadt wie geschaffen ist besonders die Soubrette Frau Wölfle, die, wie sie selbst ganz Leben und Feuer auf den Brettern ist, so auch beides dem Auditorium mitzutheilen versteht. —

Director Wallner präsentirt auf seiner Königstadt einen Gast nach dem andern, häufig auch mehrere gleichzeitig. Seit den ersten Tagen des Juli spielt Herr Carl Meixner vom Wiener Hofburgtheater bei ihm. Seine erste Rolle war der Doctor Wespe in dem gleichnamigen, alt-bekannten Stück von Benedix. Der Gast besitzt eine anerkennenswerthe Tugend: er jagt nicht nach Effect. Er spielt seinen Part, wir möchten sagen: mit einer Kaltblütigkeit, die an Stellen, wo der Dichter gehinkt hat, keine forcirte Unterstützung des kranken poetischen Gliedes versucht, dafür aber auch bei allen Punkten, wo der Autor eine gefüllte Rakete niedergelegt, des Erfolges sicher ist, daß sie, durch ihn entzündet, steigt und unter dem beifälligen Lachen des Publicums glänzend ausspritzt. Die zweite Rolle, worin wir Herrn Meixner sahen, war „der verwunschene Prinz." Hier blieben die beiden ersten Acte ziemlich ohne Wirkung. Der zweite Act, worin er eben verwunschen ist und als Prinz mit der Schusterseele sich gerirt, gab uns nicht das, was wir von andern Darstellern haben leisten sehen. Aber der dritte Act entschädigte für den fehlenden Humor der früheren. Die Enttäuschung nach dem Wiedererwachen in seiner Schusterwerkstatt, die Verstimmung über sein verlorenes Fürstenglück und die Art und Weise, wie er diesem Mißmuth Luft machte, konnte nicht besser gezeichnet werden. Besonders komischen Eindruck übte das Wegschleudern der einzelnen Schuhe und Arbeitsgeräthschaften, als er den Mahnungen seiner Mutter unwillig zuhört und den Gedanken seiner Seelenvertauschung noch nicht aufgeben mag. — Am 7. Juli bot die Königsstadt aber einen ganz einzelnen Genuß dar. Der berühmte Wiener Komiker Wenzl Scholz trat bei seiner Durchreise nach Hamburg diesen einen Abend hier auf als Toft'l in der „Ehestandsscene vor Gericht", einem übrigens furchtbar gehaltlosen und pointebaaren Stückchen, dann aber als Mollich in der Posse „der Zigeuner", worin Herr Grois

aus Wien zugleich seine Gastdarstellungen beschloß. Besser hätte sich Letzterer dem hiesigen Publicum nicht empfehlen können, als durch jenen Zigeuner. Er giebt die Rolle geradezu vollendet und unübertrefflich. Und nun gar in den Scenen, wo es mit seinem treuherzigen Humor der unbeschreiblich trockenen Komik des Seniors Scholz gegenüberstand, wußte sich das Auditorium vor unwillkürlichen Ausbrüchen der Heiterkeit gar nicht zu lassen. — Uebrigens war an diesem Abend kein Sommertheater-Publicum, sondern Alles, was von der geistigen Elite Berlins nicht auf Reisen ist, versammelt. Director Wallner hat dies kleine Theater zu einer Geltung gebracht, wie sich's Niemand träumen ließ, als das Unternehmen begann. Man stellte ihm allgemein ungünstige Prognostika. Er hat die öffentliche Meinung eines Irrthums überführt. Wie wir hören, soll es bereits gewiß sein, daß Herr Wallner die technische Direction des im Bau begriffenen großen Theaters in der Münzstraße erhält. Wir zweifeln in dem Fall nicht im mindesten an der glücklichen Zukunft des neuen Instituts.

Moden-Bericht aus Paris.

In vergangener Woche erregten die bewunderungswürdigen Modelle, die für ein königliches prachtvolles Trousseau nach England gesandt wurden und all' die Eleganz, den Reichthum, die Abwechselung unserer heutigen Mode enthielten, das größte Aufsehen in unserer faishionablen Welt. Die Juwelen von Froment Maurice, die Spitzen Violard's, die Blumen Constantins und die entzückendsten Stoffe der Ville de France, bildeten die Hauptbestandtheile dieser zahlreichen und köstlichen Toiletten, bei denen das Neue, dieser größte Reiz der Mode, bis in die kleinsten Details vertreten war. Man sah Bänder, Fächer, Handschuh, sowie unendlich viel der hübschesten Phantasieen in schönster Frische und von ausgezeichnetem Geschmack. Die Taschentücher indeß erfreuten sich der größten Bewunderung, denn noch nie waren so herrliche Muster, so vollkommene Stickereien von dem Hause Chagron, dieser großen, berühmten Fabrik von Taschentüchern, die einzig in ihrer Art dasteht, ausgegangen. Es sind kleine Gemälde, ganz mit köstlichen Blumen bedeckt, oder mit einem Kranz von Früchten, Kornähren oder leichten Blättergurlanden eingefaßt; Muster, ebenso geschmackvoll als neu, deren Abwechselung nur ihrem Reichthum gleichkommt; und auf dem größten Theil der Tücher Wappen oder Schilder, Kronen oder Namenszüge, auf Spitzengrund mit einer Feinheit und Vollkommenheit ausgeführt, die sich nur mit der entzückendsten Malerei vergleichen läßt.

Der Salon ist augenblicklich der Versammlungsort der Elite und der schönen Welt von Paris, der Ort, an dem sich die größte Abwechselung der Toiletten zeigt und die Gelegenheit bietet, die Mode in aller Verschiedenheit, in der größten Eleganz oder Einfachheit zu beobachten. In ersterer Art sind es zwei Toiletten von jungen reizenden Frauen, in Paris durch ihren guten Geschmack und die Auszeichnung ihrer Garderobe bekannt, die wir hier erwähnen. Die eine trug ein Grenadine-Kleid auf blauem Grunde mit kleinen lebhaften Blumen übersäet; es hatte doppelte Röcke, von denen der obere mit drei Rüschen von der Farbe der kleinen Blumen eingefaßt war. Schmale, leiterartig aufgesetzte Rüschen bildeten den Besatz à deux lés. Eine runde, sich vorn kreuzende, hinten zugeknüpfte, mit Rüschen besetzte Berthe zierte die Taille. Die sehr breiten, bis zum Ellenbogen geschlitzten Aermel hatten in der Mitte eine Spitze und waren oben und im Innern mit Rüschen eingefaßt. Der kleine Kragen und die Puffen des Unterärmels waren von Guipürespitzen. Ein großer schwarzer Spitzen-Shawl, leicht über die Schultern fallend, ließ zur Genüge die graziöse Form und hübsche Verzierung der Taille durchscheinen. Der weiße Crepphut war aus Puffen, die durchsichtige Strohguipüre trennte, zusammengesetzt; an der Seite zierte ihn ein Büschel Kornähren, durch eine weiße, mit Stroh festonirte Bandschleife gehalten, deren Ende an der andern Seite herabfiel. Im Innern Bouquets von Maaßliebchen, mit Blondenpuffen und Strohschleifen gemischt.

Die andere Dame trug ein perlgraues, weiß und schwarz jaspirtes Grenadine-Kleid, mit fünf vom Gürtel ausgehenden Volants bedeckt; dieselben waren mit drei sich kreuzenden schwarzen, grauen und weißen Festons eingefaßt und oben mit einer Puffe, in die ab und zu schwarze Sammetschleifen gesetzt waren, garnirt. Die Taille, halbhoch mit kurzen Aermeln, sah man unter einer schwarzen Spitzen-Jacke mit Schößen, deren lang

herabhängende Aermel durch schwarze Sammetschleifen zusammengenommen waren. Den Reisstrohhut zierte ein Bouquet Flachsblumen und eine Einfassung von schwarzem Sammet, das Innere desselben Blumen und Maulbeerzweige; weiße Taffetbindebänder, schwarz umrändert.

Was die Neuheiten der Trois-Quartiers betrifft, so gedenken wir zuerst ihrer köstlichen Seidenroben, jede einzeln in einem Carton fest und sauber verschlossen, dann der Kleider mit Volants-Camayenne und mit Pompadour-Mustern; Kleider mit Seitengarnirungen von Sommer-Moiree-antique und Groß d'Athenes; Kleider mit gestickten, mit abgepaßten Band-, Stein- und Schleifen-Volants. Das genannte Magazin hält immer Schritt mit den ersten Häusern von Paris und besorgt die Lieferungen für die vornehmsten und elegantesten Frauen der Hauptstadt.

La Ville de Lyon ist ebenfalls ein allgemeiner Bazar; dort findet man jene unendliche Zahl von Garnirungen, Rüschen, Borten, Fransen, Bändern, Sammet und Posamenterien jeglicher Art, an deren Erfindung unsere Zeit so reich ist. Die Blumen, Fransen, Rüschen von Gaze und Band und der englische und Lyoner Sammet sind die modernsten Garnirungen dieses Hauses, mit denen Madame Olivier ihre Besuchs-Toiletten schmückt und täglich neue Triumphe feiert.

Der von uns schon genannte Shawl Hayden und der Fächer-Sonnenschirm sind diejenigen Neuheiten der Sommer-Saison, die den größten Erfolg haben. Die Form des orientalischen Fächer-Sonnenschirms ist im höchsten Grade intelligent, und mehr als jede andere geeignet, als Schutz gegen die Sonnenstrahlen zu dienen. Man stellt ihn, dem Lauf der Sonne folgend, mit Leichtigkeit nach allen Seiten, und des Abends, wenn die Sonne verschwunden und man im Gehölz promenirt, verwandelt er sich in einen Fächer mit Volants. Die elegantesten dieser Fächer sind mit Mousseline bezogen, mit Spitzen und Stickereien reich verziert.

Die Hüte unserer talentvollen Alexandrine, deren Ruhm wir schon so oft verkündigt, empfehlen sich durch seltene Vorzüge; sie heben die Schönheit auf das Vortheilhafteste hervor, und sie verjüngen, weil sie der Physiognomie und dem Typus der Gesichtszüge angepaßt sind. Fast alle Hüte Alexandrinens haben eine Spitze Maria-Stuart, oder sind rund und mit abstehendem **Schirm**, wie ein Pamela, diese aristokratische Form läßt das Gesicht frei und paßt außerordentlich zu den abstehenden und zurückgekämmten Scheiteln. Constantin arrangirt für diese Modistin ganz besonders seine neuen Garnirungen, seine Zweige, Kränze, Bouquets und Touffes, die nur ihr allein angehören. Hier trifft Alexandrine die Wahl ihrer Blumen für die Saison und erregt vereint mit Constantin die größte, allgemeinste Bewunderung.

Erklärung des Modekupfers.

Sommer-Toiletten. 1 Mousseline-Kleid mit doppelten, einfach gesäumten Röcken. Ausgeschnittene Taille mit eckigem Ausschnitt, mit einer Berthe, die vorn in langen Zipfeln endigt und die, so wie die beiden Volants der Aermel, mit gebrannten Garnirungen besetzt sind. Unter-Chemisette mit gestricktem Kragen. Puff-Unterärmel mit Revers. Haare mit tiefgebundenem Chignon und dicken, die Haarscheitel trennenden Flechten.

2. Kleid von Sommer-Moiree mit einer Garnirung à deux lés von Bandrüschen und Schleifen. Hohe, geschlossene Taillen ohne Schooß, vorn zugeknöpft; weite Aermel mit Jockey. Anschließende Basquine von Taffet mit breitem Volant; dieses, so wie die Volants des Aermels, sind mit drei Reihen dicht übereinandergesetzter schmaler Fransen garnirt. Hut aus Reisstroh und Taffetstreifen zusammengesetzt, im Innern mit einem Fliederkranz verziert. Kleiner Pariser Kragen und Puff-Unterärmel mit Revers.

Kleines Mädchen von sechs Jahren. Weißes Piquékleid ohne Garnirung. Schooßjacke desselben Stoffes mit Revers, und dieser, so wie der Schooß und die Achselstücke der Aermel, mit Fransen eingefaßt. Chemisette mit gestickten Einsätzen verziert, um den Halsausschnitt eine Rüsche. Puff-Unterärmel am Handgelenk durch eine Prise geschlossen. Strohhütchen mit Rosenknospen und rosa Taffetbändern garnirt. Reich gestickte Pantalon. Stiefelchen zum Knöpfen.

Die Abonnenten der ersten (Acht Thaler-) Ausgabe erhalten als Extra-Zugabe:

Ein Herren-Modekupfer.

Die Zeitung für die elegante Welt erscheint wöchentlich und zwar in drei verschiedenen Ausgaben:

Erste Ausgabe mit allen Beilagen zu 8 Thalern jährlich. Enthält im Jahrgange 52 Damen- und 24 Herren-Modekupfer, Musikbeilagen, Mustertafeln für weibliche Arbeiten u. Moden. Schnitt-Tafeln für Herren, Lebichinemanie-Bogen, Porträits, Genrebilder rc.
Die zweite Ausgabe zu 5 Thalern jährlich bringt denselben Text und ausschließlich Damen-Modekupfer und Musertafeln.
Die dritte Ausgabe zu ebenfalls 5 Thalern enthält nur Herren-Modekupfer, bringt aber ebenfalls 52 Lieferungen Text.

Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen Bestellungen an.

Verlag von **Otto Janke in Berlin.** Verantwortlich: Dr. **O. Girndt.**

Buchdruckerei von **Gustav Lange** in Berlin.

№ 30. Siebenundfünfzigster Jahrgang. 1857.

Zeitung für die elegante Welt.

Die Abonnements-Bedingungen befinden sich am Schlusse des Blattes.

Redaction: Th. Drobisch in Leipzig und Dr. O. Girndt in Berlin.

Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen hierauf an.

Von dieser Zeitschrift erscheint wöchentlich eine Lieferung von 1½ bis 2 Bogen Text, mit artistischen und technischen Beilagen, bestehend in Pariser Modekupfern, Muster- und Schnitt-Tafeln für Damengarderobe ꝛc. in sorgfältigster und reichster Auswahl.

Auf Wiedersehn!

Von

Leo Goldammer.

(Schluß).

Abwechselnd mit einem langen und einem kurzen Schritt drängte sich der Alte durch die ihn umgebende Menge, drehte dabei seinen Körper halb rückwärts gegen seinen, wie er sich ausdrückte, vor Freude überraschten Bruder, und winkte ihm fleißig, zu folgen. Wie einem Zwange und in halber Betäubung mußte der Letztere gehorchen.

Draußen unter den Bäumen setzte sich der Alte an einen Tisch, commandirte zwei Seidel Bairisch und ein Glas Nordhäuser-Korn, und nöthigte seinen Gefährten zum Sitzen.

Du hinkst ja! rief dieser und warf seinen Kopf, als schnelle er durch diese Bewegung eine ihn drückende Last von sich. Du hinkst ja! rief er noch einmal und lachte eine kurze Lache dazu — Du hinkst! rief er zum Dritten, und wurde still, wurde nachdenkend danach.

Der Alte verzog sein Gesicht zu einem freundlichen Grinsen. —

Ich hinke, Bruderherz, aber der Fehler haftet blos an den Beinen, das Herz blieb gesund, oder vielmehr es wurde wieder gesund. — — Ich muß Dir's erzählen, lieber Bruder — erst aber, — der Kellner da wünscht seine Befriedigung — meine Börse hab' ich in der Schlafstelle gelassen. — —

Der Andere bezahlte ohne Weigern.

Nun sage mir gleich: Du lebst in erfreulichen Umständen?

Danke für gütige Nachfrage. — —

Bitte, keine Complimente unter uns! Du bist Bürger und Meister. — —

Habe gewaltig viel Schulden!

Beweis, daß Du Credit hast. Bist wohl Besitzer eines Grundstücks allhier?

Ja, ich — ich besitze ein Haus in der Vorstadt.

Nun, und was ich besitze, das frägst Du mich nicht.

Ich bin — ich habe Familie. — —

Was ich besitze, sollst Du mich fragen.

Was Du besitzest! — Neugierig bin ich nicht. — —

So? Nun, da wirst Du's auch nicht weiter erzählen. — Ich besitze einen Freund, der die Hälfte meines Vermögens verwaltet, mit ganz absonderlichem Glück verwaltet. — —

Du willst Geld haben von diesem Freunde. — Wie viel brauchst Du?

Ach, Bruder, für jetzt brauche ich gar nichts! Mein Freund giebt mir zu essen, zu trinken, ich wohne, ich schlafe bei ihm, er kleidet mich, pflegt mich — ich habe

einen vortrefflichen Freund! Dafür soll er mein Universalerbe sein. — —

Das ist hübsch von Dir.

Dieser mein Freund, mein Schatzmeister, mein Mundschenk und Schlafwirth, mein Ein und mein Alles — bist Du!

Der im Saal tüchtige Redner wußte keine Antwort hierauf. Fast unmerklich wiegte er den Kopf hin und her, nahm einige Male einen Anlauf zum Reden, biß sich dann wieder auf die Lippen, legte zuletzt seine Hände über den Knopf seines Stockes zusammen und blickte starr zur Erde.

Was sah er da?

Er sah sich gehen und wandeln, überall hin von einem Schatten verfolgt, der war bleich in der Sonne, Nachts wurde er roth. Er hörte sich sein Weib fragen: was ist das für ein häßlicher Schatten? und wußte ihr ebenfalls keine Antwort zu geben, er sah sein Weib herfallen über den Schatten — sie wollte ihn nicht dulden — in ihren vier Pfählen und dachte das Ding bewältigen zu können, weil sie es sah — aber der Schatten erhob sich und hatte tausend Augen und tausend Mäuler — und sein Weib sank zu Boden vor ihm. Er sah den Schatten wachsen und sich legen über all sein Gut und er verzehrte es. Er sah sich danach von dem Schatten gejagt, gejagt, bis ihm der Athem verging, gejagt durch Wälder und Felder, über Berg und Thal, und sah sich springen und stürzen zuletzt in das Loch über dem Backofen, durch welches er einst, als der Vorderste, in des Juden, seines Meisters, Wohnzimmer eingestiegen war.— — Hier knickte und brach er zusammen, hier fühlte er sich gebannt und geknebelt, hier warf sich der Schatten auf ihn, und er wog eine unaussprechliche Last. — Er fühlte sich geschlagen wie mit einem Beile, sich wollte er wehren davor und konnte es nicht; er hörte sich ächzen und es ächzte sein Meister aus ihm; vor der Wucht auf ihm fühlte er sich in die Tiefe gelastet — des Ofens Gewölbe brach ein unter der Last — seine Flammen umwirbelten ihn — tiefer und tiefer in eine unabsehbare Tiefe sank er hinunter, er und der Schatten über ihm, und oben, hoch oben, über den durchsichtigen Flammen schwebte der Geist des Erschlagenen, ernst und steinern seine Züge, er schwebte je höher, je tiefer, je tiefer er sank. — —

Während er so saß und sich nicht losreißen konnte von diesem sich vor seiner Seele hinstellenden Bilde, wilde Angst ihn durchglühte, rief sein Gefährte nach einem neuen Glase Branntwein, jedoch sollte es Rum sein. Er fragte auch den Kellner nach den Speisen und befahl davon. Dem Biere that er nicht viel, dem gebrach es nach seiner Ansicht an Kraft.

Des Kellners offne Hand weckte unsern Meister. Er bezahlte. — Einen Blick ließ er schweifen in die lärmdurchtobte und doch so ruhig erscheinende Mondnacht — dann faßte er seinen Gefährten in's Auge.

Dieser bemerkte es und hielt inne mit der Arbeit seiner Zähne.

Ehre — Gemeingut für Alle, Essen und Trinken aber nicht minder, Bruderherz! In der Regel zwar esse ich nicht viel, ich halte es noch immer mit dem Trinken, Etwas aber muß man dem Magen doch bieten. — —

Iß nur und trink, unterbrach ihn der Meister, es ist ja zu haben für Geld.

Nun siehst Du, nun siehst Du, Du bist, wie ich mir's dachte, ein vernünftiger Kerl! — Noch einen Rum, Kellner! — Komm ich aber in's Schräge, lieber Bruder, Du sorgst für einen Wagen, daß wir zusammen nach Hause kommen.

Sei außer Sorge deshalb.

Wenn ich erst weiß, wo wir wohnen — —

Wie bekamst Du das Hinken? Das wolltest Du mir erzählen vorhin. — —

Wart nur ein wenig, erst muß ich gegessen haben.

Er aß, trank seinen Rum dazu aus, forderte noch ein Glas und stand auf. Geheimnißvoll blickte er um sich, zeigte nach dem Ende des Gartens und winkte seinem Gefährten, ihm dorthin zu folgen. Mit dem ersten Schritte jedoch gerieth er in's Schwanken und mußte sich des Armes seines Freundes als Stütze bedienen.

Das kommt vom leeren Magen, lieber Bruder, mir wird aber schon besser werden, nun ich gegessen habe.

Untergefaßt schritten sie in den entlegensten Theil des Gartens. Dort setzten sie sich am Rande des Hügels, der hier, steil abschüssig in dunkle Nacht hinuntergehend, mit einem morschen Gitter eingefaßt war.

Hier behorcht uns kein Mensch, sagte der Alte — aber — und dabei schaute er, wie ergriffen von einem plötzlichen Schreck über das Gitter in die Tiefe hinab — ist das der Fluß, der hier unten vorbeigeht?

Der Fluß geht auf der andern Seite. — —

Ho, er geht auf drei Seiten um diesen Hügel; aber — ein unwillkürliches Grauen rüttelte an seiner bisherigen Frechheit und Festigkeit, als er das Folgende sprach — ich kann schwimmen, Bruder, und schreien, Bruder, hast Du ein Arges im Sinn wider mich. — —

Du wolltest erzählen, wie Du das Hinken bekommen. — Was fürchtest Du Arges von mir? — Wirf einen Stein in die Tiefe, so wirst Du's am Schall hören, ob Wasser oder fester Boden unter uns ist. Dort drüben geht der Fluß, dort blitzen seine Wellen im Mondschein. — —

Ich sehe, ich sehe, entgegnete der Alte. Wir haben den Mond aber im Rücken; geht der Fluß unter uns, dann kann er nicht blitzen; weil der Schatten des Hügels über ihm liegt. Danach bückte er sich in einiger Entfernung von seinem Bruder und Freunde, nahm einen Stein von der Erde und warf ihn in die Tiefe. Er zählte bedächtig von eins bis fünf, dann erst schlug der

Schall des gefallenen Steins an sein Ohr und hatte den Klang wie von Erz.

Was ist das? Was ist das? Der Stein fiel auf Eisen. — Hier bleib' ich nicht — hier liegen die Schienen der Eisenbahn. — Folge mir in den Garten zurück. — —

Ei Bruder! Was ficht Dich an! Im Garten sind Menschen. — —

Ich will unter Menschen!

Ich aber nicht und Du bleibst!

Der dies rief, warf sich dem Andern in den Weg, und vor die Brust gefaßt von dem jüngeren kräftigen Manne, war der Alte wie eine Leiche geworden. Er bebte außen und innen, das verrieth sich in seiner Stimme. — —

Bruder, Du wirst mich loslassen, sagte er leise, Du wirst mir keinen Schaden thun. — Außerdem daß ich schreien könnte. — —

Wozu schreien, Bruder? unterbrach ihn der Andre ebenfalls flüsternd. Wie Du zum Hinken gekommen, wirst Du nicht ausschreien wollen, wir suchten sonst vergebens die Heimlichkeit dieses Ortes. — —

Ich will nicht schreien, Bruderherz, aber loslassen mußt Du mich jetzt. — Ich bin alt und schwach und vermag nicht zu ringen.

Wie Du zum Hinken gekommen!

Nun, da Du's wissen willst: in derselben Backstube, bei unsers Juden Sohn.

Wie kamst Du zu dem?

Wie kam ich, wie kam ich! Ich hatte das Streifen satt, ich fühlte mein Alter und dachte an Dich. — Mein Geld hatte nicht weit gereicht; ich dachte: ob's wohl bei Dir weiter gereicht haben möchte — und ging, Dich zu suchen. Dich zu finden, war ich mir sicher: wir hatten uns beim Scheiden „auf Wiedersehn!“ gesagt. Nebenher trieb mich die Neugier — es peinigte mich, zu erfahren — es plagte mich der Teufel, nach dem Städtchen zu wandern, das, wie Du weißt, abbrannte in jener Nacht. — — Weihnachten vorigen Jahrs erreichte ich's — dunkel und kalt war's, da ich hineinging — dazu war's neu aufgebaut, daß ich's nicht wieder erkannte — breite Straßen, grade Straßen — und als ich in's Gasthaus trat, da trat ich in's Haus unsers Juden. — Ich erschrak, als ich diese Entdeckung gemacht, aber ich suchte mich zu fassen. — Ich zitterte, ich bebte, aber ich scheb's auf den Frost. — — Ich wollte wieder fort, aber der Wirth glaubte mich krank und zwang mich zu bleiben, aus Menschlichkeit. — — Er räumte mir einen Platz ein am Ofen, reichte mir Warmbier, er der Sohn unsres — er hatte eine verdammte Aehnlichkeit mit seinem Vater — — Ich dachte: Du mußt Dich gewöhnen an seinen Anblick — aber je mehr ich ihn ansah, je mehr fror mich — ich konnte mein Auge nicht lassen von ihm, und sah ich auch fort, ich sah ihn doch. — — Da nahm ich meinen Hut und meinen Stock und verlangte eine Streu bei den Pferden. — Der Wirth aber hatte aus meinem Paß schon ersehen, daß ich ein Bäcker sei, bot mir ein Nachtlager deshalb auf dem Backofen an, „da schlafet Ihr wärmer als im Stall“, und ich nahm's an. — Als ich nun ging nach der Backstube, da lag sie wie Anno zwölf, und als ich hineintrat in die Backstube, da sah sie aus wie Anno zwölf, und als ich auf den Ofen geklettert war, da war auch das Loch in der Decke darüber, durch welches wir in des Juden Wohnzimmer gestiegen. — — Auf den Knieen und Händen, wie man kriecht, wenn man muß, blieb ich halten und starrte nach dem Loch — die Leute aber in der Backstube und meine Mattigkeit und mein Frost gestatteten mir keine Umkehr, ohne Aufsehn und Fragen zu veranlassen, auf welche ich vielleicht keine Ausrede getroffen hätte; ich blieb also oben und legte mich zurecht: einen Sack unterm Leib, einen Sack unterm Kopf — mir ward wohl auf dem Ofen. Aber das Loch in der Decke — nicht blos, daß ich mich immer hindurchsteigen sah, nein ich sah auch, was dann im Zimmer geschehen — mir ward heiß, wie in der Hölle! — Ich fing an zu rücken von dem Loche hinweg — ich kam auf die Kante des Ofens — mein halber Leib kam in's Hängen über der Kante — ich konnte mich nicht wieder hinaufschwingen: ich war doppelsichtig und hellsehend geworden, ich sah durch Mauern und Wände, ich sah mich und den Juden, sah, wie er den Schlüssel in die Thür schob, wie er den Kopf dann hereinsteckte und wie ich — ja siehst Du, beim Blitzen des Beils bog ich mich weiter zurück, als gälte der Schlag mir und stürzte — vom Ofen herunter. Der Lärm, der Fall — mir war, als hörte ich mich mit dem Juden die Treppe herabfahren, mir vergingen die Sinne darüber. — — So bin ich zum Hinken und — Beichten gekommen!

Zum Beichten?!

Laß das, Herzbruder! Der Jude hat mir verziehn; — ich war in Angst und schob Dir die große Hälfte zu; — — aber das Wandern hab' ich satt: Du mußt mich erlösen davon. Du mußt. Denn sieh, wenn ich dem Juden sagte: hier ist mein Camerad — — würd' er Dir auch verzeihn? würd' er schweigen? wer weiß! — — Behalten mußt Du mich, ich weiche Dir nicht wieder von der Seite.

Ein Pfiff, ein gellender, langanhaltender Pfiff, und ein dumpfes, schnell wachsendes Rollen ertönte jetzt aus der Ferne. — Der Alte erschrak und verstummte. — Zwei Augen wie Feuer blitzten auf in der Tiefe. — In den Mienen des Jüngeren zuckt's wie ein elektrischer Funke: er wirft seine Arme dem Alten an den Kopf, mit einem Ruck zieht er ihm den Hut über's Gesicht, mit einem zweiten Ruck hebt er ihn über das Gitter — ein Stoß — ein Fall — zischend und prustend und

donnernd schießt der Dampfdrache heran — taptap, taptap. — Der Zug ist vorüber und fährt langsamer über den Fluß in die Hauptstadt hinein. — —

Er hat sich das Leben genommen, wenn — wenn mich — wenn mich jetzt Niemand gesehen. — —

Dies sagt sich der Mann auf dem Hügel — und es ist ihm wie leichter um's Herz. — —

Da fühlt er sich plötzlich auf die Schulter geklopft — er greift auf's Gitter vor sich — das Klopfen wiederholt sich — er sieht sich nicht um — es klopft zum dritten — da dreht er ihen Kopf nach der Seite — der Alte, den er so eben in die Tiefe gestürzt, steht hinter ihm. — Entsetzen faßt ihn. — Doch nein, der Alte ist es nicht; aber wer? ein Häscher muß es sein. — Jetzt wird er gelenkig, er läuft den Hügel hinunter, eine Jagd hebt an — und am nächsten Morgen ging das Gerücht mit zwei Selbstmorden in die Stadt: einen Leichnam hatten die Bahnwärter gefunden, den andern die Fischer im Fluß.

Aus der Emigrantenzeit.

Historische Novelle

von

Dr. **Rudolph Müldener.**

Es war eine merkwürdige Zeit, diese Zeit des allmäligen Verfalles, der allmäligen Zersetzung und Auflösung unserer Zustände gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts; merkwürdige Jahre, jene Jahre kurz vor dem Ausbruche der französischen Revolution, die sich wie ein glühender Lavastrom von einem Ende Europas zum anderen ergoß.

Frankreich war der Heerd, der Krater der Revolution, allein lange vor Ausbruch derselben hatte nicht minder in Deutschland sich eine allgemeine Bewegung der Geister manifestirt, die geeignet war, den aufmerksamen Beobachter die Stürme ahnen zu lassen, welche die Zukunft in ihrem Schooße trug, und denen auch das alte heilige römische Reich, von dem die Witzlinge sagten, es sei weder heilig, noch römisch, noch reich, unterliegen sollte.

Allerdings manifestirte sich diese Bewegung in Deutschland zunächst weniger auf politischem, als vielmehr auf literarischem Gebiete. Allein Literatur und Politik verhalten sich wie Theorie und Praxis; sie sind keine Gegensätze, sondern ergänzen sich gegenseitig, und eine Idee, welche literarisch ein Volk bewegt, wird früh oder spät auch in politischen Bestrebungen ihren Ausdruck finden: mit anderen Worten, die Theorie wird zur Praxis, der Gedanke gestaltet sich zur That.

Immerhin war das mit dem Aufschwunge unserer Literatur erstarkte Nationalbewußtsein eine Thatsache, welche sich nicht hinwegleugnen läßt. Der aufgeklärte Despotismus Friedrichs II, Josephs II, von liberalem Geiste dictirte, aber in despotischem Sinne durchgeführte Reformen, hatten nicht wenig dazu beigetragen, das Volk reif und mündig zu machen; die allerdings noch in den Windeln liegende Journalistik — wir erinnern nur an Schlözer's Staatsanzeiger — fing damals zuerst an, sich zu emancipiren und wagte einen kühneren Flug.

Da wurden in Frankreich im Mai 1789 die Generalstaaten, und zwar der dritte Stand in doppelter Anzahl, einberufen; unter dem 17. Juni constituirten sich dieselben als Nationalversammlung und am 23. desselben Monats schleuderte Mirabeau dem Großceremonienmeister, der im Auftrage des Königs erschien, die Nationalversammlung aufzulösen, jene historisch gewordenen Worte zu, die damals von einem Ende Frankreichs, ja Europas, zum anderen widerhallten: — „Sagen Sie Ihrem Herrn, daß wir hier versammelt sind im Namen des Volkes, und daß wir nur der Gewalt der Bajonnette weichen werden!"

Diese Worte waren die Revolution, und von diesem Augenblicke an entwickelten sich die Ereignisse mit reißender Schnelle. Man decretirte die Verantwortlichkeit der Minister, die Nationalversammlung erklärte sich für permanent, das Volk erstürmt die Bastille und der König empfängt aus Bailly's Händen die dreifarbige Kokarde, welche die Höflinge von Versailles bei ihren aristokratischen Orgien mit Füßen traten. — Am 4. August decretirte die Nationalversammlung die Abschaffung aller Privilegien, der Feudalrechte, der Käuflichkeit der Aemter, der Steuerfreiheit ꝛc.; diese Nacht machte alle Franzosen vor dem Gesetze gleich.

Allein diese ewig denkwürdige Sitzung der Nationalversammlung vom 4. August gab zugleich das Signal zur allgemeinen, massenhaften Emigration des Adels, zu welcher Graf Artois, nachmals Karl X, der Prinz Condé, die Polignac's und die Calonne schon vorher das schimpfliche Beispiel gegeben.

Einige dieser Emigranten gingen nach England, andere nach Turin, die Mehrzahl eilte Deutschland zu, nach Coblenz, wo Graf Artois, „der ritterlichste der französischen Prinzen," dessen Ritterlichkeit indessen nur in äußerem Anstande und der Glätte der Manieren, nicht aber in kriegerischer Tapferkeit bestand, die Gastfreundschaft des Churfürsten Clemens Wenzeslaus in schamloseter Weise abusirte, nach Worms, wo Condé ein Heer zu bilden suchte, und nach Trier.

Wir haben bereits von dieser allgemeinen Bewegung der Geister in Deutschland gesprochen, in welche der Ausbruch der Revolution wie der Funke in ein Pulverfaß fiel. Es ist unnöthig, zu erwähnen, mit welcher Begeisterung Deutschlands edelste Geister, Klopstock, Sievekking, Forster und die gesammten Mainzer Clubbisten die ersten Tage der Revolution, die ja auch dem deutschen Geiste

durch Verleihung des französischen Ehrenbürgerrechts an Wieland und Schiller die erste officielle Huldigung gebracht, namentlich die Sitzung vom 4. August und die Erklärung der Menschenrechte begrüßten. Später sollte indessen in Deutschland, ebensowohl wie in England, wo man unter dem Vorsitze des Lord Stanhope den Jahrestag der Erstürmung der Bastille, „dieses ersten Triumphes der französischen Freiheit," feierte und die Theater den Franzosen und ihrer Revolution allabendlich Weihrauch streueten, die öffentliche Meinung einen totalen Umschwung erleiden! Vor der Hand aber war es noch nicht so weit.

Auch die Stadt und das Churfürstenthum Trier war vom Strome der Begebenheiten, von jener Aufregung, von welcher wir sprachen, nicht unberührt geblieben.

In Trier trug seit 1768 Clemens Wenzeslaus, Prinz von Sachsen, den Churhut. Die Geschichte bezeichnet ihn als einen milden, wohlwollenden und ziemlich aufgeklärten Herrn, dem es um das Wohl seiner Unterthanen aufrichtig zu thun war, dem es indessen trotzdem nicht gelang, sich die Liebe, namentlich der Trierer Bevölkerung, ungetheilt zu erwerben. Die Trierer hatten noch nicht vergessen, daß sie früher reichsfrei gewesen und erst 1580 auf Grund einer Entscheidung Rudolphs II der Souveraiuität des Churfürsten unterworfen worden waren. Sie hüteten und bewachten ihre Freiheiten dem Churfürsten gegenüber mit eifersüchtigem Auge; es war eben noch viel reichsstädtisches Blut unter ihnen. Wenn auch Triers alte Bedeutung längst geschwunden, wenn auch von dem Glanze, der die Stadt in jenen Zeiten umgab, in denen Maximian, Constantin, Valentinian, Valens von hier aus die Welt beherrschten, nur verzweifelt wenig übrig geblieben, so hatte doch wenigstens die Erinnerung daran sich im Volke lebendig erhalten, und so beleidigte denn die augenscheinliche Vorliebe, welche Clemens Wenzeslaus seiner Stadt Coblenz bewies, doppelt den Stolz der Trierer, wie die Verlegung der churfürstlichen Residenz sie einer ziemlich ergiebigen Erwerbsquelle beraubte. Außerdem litt der Staat — wer wollte das leugnen? — an manchen anderen Schäden; für Handel, Gewerbe und Industrie war Nichts geschehen, es fehlte an Verkehrsmitteln, namentlich an den so nothwendigen Straßen und Chausseen, und wenn Clemens Wenzeslaus auch vieles that, diesem und anderen Uebelständen abzuhelfen, so diente dies nur dazu, dem Volke darüber die Augen zu öffnen, daß seine Interessen unter den früheren Regierungen unverantwortlicher Weise vernachlässigt worden waren.

Die Klosterzucht war gänzlich erschlafft; in allen Klöstern herrschte Zwietracht, die Vorgesetzten klagten gegen ihre Untergebenen und diese gegen jene. Clemens Wenzeslaus erkannte die Nothwendigkeit durchgreifender Reformen auf diesem Gebiete und berief deshalb die Aebte des Churfürstenthums am 15. April 1789 zu einer allgemeinen Versammlung nach Coblenz. Die Versammlung hatte keinen anderen Zweck, als den gänzlichen Verfall der Klosterzucht auch den Augen der Nichteingeweiheten bloß zu legen. Wenn die ihrer Natur nach stets conservative höchste Staatsbehörde solche Schäden eingestand, wer hatte dann noch den Muth, deren Existenz zu bestreiten?

Dazu kam noch, daß der Wein mehrere Jahre nicht gerathen, und Alles dies erzeugte eine Unzufriedenheit, welche die Ereignisse im nahen Frankreich zu dämpfen gewiß wenig geeignet waren.

Diese Unzufriedenheit machte sich endlich in Thätlichkeiten Luft; im August 1789 kam es zu Unruhen in Trier, die bedeutend genug waren, um den Churfürsten zu veranlassen, kaiserliche Hülfe nachzusuchen.

Die Stimmung der Trierer Bevölkerung war also schon eine ziemlich aufgeregte, als sich der ganze Strom der französischen Emigration mit seiner Sittenlosigkeit, seiner Ausschweifung, seiner Brüderlichkeit über die Stadt ergoß, als jene Herrn zu Fuß, zu Roß und zu Wagen in Trier einzogen, denen, um mit Lamartine zu reden, die Ehre nichts war, als das Exterieur der Rechtschaffenheit und die Eleganz des Lasters.

„Ein anderer Vorfall beginnt seinen Anfang" — sagt ein im 1819er Jahrgange des „Trierschen Wochenblattes" mitgetheiltes Tagebuch eines Trierer Bürgers, nachdem dasselbe zuvor von den unsererseits bereits erwähnten Unruhen gesprochen, — „der von weit größerer Bedenklichkeit gewesen ist, als der oben angemerkte. Durch die in Frankreich entstandene Gährung sind viele Familien, die sich nicht mehr sicher geglaubt haben, nach Deutschland ausgewandert. Am 22. December ist der französische Marschall Broglio mit seiner Familie, der Prinz Lambese, der Prinz Baudemont, dessen Brüder, nebst mehreren französischen Offizieren zu Trier angekommen."

„Das Gefolg und die Dienerschaft dieser Herrschaften war sehr zahlreich, Broglio hatte bis 50 Personen bei sich, Lambese brachte viele Jäger, 80 Jagdhunde und 30 der schönsten Pferde mit.*)"

Diese Herren sollten nicht lange allein bleiben: bald folgten ihnen der Marquis de Boisse, die Gräfin de la Meth, der Marquis Murat mit seinem Hause. Man rechnet, daß Ende Dezember 1789 schon achthundert Ausgewanderte in Trier gewesen, welche Zahl, zählt man die in der Umgegend Triers und in den benachbarten Kreisen campirenden Familien hinzu, sich bald verzehnfachen sollte;

*) Nach einem uns vorliegenden officiellen Actenstücke belief sich die Dienerschaft des Marschalls Broglie — nicht Broglio, wie unser oben citirter Trierer Gewährsmann schreibt — auf 32 Köpfe, ungerechnet die zum Haushalt seines Sohnes, des Prinzen Revel, gehörigen Personen. Der Verf.

in Coblenz war die Zahl der Emigranten noch weit größer. Bald kamen sie nicht mehr einzeln, sondern rottenweise, bald war es nicht mehr blos der Adel, welcher floh, sondern auch die den Constitutionseid verweigernde Geistlichkeit. So erschienen im Februar des Jahres 1791 der Cardinal-Erzbischof von Metz, Montmorency-Laval, der Bischof von Verdun und noch drei andere Bischöfe: ganz Trier wimmelte von flüchtigen Abbés, Hoffherrn und Offizieren.

Ehre dem Unglücke, Achtung Demjenigen, der um eines Principes Willen leidet, selbst wenn dies Princip nicht das unsrige ist; das Brod der Verbannung ist eben so bitter für den verbannten Royalisten wie für den geächteten Demokraten. Aber Schmach, brennende, unauslöschliche Schmach Demjenigen, der bei inneren Streitigkeiten den Beistand der Fremden, der Ausländer gegen sein eigenes Vaterland aufruft; er ist unter allen Umständen, welcher Parthei er auch angehören mag, ein Hochverräther an seiner Nation. Hätte dieser flüchtige Adel, statt durch Extravaganzen aller Art die Rache des Volkes zu reizen, sich um seinen König geschaart, dessen natürlicher Vertheidiger er zu sein behauptete, hätte er der Schwäche dieses Königs, der, wie Toubin sagt, das eigenthümliche Unglück hatte, als Mensch geliebt, aber als König niemals geachtet zu werden, ein wenig Energie einzuhauchen versucht, welche der Anblick der zu seiner Vertheidigung erhobenen Schwerter ihm gegeben haben würde, so hätte er ohnfehlbar, zwar nicht den königlichen Absolutismus, doch aber die Monarchie, den Thron gerettet, und wäre er im Kampfe für denselben untergegangen, so hätte die Geschichte die Namen der Kämpfer mit Achtung, vielleicht mit Bewunderung genannt. Statt dessen gab der Adel, nachdem er durch Ausschweifungen aller Art, inmitten einer verhungernden Bevölkerung, durch eine alles Maaß überschreitende Arroganz selbst den Sturm heraufbeschworen, der seine politische Existenz vernichten sollte, nachdem er durch die aus seinem Schooße hervorgehende Opposition gegen die Königin, durch die zahllosen Verläumdungen, die er auf ihre Rechnung in Umlauf brachte, das Ansehen derselben und damit auch das des Königs dem Volke gegenüber gebrochen, durch einen offen zur Schau getragenen Skepticismus die Macht der Kirche untergraben, beim ersten Schatten einer Gefahr Fersengeld.

Und war das Betragen dieser Emigranten das von Männern, welche größer als ihr Unglück? Zeigten sie nur eine Spur von Würde, von jener Würde, welche denen geziemt, die von der Hand des Schicksals darniedergebeugt? — Sie lebten in Saus und Braus und verpflanzten in wilder Jagd nach Zerstreuungen aller Art das schwelgerische Leben von Versailles in die engen Mauern der ehrbaren Stadt Trier. In Ermangelung einer Bühne behalf man sich mit Liebhabertheatern, amüsirte sich mit Wettrennen, durch Spiel, beim Glase, oder fädelte, wenn die Gelegenheit sich bot, leichtfertige Liebschaften ein. — „Das Trierſche Schwarzbrod," — klagt unser Berichterstatter — „diente ihnen nur, sich im Spaße damit zu werfen;" es sollte bald ein Leckerbissen für sie werden.

„In dieser Zeit" — sagt das Trier'sche Wochenblatt an einer andern Stelle — „war ein so tumultuarischer Zustand in und um die Stadt, daß Manchem der Kopf schwindelte: viel Geld wurde verdient, aber mit vielem Kummer, Arbeit, Sorge und Verdruß. Bald wurde hier, bald da ein Bürger mißhandelt, bald hier, bald da duellirt, bei Tage, bei Nacht keine Ruhe."

Doch nehmen wir jetzt nach dieser langen, vielleicht aber nicht unnöthigen Einleitung den Faden unserer Erzählung dadurch auf, daß wir den geneigten Leser bitten, uns in das Kesselstadt'sche Palais, den Stammsitz der im ganzen Moselgebiete reich begüterten, noch heute blühenden Grafen von Kesselstadt, zu begleiten, in welchem der Marschall Broglie sein Absteigequartier genommen.

Der Marschall Broglie gab ein Diner, welches der Kunst des Herrn Boitel, seines Koches, und des Herrn Alexandre, seines Patissier's, Ehre machte.

Die Gäste bestanden, was allerdings nicht immer der Fall, da Marschall Broglie seine Gastfreundschaft nicht nur auf seine Landsleute, sondern auch auf die höhere churtrierſche Geistlichkeit und den trierschen Adel auszudehnen pflegte, heute ausschließlich aus Emigranten; der Marschall selbst hatte das Diner als ein dîner en famille bezeichnet und bei der Auswahl der Gäste Alle vermieden, die ihn gehindert haben würden, sich nach Versailles zu träumen.

Neben dem Marschall und der Marschallin Broglie, dem Abbé Broglie, sah man den Prinzen und die Prinzessin Revel, welche noch vor Kurzem die Zierde der Cirkel von Versailles gewesen, den Marquis und die Marquise de Boisse, die Gräfin de la Meth, den Marquis Murat mit seiner Gattin, den Duc de Baudemont und dessen Bruder, den Prinzen Lambese, den Adjutanten des Marschalls, Herrn de Perigny, und viele Andere, die namhaft zu machen zu weitläufig sein würde.

Am 19ten October 1718 geboren, nach dem Siege bei Bergen zum deutschen Reichsfürsten erhoben, zählte Victor Francois Duc de Broglie damals bereits zweiundsiebenzig Jahre. Allein trotz dieses Alters hatte er sich eine gewisse Lebhaftigkeit des Geistes, eine gewisse Eleganz der Sitten bewahrt, die ihn befähigte, die Honneurs seines Hauses, von der liebenswürdigen Prinzessin Revel, seiner Schwiegertochter, unterstützt, in einer Weise zu machen, die an den feinsten Hofton der Cirkel Lud-

wigs XIV. erinnerte. Obgleich Aristokrat vom Scheitel bis zur Fußzehe, zeigte er doch selbst in Bezug auf seine politischen Antipathien mehr Mäßigung und Tact, als jene jüngeren, heißblütigeren Herren der Gesellschaft, die Vaudemont und Lambesc, die nur von der siegreichen Rückkehr nach Paris und von der blutigen Rache an ihren politischen Feinden träumten. Hatte doch der Marschall Broglie den für einen Mann seines Schlages niederdrückenden Schmerz erfahren müssen, seinen Sohn Claude Victor des Vaters Grundsätze verleugnen und sich der Volkspartei offen in die Arme werfen zu sehen. Des Vaters Principien, und mit ihnen seine Verbannung, theilten nur zwei seiner Söhne, der Prinz Revel,*) der gleich seinem Vater, Paris nicht wieder sehen, sondern, noch nicht dreißig Jahre alt, in Deutschland sterben sollte, und der Abbé Maurice Jean Madeleine de Broglie, den Napoleon später zum Bischofe von Gent erhob. Der älteste Sohn, der schon erwähnte Claude Victor, wurde Secretair, später Präsident der Nationalversammlung und starb am 27sten Juni 1794 unter dem Beil der Guillotine.

Wer, unbekannt mit den Verhältnissen, einen Blick auf diese glänzende Gesellschaft, diese goldgestickten Roben, diese im Glanze der reichsten Diamanten strahlende Damenwelt, diese mit sardanapalischer Ueppigkeit besetzte Tafel, die Lakaien in goldbetreßte Livreen gewerfen, wer der Unterhaltung gelauscht, diesen feinen, geistreichen Aperçu's, diesen Bonmots, die, zur Würze des Mahles, von einem Ende der Tafel zum andern flogen, der würde schwerlich geglaubt haben, einem Diner der Verbannten beizuwohnen.

Man unterhielt sich nicht von den Weltbegebenheiten, man grollte, haderte nicht mit dem Geschick, man entwarf keine Pläne für die Zukunft, man conspirirte nicht — man plauderte. Man plauderte von den grands et petits levers des Königs, von den Liebschaften der Prinzessin Soubise, von den Bällen in Versailles, dem Sommeraufenthalt in St. Cloud; man erzählte von der Vorstellung der Dubarry bei Hofe, von dem Balle, auf welchem le dekant roi mit der Herzogin von Rohan getanzt, und andere Dinge mehr, die unter solchen Umständen und aus solchem Munde fast kindisch erscheinen dürften. Daß es dabei an spöttischen Ausfällen und witzigen Bemerkungen über das Land, welches ihnen eine Zufluchtsstätte geboten, und seine Bewohner nicht fehlte, versteht sich von selbst.

Nur gegen Ende der Tafel wandte das Gespräch sich der momentanen Situation zu: die Emigranten überließen sich rücksichtslos der ausschweifenden Hoffnung einer baldigen Rückkehr nach Paris unter dem Schutze einer europäischen Coalition. Sie zweifelten nicht am Siege: derselbe schien ihnen, nachdem er zur Nothwendigkeit geworden, darum auch schon eine Gewißheit zu sein! Und die Herren feierten ihren Triumph im Voraus: nach einem Toaste des Marschalls auf den König trank Prinz Lambesc auf das Verderben der Nationalversammlung, ein Toast, der natürlich mit allemeiner Begeisterung aufgenommen wurde.

Zuletzt wandte sich das Gespräch den neuen Ankömmlingen zu, die tagtäglich von allen Punkten Frankreichs herbeiströmten.

Gestern langte auch der Chevalier de Beaumont hier an — bemerkte der Marquis Murat. —

Welcher Beaumont? — fragte der Marschall. — Sie wissen, theurer Marquis, wir haben der Beaumont's so viele, daß ein Sprichwort sagt: Schlagt auf einen Busch und es springt ein Villenenve oder ein Beaumont heraus!

Der Chevalier Charles de Beaumont — versetzte der Marquis.

Was will der hier? — fragte der Duc de Vaudemont. — Auf unsere Börsen speculiren? Oder hat er wirklich die Absicht, uns seinen tapferen Arm als Beistand für unsere gerechte Sache zu leihen?

Ich weiß es nicht! — versetzte der Marquis Murat. — Gestern sah ich ihn über die Straße gehn; da er mir indessen noch nicht seinen Besuch gemacht, so begreifen Sie, daß ich keine Veranlassung hatte, von ihm Notiz zu nehmen.

Die Verbannung hatte, wie wir sehen, die Etiquette zwar mildern, aber nicht aufheben können.

Natürlich! — pflichtete der Duc de Vaudemont bei. — Allein, — fuhr er fort mit jener Bonhommie, die selbst den starrsten französischen Aristokraten, wenigstens im Umgange, charakterisirt, — selbst wenn das Erstere der Fall wäre, so sollte Beaumont mir darum nicht minder willkommen sein. Derselbe ist, Alles in Allem, doch eine gute Haut, und ein Franzose muß dem andern helfen!

Heute ist auch der Capitain Stuart hier eingetroffen, wie mir meine Kammerfrau sagte, — bemerkte die Prinzessin Revel.

Stuart? — fragte Prinz Lambesc.

Ja; — versetzte der Marquis de Boisse. — Er ist im Rothen Hause abgestiegen und wird uns, wie ich glaube, wohl demnächst seinen Besuch machen.

Wenn er zu mir kommt, — versetzte Lambesc — so werde ich ihm die Thüre weisen.

Und warum, mon prince? — fragte der Marschall.

Warum, Monseigneur? antwortete Lambesc. — Weil es uns, den treuen Vertheidigern des Königs und seines angestammten Thrones, übel anstehen würde, mit einem Günstlinge des Herzogs von Orleans, einem Günstlinge jenes Mannes, der durch seinen schamlosen Abfall vom

*) Der Marschall Broglie starb 1804 in Münster. D. Verf.

Principe der Legitimität den gesammten französischen Adel beschimpft, auch nur die geringste Gemeinschaft zu haben.

Keine Unklugheit! — warnte der Marschall. — Wir haben der kräftigen Arme nicht allzuviele, als daß wir diejenigen zurückweisen dürften, welche kommen, uns ihre Dienste anzubieten. Wenn der Sieg errungen ist, dann können wir sichten in unseren eigenen Reihen, dann ist es Zeit, sich der Vergangenheit der Einzelnen zu erinnern, nicht eher. Bis dahin ist ein Arm immer ein Arm, und ein Arm mehr fällt oft schwer genug in das Gewicht.

Ich aber, Monseigneur, — erwiederte Lambese — bin der Meinung, lieber keine Alliirte, denn zweifelhafte. Machen wir es wie unsere guten Freunde, die Jakobiner, und rufen wir mit ihnen: point des suspects! — Point des suspects! — rief der Marschall. Aber wer sagt Ihnen denn, Prinz, daß Stuart verdächtig ist?

Er ist ein Günstling des Duc d'Orleans, Monseigneur; dies ist meine einzige Antwort.

(Fortsetzung folgt.)

Die deutschen Postbrief-Marken
oder
Engländer, wo bist du?

Durch Deutschland ging unlängst die Kunde,
Es hab' ein Lord, vom Spleen regiert,
Zu Carlsruh hunterttausend Gulden
Bei der Behörde deponirt.

Bestimmt für einen Waisenknaben,
Wenn dieser eine Million
Ihm abgestempelter Briefmarken
Verschaffe, eh' der Lenz entflohn.

Ganz Deutschland fing jetzt an zu schnipfeln,
Briefmarken! war das Feldgeschrei;
Es war sogar Holland in Nöthen,
Wie Rath allhier zu schaffen sei.

Thonpfeifen und porzlaine Tassen,
Sie wichen vor dem Scheerenschnitt,
Daß meiner Seele fast darunter
Der ganze Tulpenhandel litt.

Ganz Deutschland ward zur Scheerenflotte,
Man sammelte in Dorf und Stadt,
Es ging ein „Ruf an Kinderherzen"
Sogar durch's Leipz'ger Tageblatt.

Es kamen an den Bürgermeister
Zu Carlsruh adressirt und nett
Packete, Ballen, daß sein Zimmer
War schon ein kleines Ballenstädt.

Ja, es griff alle Welt zur Scheere
Für den briefmarkverseff'nen Britten,
Bis klar ward: daß es Zeitung-Ente,
Daß Alle, Alle sich geschnitten.

Bis klar ward: daß die Markenschneider,
Die hier zu helfen nicht gesäumt,
Man angeschwärzt und hinterm Rücken
Wie die Briefmarken selbst geleimt.

Was machen nun? wo mit den Marken
Man tapezieren könnt' den Saal
Im Hörselberg, die Baumannshöhle,
Den „Kuhstall" und das Wupperthal?

Ich schlag' vor: damit zu verkleben
So manches deutsche Schattenspiel,
Wo auch gestempelt die Parteien,
Noch eh' herab der Vorhang fiel.

Ich schlag' vor: damit zu verkleben
Den Riß der allgemeinen Noth,
Und jedes Maul, so schon prophetisch
Verkündigt wieder kleines Brot.

Jedwede Lippe, die da redet
Dummheit und Lüge in den Wind,
Und eine Marke auf die Herzen,
Die mehr noch, als Roheisen, sind.

Glaubt mir: eh' an der Uhr des Himmels
Der goldne Sand nach Westen rann,
Ist aufgeräumt der ganze Bettel,
Hat jede Marke ihren Mann.

Th. D.

Feuilleton.

Carl Maria von Weber's Denkmal in Dresden. Das muſikaliſche Deutſchland hat eine Schuld abzutragen, der es ſich nicht entziehen kann, wenn es den großen gefeierten Namen Weber in ſein Gedächtniß zurückruft. Das Comité zur Errichtung eines Denkmals in Dresden erließ zur Zeit einen Aufruf an alle deutſchen Bühnen, ihr Schärflein beizuſteuern, indem es zur Aufführung einer Weber'ſchen Oper ermahnte und ſich den Ertrag ausbat, damit das ſchöne Werk zu Stande komme. In ganz Deutſchland erfüllten bis jetzt nur drei Hoftheater und — zur Ehre ſei es geſagt — das kleine Nürnberg unter dem Director Röder dieſe ernſte Pflicht. Die meiſten Directionen gaben gar keine Antwort oder, wie das Theater zu Frankfurt a. M. eine Entgegnung, die man als Curioſität in Dresden zu den Acten genommen. Da, man höre und ſtaune, ſelbſt unterzeichnet von dem alten, ſo hoch geprieſenen Guhr iſt zu leſen: „Die großen Caſſenerfolge, welche Weber's Freiſchütz herbeigeführt, wären doch mehr der früheren Direction zu Theil gekommen, als der jetzigen, und aus dieſem Grunde könne ſich ſomit das Theater zu Frankfurt a. M. nicht an einer Aufführung zum Beſten eines Denkmals für Weber betheiligen.“ — Es klingt dies Alles in der That wie eine Fabel, iſt aber volle Wahrheit, denn man hat dieſen Abſagebrief nebſt Guhrs Unterſchrift zu den Acten genommen, als Denkmal zu Frankfurts Schande. Wie wir hören, beſitzt das Comité 5000 Thaler und es fehlen mithin noch 3000 Thaler, um das Denkmal nach dem herrlichen Entwurf in's Leben treten zu laſſen. Was iſt zu thun? Höre es, Deutſchland, nur 3000 Thaler zur Verherrlichung eines deiner größten Tondichter. Du mein Gott! wenn ſich die Theaterdirectionen weigern, ſollte denn nicht ein Aufruf an das muſikaliſche Deutſchland zünden und wecken? Nur mäßig gerechnet, hat allein Weber's „Freiſchütz“ den deutſchen Bühnen ſeit dem Jahre 1821 bis jetzt ganz gewiß anderthalb Millionen Thaler eingebracht. Welche Oper kann ſich eines ſolchen Erfolges rühmen? Nöthig zur Vollendung nur noch dreitauſend Thaler, ein Sümmchen, das in einigen Tagen beiſammen wäre, wenn in Deutſchland jeder Sänger und Schauſpieler nur 20 Silbergroſchen beiſteuerte.

Mancherlei Gedanken. Es iſt eines der größten Uebel unſerer Zeit, daß man einem anerkannten Streben der Zeitgenoſſen eine täuſchende Befriedigung werden läßt. Man hat den Muth nicht, es ganz zu ignoriren, man hat Ehrgeiz genug, durch Entgegenkommen einen gewiſſen Ruhm davon zu tragen, und doch will und kann man das Rechte nicht geben. Daher denn jene Abgeſtandenheit, jene Leere und Erfolgloſigkeit in ſo manchen ſcheinbar ganz zeitgemäßen Einrichtungen, jene Theilnahmloſigkeit an ſo manchen an ſich edeln Vereinen, Lauheit und Flauheit oft für das Beſte.

⁂ Wie oft müſſen wir armen Epigonen früherer, großer Tage es hören, daß unſere Zeit die allerſchlechteſte, ſittenloſeſte, verdorbenſte ſei, welche geweſen, und unter den Zeichen, welche darauf hinweiſen, hören wir vorzugsweiſe die Aeußerlichkeit, den Prunk, die Verſchwendung hervorheben. Man hat behaupten hören, die Geſchichte der Gegenwart ſei Nichts, als ein Wechſel der Moden; aber gerade diejenigen, welche dies ſagen, ignoriren die Geſchichte. Wie groß war der Aufwand im Mittelalter? wie viel Luxusgeſetze mußten in ſeinen letzten Zeiten erlaſſen werden? welche Verſchwendung herrſchte in koſtbaren Stoffen und dergleichen? welche unſinnige Prahlerei ließ die Pumphoſen aufkommen, gegen welches Kleidungsſtück man ſogar einſchreiten mußte, um Verarmung der Junker zu verhüten? Wir ſind wirklich begnüglich geworden. Und daß in alter Zeit auch der Wechſel der Mode weit unſinniger war und weit raſcher als heutzutage, beweiſt eine Stelle der liebenswürdigen Limburger Chronik: „In der Zeit war die Sitt von der Kleidung verwandelt, alſo, wer heur (im vorigen Jahre) ein Meiſter war von den Schneidern, der war über ein Jar ein Knecht, als man das hernach geſchrieben find“. — So weit ſind wir doch noch nicht gekommen, und alle Neuigkeiten der eleganten Leute enthronen noch keinen Schneider. In dem „hernach“, auf welches die Limburger Chronik verweiſt (es iſt das Jahr 1389) erfahren wir über die Kleidung, welche „von großer Hoffart erfunden und gemacht iſt“ u. a. Folgendes: „Fürter trugen die Männer Aermel an Wammſern und an den Schauben und anderer Kleidung, die hatten Staufen (Vorſtöße) beinahe auf die Erden. Und wer den allerlängſten trug, der war der Mann.“

Die Violine im Bade. Jahrhunderte lang hat man nach der Geige getanzt, nun aber iſt es auch dahin gekommen, daß man nach der Geige ſchwimmt. Die neu

eröffnete Schwimmanstalt im Esterhazy-Bade bei Wien giebt davon Zeugniß, und es soll einen höchst angenehmen Eindruck machen, die Schwimmzöglinge nach den Klängen der Musik ihre tactgerechten Tempi machen zu sehen.

Es hilft! Bekanntlich gab unlängst die in Dresden erscheinende Europäische Modenzeitung eine mit einem schwarzen Rande verzierte Beilage für „Fachgenossen" heraus, worauf die Namen von mehr denn hundert bösen Schuldnern prangten, welche vergessen hatten, ihre Schneiderrechnung zu bezahlen. Es geschah diese Procedur zu „gegenseitigem Schutze vor Verlusten" und dieser „letzte Versuch" ist nicht ohne Wirkung geblieben. Bereits haben einige hartverstockte Schuldner, die „weit in nebelgrauer Ferne" weilten, ihrer Pflicht genügt. Andrerseits kamen Verwandte der Vergeßlichen und sorgten, daß der Name vom schwarzen Brett der Bekleidungs-Akademie gestrichen werde. — Wie wir hören, wollen sich deutsche Hutfabrikanten und Schuhmacher zu einem ähnlichen Zweck vereinigen, und wenn die Sache in's Werk tritt, hat die Welt jedenfalls ein Leporello-Verzeichniß zu erwarten, eine Liste, die riesengroß, aber vielleicht nicht ganz hoffnungslos ist.

„Was mag dies für ein Ding wohl sein? Strengt Euren Scharfsinn an!" Er ist der Erbe eines großen historischen Namens. Nennst du ihn, so rufst du die Erinnerung an Krieg und Schlachten wach. Und doch: Loi même, c'est le paix. Das freie und allgemeine Wahlrecht hat ihn erhoben. Die Wahlen des heuerigen Jahres schlossen zu seinen Gunsten. Die Parteien der Gegner, die ehedem die herrschenden waren, haben ihr Terrain größtentheils an ihn verloren. Ja, in aller Herren Landen wächst bereits die Zahl seiner Anhänger. Der gesetzgebende Körper steht unter ihm, und unter seinem Schirme werden die Reden gehalten. Er hat die Gesellschaft gerettet aus der Ungewißheit zukünftiger Formen. Alle Welt gestand ihm das Recht zu, sich mit fremden Federn zu schmücken. — Von ihm allein kann man sagen: er sei noch nie auf's Haupt geschlagen werden. Wer ist das?

(Der Kuckuck.)

Frau Jenny Lind-Goldschmidt führt zu Dresden mit ihrem Gemahl ein wahres Einsiedlerleben, und wenn sie ja einmal mit ihren zwei Kindern ausfährt, so ist der Wagen hermetisch verschlossen, damit sie nicht die Luft der sündigen Welt anweht. In ihrem Hause werden nur fromme Lieder gesungen und oft verbringt sie halbe Stunden lang knieend am Betschemel. Die einzige Gesellschaft, welche Zutritt empfängt, sind vier Mitglieder der königlichen musikalischen Capelle, worunter Frau Schubert. Diese spielen Quartett, natürlich Kirchensachen und dann Compositionen des Herrn Goldschmidt, die wegen ihrer völligen Unbedeutendheit und Stümperhaftigkeit freilich nirgends anders zur Aufführung gelangen. Trotz alledem soll der ehemals gefeierten Sängerin das Dresdener Thun und Treiben dennoch zu profan erscheinen und ihr Wegzug nach England bestimmt sein.

Disciplin in der russischen Armee. In dem Städtchen Bardosk fand unlängst ein verheerender Brand statt, der 192 Häuser in Asche legte und darunter auch das Ordonnanzhaus der dort garnisonirenden Invaliden-Compagnie. Vor diesem Gebäude steht ein Schilderhaus und der Gemeine Pankow hatte die Wache, als das Feuer ausbrach. Man vergaß, ihn abzulösen, aber er blieb unerschütterlich auf seinem Posten. Das Schilderhaus brannte ab, der Mantel von Pankow fing an zu brennen, als endlich ein Gefreiter erschien, ihn abzulösen. Der Kaiser hat den braven Soldaten zum Unteroffizier befördert, ihm 50 Silberrubel geschenkt und die That durch einen Armeebefehl bekannt machen lassen.

Hutmacher-Anzeige.

Mit dem vielgenannten Clarence-Chapeau
Verhält es sich eigentlich nur so:
Man möchte gern bringen — und das wär' gut —
Alle Köpfe unter Einen Hut.

Litterarisches.

Amoranthos. Ein Frühlingstraum. Dichtungen von Müller von der Werra. Leipzig, Voigt und Günther, 1857. (230 Seiten.) In schöner Ausstattung empfangen wir hier die Gaben eines Dichters, dessen Name in den deutschen Landen einen guten Klang hat. Schon früher bestrebten sich Männer wie Lindpaintner, Julius Otto, Schnyder von Wartensee, Franz Abt ꝛc. etliche von Müller's Liedern mit Tönen zu bekleiden und gaben somit den Beweis, daß hierin mehr vorliege, als in dem meisten Reimgeklingel unserer Tage. Hier ist alle Süßlichkeit und das gemachte Wesen verbannt, es weht durch „Amoranthos" echter Hauch der Poesie, wir folgen dem Dichter durch Lust und Leid und spüren nach dem Lesen in unserm Herzen so manche Empfindung, die uns zum Dank gegen den Dichter auffordert. Wir empfehlen Müller's „Amoranthos" besonders der Frauenwelt.

— Für wen es von Interesse, zu erfahren, wie der Mensch von den Zelten des Paradieses an sich in seinem

äußern Habitus cultivirt hat, dem empfehlen wir H. Klemm's „Versuch einer Urgeschichte der Bekleidung nach den Kosmogenien der verschiedenen Stammvölker.“ Der Inhalt der kleinen Brochüre ist ein Vortrag, den der Verfasser in der Versammlung des Dresdener Gewerbe-Vereins gehalten. Der Ertrag der Herausgabe ist zum Besten der Magdalenenstiftung bestimmt. Preis 2 Sgr.

Moden-Bericht aus Paris.

Wir haben jetzt den Zeitpunkt erreicht, wo unsere schönen Damen gleich den heitern Schwalben uns verlassen und die Residenz mit dem Aufenthalt in den Bädern und auf dem Lande vertauscht haben. Dorthin ist es, wo unsere ersten Modistinnen ihre Blicke, ihr Interesse richten und die großartigsten Sendungen ausführen. Vor Allen aber ist es Mme. Indenne, deren Kleiderformen sich des allgemeinen Beifalls erfreuen, die ihre Kundschaft unter der vornehmsten Damenwelt hat, und deren Arbeiten daher überall verbreitet sind. Von ihnen, und besonders einigen Modellen, die wir soeben in ihrem Salon gesehen, wollen wir hier zuerst sprechen.

Ein weißes Mousseline-Kleid, mit fünf gesäumten und gebrannten Volants; das hohe Leibchen ohne Schöße ist gefältelt; die Aermel, in Pagodenform, sind unten mit drei schmalen gebrannten Volants garnirt. Ein zierlicher Ueberkragen Louis XIII. mit gebrannten Volants wird über das Leibchen getragen.

Ein anderes sehr hübsches Kleid ist von pensée Taffet; drei Volants bilden einen dreifachen Rock; jeder derselben ist mit drei Reihen maurischer Fransen, mit Eicheln und Knöpfen eingefaßt. Das hohe Leibchen ohne Schooß ist vorn herunter mit Brandenbourgs, von den gleichen Fransen garnirt. Die Aermel haben drei schräge glatte Volants, besetzt wie diejenigen des Rockes.

Die weißen Mousseline-Kleider, diese hübscheste jugendliche Tracht für die Sommer-Saison, sind sehr en vogue; sie werden mit gestickten Volants garnirt, und mit übereinstimmenden gestickten Mousseline-Mantillen getragen. Mdm. Indenne zeichnet sich durch Verfertigung derselben, wie überhaupt durch eine besondere Anmuth ihrer Arbeiten aus; nichts Gewöhnliches geht aus ihren Händen hervor, und mit Recht können wir sie den eleganten Damen, die es lieben, in ihren Kleidern Auszeichnung und Grazie zu finden, empfehlen.

Indem wir von Auszeichnung und Grazie sprechen, erinnern wir uns der reizenden Weißstickereien, die das Magazin von Mlle. Anna Loth birgt. Hier sind es die allerliebsten kleinen Phantasiehütchen, sei es von gesticktem Mousseline oder Tüll, dann die graziösesten Morgen- Haus- und Soirée-Häubchen, deren coquetter Reiz nicht zu beschreiben ist. Die Morgenhäubchen sind gewöhnlich von glattem oder gesticktem Mousseline, zuweilen auch von Jaconet. Die Haushäubchen sind von Tüll, mit Band, Fransen und schmalem Sammet garnirt. Den Hauben zu Diner- oder Soirée-Toiletten fügt man Blumen hinzu und garnirt sie hinten mit Schleifen, deren Enden lang herabfallen; eine Mode, die immer gleich elegant und beliebt bleibt.

Die Unterärmel behalten ihren großen Umfang, zuweilen garnirt man sie lang herunter mit Puffen, in die Band gezogen ist, oder mit einer Reihe kleiner Schlitze, unter die die Puffen gelegt sind.

Auch bemerkten wir bei Mlle Anna Loth doppelte Shawls von glattem Mousseline, mit einem gestickten Volant eingefaßt, und viele weiße, sehr reich gestickte Mantillen.

Die Mantillen und Shawls von schwarzen Spitzen bleiben fortwährend in Gunst, und viele Damen wählen sie von Cambrai-Spitzen des Hauses Ferguson, deren Muster denjenigen der Chantilly-Spitzen nachgeahmt sind. Außer den Mantillen und Shawls bemerken wir in dem genannten Hause köstliche Volants zu Kleidern und Confections, Coiffüren, und allerliebste kleine runde Halbschleier, von graziösen, leichten, den Chantilly-Spitzen täuschend ähnlichen Mustern.

Im Allgemeinen waren die Hüte niemals graziöser als jetzt; indessen hat jede Modistin ihre besondere Art, und was man bei der einen hübsch findet, wird bei der andern in ganz verschiedener, doch ebenso geschmackvoller Weise ersetzt. Und wie gut, daß es so ist, wird doch durch diese Mannichfaltigkeit der Geschmack aller Damen befriedigt.

Wir bewunderten in diesen Tagen bei Mlle. Alphonsine einige der frischesten und reizendsten Arbeiten, deren nähere Beschreibung wir versuchen wollen. Ein weißer Tüllhut; der ganze Fond durch eine Federspitze bedeckt, deren Effect der duftigste und leichteste ist, den man

denken kann; im Innern Maraboutspitzen in Blondenrüschen.

Ein zweiter Hut ist von Reisstroh, der Fond durch ein Fanchon von schwarzen Spitzen bedeckt. Den Rand des Schirmes faßt eine Guirlande von hellgelben Schneebällen ein, ein Zweig derselben Blumen ist an der linken Seite des Hutes angebracht und fällt wie eine Feder an demselben herab; eine gleiche Garnirung wiederholt sich im Innern.

Ein rosa Crepphut, dessen Käppchen und Schirm aus einem Stück bestehn und gefältelt sind; vorn bildet der Crepp eine Spitze, die mit schmaler weißer Blonde eingefaßt ist. Dieser Hut ist mit Moosrosenknospen garnirt und heißt Maria Stuart; seine Form ist jugendlich und sehr kleidend.

Ein weißer Crepphut hat einen Fond von goldgelbem Taffet, vermischt mit schwarzen Spitzen; eine derselben ist um den Rand des Schirmes gesetzt; im Innern ein Bandeau und Halbkranz von Goldknöpfchen.

Ein schwarzer Spitzenhut garnirt mit Fuchsias.

Für junge Mädchen sahen wir bei Mlle. Alphonsine sehr elegante Crepp-Capoten, der Länge nach gefältelt, so wie sehr hübsche kleine Hüte für das Land; einige in der Form Louis XIII., andere in gewöhnlicher Form, alle aber vom exquisitesten Geschmack. Die ersteren sind gewöhnlich grau oder braun, mit einer langen Feder, die sich um das Käppchen windet, oder mit Feldblumen garnirt.

Wir beendigen unsern heutigen Bericht durch die Zusammenstellung einiger modernen vollständigen Toiletten, die zur Nachahmung sehr passend und empfehlenswerth sind.

Morgen-Negligée: Ueberrock von weißem gestickten Jaconet; Fanchon-Häubchen von gesticktem Mousseline; braune Corduan-Pantöffelchen.

Negligée für das Land: Morgenkleid von Piqué-Nanking mit langer Schoosjacke und Taschen, mit passenden Borten und weißen Perlmutterknöpfen verziert. Hut von feinem grauen Stroh, mit einer Feder derselben Farbe garnirt. Kragen und Unterärmel von Mousseline, mit schwarzen Sammetbändchen durchflochten. Diese Zusammenstellung ist ganz außerordentlich begünstigt.

Halb-Toilette für die Stadt: Schwarz und weiß carrirtes Taffetkleid, mit pensée Seitengarnirung. Schwarzer Taffet-Bournouß, mit ausgeschlagenen Rüschen besetzt. Hut von belgischem Stroh, mit kleinen grünen Sammet-Pompons gestickt, an der Seite mit einer großen Rose, im Innern an der linken Seite mit kleinen Rosen und Knospen garnirt. Halbschleier von Cambraispitzen, dessen Grund mit leichten Pünktchen durchstickt ist.

Elegante Toilette: Violettes Taffetkleid mit Volants; schwarze Spitzen-Mantille; italienischer Strohhut, mit einer weißen Feder garnirt, oder auch ein Hut von Tüllpuffen mit einer Verzierung von Feder-Spitzen.

Erklärung des Modekupfers.

1. Taffetkleid mit vier einfach gesäumten Volants garnirt. Ausgeschnittene glatte Taffet-Taille, darüber ein weißes Mousseline-Leibchen. Dasselbe hat die Weite und Form der heutigen Schoosjacken, ist mit breiten gestickten Mousseline-Volants und einer berthenartigen Garnirung um die Schultern besetzt. Puffen, in die farbiges Band gezogen, zieren Berthe und Schooß. Aermel mit zwei breiten Volants und einem gestickten Jockei. Vorn drei Bandschleifen, die unterste hat lange herabfallende Enden. Reisstrohhut mit Strohborden, großen Maasliebchen und Gräsern garnirt. Das Käppchen ist muschelartig mit Blonde besetzt. Im Innern ein Kranz von Maasliebchen. Weiße Bindebänder.

2. Taffetkleid mit breiten Seitengarnirungen, die mit schwarzem Sammet eingefaßt sind. Die Taille ist mit derselben carrirten Garnirung im verkleinerten Maßstabe besetzt, und mit kleinen Posamenterie-Brandenbourgs geschlossen. In Falten gelegte Aermel mit carrirtem Jockei, den schwarzer Sammet einfaßt. Hut von belgischem Stroh mit cerise Sammet eingefaßt und mit schwarzen Spitzen garnirt. An den Seiten Touffes von wilden Rosen mit schwarzem Kelch. An den Rand des Schirmes ist eine schwarze Spitze gefältelt, die auf eine Blonden-Rüsche herabfällt. Mantille aus schwarzen Guipüre-Einsätzen und Sammetbändern zusammengesetzt, mit einem Chantilly-Volant garnirt.

Die Abonnenten der ersten (Acht Thaler-) Ausgabe erhalten als Extra-Zugabe:

Ein Herren-Modekupfer.

Die Zeitung für die elegante Welt erscheint wöchentlich und zwar in drei verschiedenen Ausgaben:

Erste Ausgabe mit allen Beilagen zu 8 Thalern jährlich. Enthält im Jahrgange 52 Damen- und 24 Herren-Modekupfer, Musikbeilagen, Mustertafeln für weibliche Arbeiten u. Moden, Schnitt-Tafeln für Herren, Potichinomanie-Bogen, Portraits, Genrebilder ꝛc.
Die zweite Ausgabe zu 5 Thalern jährlich bringt denselben Text und ausschließlich Damen-Modekupfer und Mustertafeln.
Die dritte Ausgabe zu ebenfalls 5 Thalern enthält nur Herren-Modekupfer, bringt aber ebenfalls 52 Lieferungen Text.

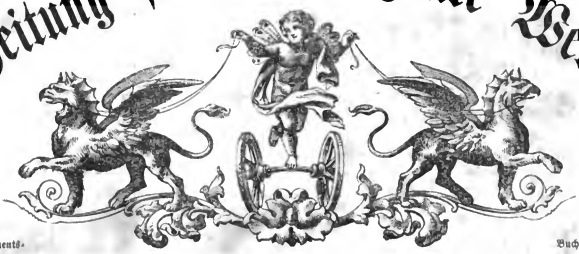
Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen Bestellungen an.

Verlag von **Otto Janke in Berlin.** Verantwortlich: Dr. **O. Girndt.**

Buchdruckerei von Gustav Lange in Berlin.

№ 31. Siebenundfünfzigster Jahrgang. 1857.

Zeitung für die elegante Welt.



Die Abonnements-Bedingungen befinden sich am Schlusse des Blattes.

Redaction: **Th. Drobisch** in Leipzig und **Dr. O. Girndt** in Berlin.

Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen hierauf an.

Von dieser Zeitschrift erscheint wöchentlich eine Lieferung von 1½ bis 2 Bogen Text, mit artistischen und technischen Beilagen, bestehend in Pariser Modekupfern, Muster- und Schnitt-Tafeln für Damengarderobe ꝛc. in sorgfältigster und reichster Auswahl.

Aus der Emigrantenzeit.

Historische Novelle

von

Dr. Rudolph Müldener.

(Fortsetzung.)

Stuart wird mit der Parthei Orleans gebrochen haben, und unser eigenes Interesse gebietet uns, Diejenigen nicht zurück zu weisen, die kommen, sich uns anzuschließen: besser sie kommen spät, als sie kommen niemals!

Ja, — versetzte Lambesc — wenn sie kommen, sich uns anzuschließen! Parole d'honneur! ich habe nichts dagegen. Aber wer bürgt uns dafür, daß sie nicht zu uns kommen, uns zu beobachten, uns zu überwachen?

Stuart Spion? — rief der Marschall mit dem ganzen Aplomb aristokratischer Würde. — Prinz, denken Sie besser von einem Manne, der sein Geschlecht von den Königen dreier Reiche herleitet!

Der Herzog von Orleans führt das Seinige auf Karl den Großen zurück und ist doch ein Verräther!

Genug, Prinz, — versetzte der Marschall — genug: ich verbiete Ihnen, mit dem Grafen Stuart Streit zu suchen und dadurch Zwietracht in den Reihen Derer zu säen, welche bereit sind, ihren Arm zur Vertheidigung unserer heiligen Sache zu erheben.

Monseigneur, — antwortete Lambesc stolz — Sie sind unser Chef und unser Haupt; was unsere künftigen militairischen Operationen betrifft, so werde ich der Erste sein, Ihnen zu gehorchen. Sonst aber muß ich Sie bitten, Monseigneur, nicht dictatorisch in meine Privatangelegenheiten einzugreifen. Ich werde umgehen, mit wem ich Lust habe, und handeln, wie ich es für gut finde.

Und ich sage Ihnen, Prinz, — rief der Marschall — daß Sie durch ein solches Betragen die Sache selbst gefährden, der Sie zu dienen behaupten.

Aber, mein Vater, — fiel jetzt Prinz Revel dem Erzürnten in der Absicht, einen Streit, vielleicht selbst einen Bruch innerhalb der Parthei zu vermeiden, in das Wort, — haben Sie keine Nachricht von Bouillé?

Ja, haben Sie keine Nachricht von Bouillé? — fragte auch, die Absicht ihres Gemahles durchschauend, die Prinzessin Revel, welche durch ihre Liebenswürdigkeit einen bedeutenden Einfluß auf ihren, den Frauen noch immer huldigenden Schwiegervater gewonnen.

Ja, haben Sie keine Nachricht von Bouillé? — wiederholten die Marquis Murat, Boisé und Herr de Perigny.

Ja; gestern empfing ich einen Brief von ihm, erwiderte der Marschall, dem es vielleicht nicht unlieb war, sich in dieser Weise unterbrochen und dadurch einen

Streit vermieden zu sehen, der die vom Marschall so schwer aufrecht zu erhaltende Eintracht der Emigranten auf's Neue zu compromittiren drohte.

Und wollen Sie uns denselben nicht mittheilen, Herr Marschall? fragte der Herzog von Baudemont.

Der Marschall warf einen raschen Blick durch den Saal; nachdem das Dessert aufgetragen, hatten sämmtliche Lakaien das Zimmer verlassen.

Wir sind unter uns! — sagte er — Wohlan, hören Sie mich an.

Herren und Damen verließen ihre Plätze und drängten sich gespannt so dicht als möglich um den Marschall, während derselbe die Lecture des erwähnten Briefes begann.

Der Marquis de Bouillé sollte mit seinen Truppen die schon damals beschlossene, indessen nicht ausgeführte, später durch die Dazwischenkunft des Postmeisters Drouet von St. Menehould vereitelte Flucht des Königs decken, und stand mit den Emigranten, für welche diese Flucht das Signal zu einem Einfall in Frankreich gewesen sein würde, in Correspondenz. Man kann daher leicht denken, mit welcher ängstlichen Spannung die Emigranten jede von dieser Seite herkommende Nachricht erwarteten.

Nachdem Marschall Broglie die Lectüre jenes Briefes, dessen Inhalt uns nicht weiter berührt, beendigt, war Graf Stuart, die Ursache des anfänglichen Zwistes, vollständig vergessen.

So unbedeutend nun im Allgemeinen der hier mitgetheilte Vorfall auch war, so erlaubt er uns doch, einen Blick in die Organisation der Parthei selbst zu thun, die eine absolute Hingabe und Unterordnung unter den Willen eines Monarchen forderte, ohne im Stande zu sein, dieselbe dem selbstgewählten Oberhaupte zu beweisen. Thörichter Rang- und Etikettenstreit erzeugte eine Zwietracht, welche alle Schritte der Parthei lähmte und allein schon hingereicht haben würde, sie in ihren Plänen scheitern zu machen.

Auf dem Marktplatze zu Trier steht ein altes Gebäude, die Steipe genannt, welcher schon in Folge seiner eigenthümlichen Architektur, welches die Franzosen als gothique flamboyante zu bezeichnen pflegen, die Aufmerksamkeit jedes Fremden erregt. Noch mehr aber als durch seine Architektur fesselt uns das Haus durch die über dem Portale befindliche merkwürdige Inschrift; Ante Romam mille trecentis annis Treviris stetit, perstet et aeterna pace fruatur. Amen.

Diese Inschrift, welche man dem Historiker Gottfried von Viterbo zuschreibt, ist eine Anspielung auf jene Sage, wonach Trier von Trebeta, dem Stiefsohn der Semiramis, gegründet worden sei, und die historische Uebertreibung, welche dieselbe enthält, wird man dem auf den Ruhm seiner Vaterstadt eifersüchtigen Trierer um so leichter verzeihen, da Trier wirklich unzweifelhaft die älteste der deutschen Städte ist.

Früher war die Steipe städtisches Eigenthum, allein zur Zeit unserer Erzählung befand sich das Gebäude bereits im Privatbesitze und war von seinem Eigenthümer unter dem Namen des rothen Hauses, den es noch heute führt, in einen Gasthof umgeschaffen.

In einem Zimmer des rothen Hauses also sah man in der Dämmerung den schon erwähnten Grafen Stuart langsam und nachdenklich auf und abgehen. Die Arme über seiner breiten Brust gekreuzt; trat er zum Fenster, drückte seine Stirn gegen die kalten Scheiben und blickte mechanisch auf den mit leichtem Schnee bedeckten Marktplatz zu seinen Füßen hinab; aber sein Geist war offenbar mit anderen Dingen beschäftigt, als mit dem steinernen Marktkreuze und den wenigen Menschen, die hier und da den Platz überschritten.

Am 14. December 1753 auf dem Schlosse Invernach in der schottischen Grafschaft Angus geboren, Sohn des Grafen Robert Stuart und der Claudie Clementine Garden de Bellastrine*), zählte Graf Jean Stuart damals siebenunddreißig Jahre, und lag bereits ein bewegtes Leben hinter ihm. Und stand er jetzt nicht flüchtig auf fremder Erde, auf's Neue an einem Wendepunkte seines Schicksals und hätte dieser Umstand allein nicht genügt, jenen Ernst, jene Schwermuth zu erklären, die sich in diesem Augenblicke in seinen Zügen spiegelte? Es giebt Menschen, die nie eine Jugend gehabt, und Graf Stuart gehörte zu dieser Zahl.

Nachkomme eines jüngeren Sohnes Robert, war er nach dem Tode des Prätendenten Karl Eduard, den Cardinal von York ausgenommen, der letzte Sprosse dieses Hauses, welches dem Katholicismus die dreifache Krone von England, Schottland und Irland geopfert.

Nach dem Sturze der älteren Linie des Hauses Stuart war auch der Glanz des jüngeren Zweiges derselben erblichen. Robert Stuart, der Vater unseres Grafen, war nach der Niederlage bei Kulloden geächtet und geuöthigt, dem Lande seiner Väter, in welchem seine Ahnen als Könige geboten, als Flüchtling den Rücken zu kehren und später in spanische Kriegsdienste zu treten.

Sein Sohn kam früh nach Frankreich, dem allgemeinen Asyle der verbannten Jakobiten, stieg in einem Dragoonerregimente bis zum Capitain und gehörte zu den speciellen Freunden und Vertrauten des Herzogs von Orleans.

Der gesammte Adel Frankreichs, und nicht der französische Adel allein, der Adel Europa's war ausschweifend, und die bedeutendsten Persönlichkeiten unter ihm waren es am Meisten: inmitten eines längeren Friedens, eines

*) Diese Nachrichten sind einer sehr authentischen Quelle, dem Kirchenbuche der Trierer Pfarrei St. Gangolph entnommen.
Der Verf.

cerrumpirten Hofes, einer verweichlichten Gesellschaft, einer kraft- und thatenlosen Zeit konnten sie sich auch kaum in einer anderen Weise bemerkbar machen, als durch die Größe und die Zahl ihrer Ausschweifungen. Diese allgemeine Verderbniß des Adels war die Folge der fortgesetzten Einwirkung dreier lasterhafter Höfe: des Hofes Ludwigs XIV, des Hofes des Regenten und des Hofes Ludwigs XV, welcher Letztere namentlich den Thron durch alle nur erdenklichen Laster geschändet. Die Fäulniß hatte sich auch der höheren Bourgeoisie, des Clerus, der Bureaukratie, selbst des Volkes bemächtigt, doch lebte in diesem noch frische, unverdorbene Kraft genug, um auf dem Wege einer blutigen Revolution — jede Revolution ist eine Reaction der beleidigten Sittlichkeit — eine Wiedergeburt zu bewirken, während die Noblesse in derselben unterging.

Jeder Mensch ist mehr oder weniger ein Product seiner Zeit: auch Graf Stuart hatte sich in einen Strudel von Zerstreuungen aller Art gestürzt, auch er hatte den Becher der Lust bis auf die Hefe geleert, auch sein Leben war durch Ausschweifungen befleckt; allein er barg trotzdem in seinem Innern noch einen zu kräftigen, zu gesunden Kern, um in diesen Ausschweifungen je sich selbst zu verlieren. Nur Gewohnheit, diese zweite Natur, hatte den Grafen in den letzten Jahren an seine alten Freunde gefesselt; jenes brennende Fieber der Jugend, jener heiße Durst nach Genuß war verflogen und sein Leben und Treiben erfüllte ihn jetzt selbst oft genug mit Ekel, ohne daß er jedoch Kraft genug gehabt hätte, demselben zu entsagen. — Und womit hätte er sonst sein Leben ausfüllen sollen, wenn nicht mit Debauchen? Er hatte eine gute Erziehung genossen, er liebte die Wissenschaft, das heißt, er liebte sie als aristokratischer Gourmand; um sich anhaltend damit zu beschäftigen, dazu war die Wissenschaft ihm zu ernst; Krieg gab es nicht; ihm war kein Ziel, keine Laufbahn, kein seiner würdiger Kreis für seinen, jedem Menschen inwohnenden Trieb nach Thätigkeit geöffnet. Was blieb ihm übrig, als seine Zeit in frivolen Zerstreuungen, im Umgange mit den galanten Damen des Hofes, oder, wenn es gerade nicht anders kam, in Gesellschaft der Herzöge von Orleans, von Fitzjames, der Barone von Breteuil, von Latouche und Anderer mehr in nächtlichen Orgien zu vergeuden, von denen die Mauern des Palais royal und der Schlösser Mouceaux und Riney Wunderdinge zu erzählen vermöchten, wenn sie reden könnten! Allein es ist nicht nöthig, daß die Steine sprechen; was die Geschichte uns von den Mysterien des Hofes des Herzogs von Orleans lehrt, ist schon mehr als genug!

Vielleicht hatte Graf Stuart sich auch nur darum in einen Strudel von Zerstreuungen aller Art gestürzt, an denen sein Herz keinen Antheil hatte, um einen Schmerz zu tödten, der seit Jahren an ihm zehrte, vielleicht hatte er nur durch die fortwährende Aufregung eines raschen Lebens sich retten wollen vor einer Einkehr in sich selbst, hatte sich Vergessen einer Vergangenheit erkaufen wollen, deren Erinnerung zugleich sein Glück und sein Unglück war.

Dieser Schmerz, von welchem wir sprachen, war dem Grafen Stuart, nebst den höchsten Glücke seines Lebens, von einer Hand gekommen. Der Graf hatte nur einmal geliebt, wahr, innig, mit der ganzen Kraft seiner Seele geliebt, und diese Liebe galt einem Fräulein Louise d'Anglure, welche später in Remiremont den Schleier genommen.

Der Graf ließ in diesem Augenblicke die wechselnden Ereignisse seines Lebens an seinem innéren Auge vorübergleiten. Selbst die am wenigsten zur Reflexion geneigten, die am wenigsten speculativen Persönlichkeiten haben dann und wann einen Moment, in welchem sie einen prüfenden Blick auf ihr vergangenes Leben werfen.

Der Graf erinnerte sich seiner heiteren, glücklichen, in Schottlands fernen Bergen verbrachten und verträumten Kindheit, wo noch die zärtliche Sorgfalt einer liebenden, früh verstorbenen Mutter sein junges Leben bewachte. Als Jüngling hatte sein Vater ihn genährt mit der Erinnerung an den alten Glanz seines Hauses, und der Vergleich dieses Glanzes mit dem dürftigen Loose, welches ihn geworden, hatte neben einem Stolze, dem Nichts als die Folie eines thätigen, durch ein würdiges Streben erfüllten Lebens fehlte, um vollkommen berechtigt zu sein, sein Gemüth mit einer gewissen Bitterkeit erfüllt, die ihn nie verließ.

Am längsten aber weilten seine Erinnerungen bei dem Bilde einer bleichen Klosterfrau in Remirement, die den stolzen Namen Louise d'Anglure, den sie geführt, als das Leben ihr noch lachte, als sie noch mitten in jener Welt stand, der sie seitdem entsagt, mit dem bescheidenen der Soeur Angelique vertauscht.

Die Liebe zu ihr war ein Lichtblitz, ein Sonnenstrahl im Leben des Grafen gewesen, und die Treue, mit welcher er das Andenken an diejenige, welche er wie eine Heilige verehrte, durch sein Leben getragen, die Kraft, mit welcher er die Liebe zu ihr festgehalten hatte in seinem Herzen, mochte mit Manchem versöhnen, was später sein Leben verdunkelte, welches ihm, die Wahrheit zu sagen, niemals öder, leerer, inhaltloser erschienen war, als jetzt. Innerlich war er froh, daß die Ereignisse sich in das Mittel geschlagen, um ihn aus diesem gehaltlosen Treiben heraus zu reißen und ihn auf eine Bahn zu schleudern, wo Kampf, Thätigkeit, vielleicht selbst kriegerische Lorbeern seiner warteten. Er fühlte sich zu etwas Besserem berufen, als sein Leben thatenlos in Orgien zu vergeuden, und vielleicht wäre er statt eines Höflings ein großer Mann geworden, wenn die Umstände ihn begünstigt.

Es entging dem Grafen nicht, daß die Parthei, an welche er sein Geschick angeknüpft, eine dem Untergange

geweihte war, und wenn er der Zukunft gedachte, die immer trüber und trüber sich umwölkte, fühlte er sein Herz bedrückt, eine düstere Ahnung bemächtigte sich seiner wie das Vorgefühl eines nahen Unglücks, eines Gefühls, dessen er spottete, welches er indessen nicht weggeraisonniren vermochte.

— Bah! keine Grillen! — rief er endlich aus, indem er mit der Hand, wie um seinen Unmuth zu verscheuchen, über seine hohe und breite Stirn strich. — Sei kein Narr, Stuart! Nec te vestigia terrent, sagt schon Horaz. — Mag die Zukunft für die Zukunft sorgen!

Graf Stuart war wirklich ein schöner Mann; hoch und schlank gewachsen, mit dem weißen Teint des Schotten, mit den dunkeln Augen, welche an das spanische Blut seiner Mutter erinnerten, war er in seiner reich mit Gold gestickten Uniform, dem Cordon bleu auf der Brust, eine selbst imposante Erscheinung, der die leichten Falten, welche zwischen den Augen auf seiner Stirn sich zeigten, keinen Eintrag thaten.

Im Allgemeinen stimmt der scheidende Tag, die sinkende Sonne die Seele weich und mild, macht sie aber auch zugleich für trübe Eindrücke empfänglicher. Am Abend beängstigt uns Manches, dessen wir am Morgen spotten, Manches erscheint uns am Abend schwarz, was wir beim ersten Strahle des neuen Tages in weniger düsterem Lichte erblicken.

Indessen war es selbst dem jungen Morgen nicht gelungen, die Beklommenheit gänzlich zu entfernen, welche auf der Seele des Grafen lastete. Den Besuch, welchen er heute dem Marschall Broglie zu machen hatte, verursachte ihm, dem gewandten Hofmann, ein gewisses Herzklopfen, dessen er sich nicht erwehren konnte: mußte doch dieser sein Besuch nicht über seine Stellung zur Parthei — diese war ihm durch seine Principien klar genug vorgezeichnet — sondern über seine Stellung innerhalb derselben entscheiden.

Derartige Besuche, wie sie dem Grafen oblagen, erlaubte die Etikette nur im Wagen zu machen. Nun besaß Stuart indessen nur zwei Reitpferde und einen einzigen Diener, ein ärmlicher Aufzug, wenn man ihn mit dem glänzenden Gefolge der Broglie, Lambesc, Vandemont und Murat und mit dem Luxus vergleicht, mit welchem diese sich umgaben.

André, der Diener des Grafen, war ein alter Mann, der schon über sechszig Jahre zählte, und dessen graues Haar nur dünn und spärlich seinen Scheitel bedeckte. Seit vierzig Jahren, vom Vater auf den Sohn vererbt, bewies er seinem Herrn neben unerschütterlicher Treue eine über jede Probe erhabene Ergebenheit und wurde vom Grafen mehr wie ein Freund, denn wie ein Diener behandelt.

Wir nehmen nicht Anstand, die fast väterliche Sorgfalt, welche der alte Diener dem Grafen bezeigte, als einen Beweis für dessen, wenn auch durch manche Schwächen getrübten, im Grunde indessen guten und edlen Charakter zu betrachten. Vorgesetzte, höherstehende Leute, von denen wir etwas zu hoffen oder zu fürchten, oder die wir überhaupt in irgend einer Weise zu schonen oder zu berücksichtigen haben, sind außer Stande, ein richtiges Urtheil über unsern Charakter zu fällen: ihnen gegenüber geben wir uns nicht, wie wir sind, sondern wie wir ein Interesse haben zu scheinen, ihnen gegenüber tragen wir unser ganzes Leben hindurch eine Maske. Anders ist es mit unseren Untergebenen, denen gegenüber wir keine Rücksichten zu nehmen gewohnt sind, die wir zum Sündenbock, zum Träger unserer Launen machen: so mußte auch Graf Stuart Eigenschaften besitzen, welche geeignet waren, eine solche Anhänglichkeit, wie sein Diener sie ihm bewies, zu erwerben.

André hatte zum Zweck der heutigen Besuche für einen ziemlich respectabel aussehenden Miethswagen gesorgt; in seiner Staatsuniform — blau mit Silber, den Wappenfarben des Grafen — öffnete er seinem Herrn den Schlag, sprang dann hinten auf, und der Wagen rollte fort über den Marktplatz nach dem Kesselstadtschen Palais.

(Fortsetzung folgt.)

Nicodemus Frischlin.

Nicodemus Frischlin wurde am 22. Sept. 1547 zu Bahlingen in Würtemberg geboren und zeigte schon früh ein vielversprechendes Dichtertalent, demzufolge er schon im 21. Lebensjahre als Professor der freien Künste nach Tübingen berufen wurde. Der große Beifall, mit dem er hier lehrte, erzählt uns Conz, erfüllte seinen alten Lehrer und jetzigen Collegen, Martin Crusius, mit Neid, und ebenso wurden durch die abscheulichen Vernachlässigungen und Beleidigungen dieses Mannes Frischlin's Galle und Witz geweckt. Leider gab ein nicht makelloser Wandel seinen Feinden Blößen, denn eines Tages zog er mit trunkenen Studenten durch Rosek und suchte bei den Töchtern des dortigen Pflegers Quartier; abgewiesen, warfen die Uebermüthigen die Fenster ein; der Pfleger, ebenfalls betrunken, stürmte herbei und jagte die Eindringlinge zum Hofe hinaus. Dazu warf man ihm in seinen geistreichen Comödien Obscönitäten vor, auch sollte er ein Pasquill auf die Stadt Tübingen an die schwarze Tafel geschlagen haben; seine Gedichte, hieß es, höhnten alle Stände, namentlich die gelehrten Professoren. Am meisten aber schadete ihm wohl folgende, den Geist jener Zeit charakterisirende Geschichte: Am 11. März 1580 hatte der Hofrichter Burkard von Anweil mit mehreren Edlen ein Geschäft in Tübingen. Auf dem Rathhause ward

eine Mahlzeit veranstaltet, zu der auch Frischlin und der Vogt der Stadt als Gäste geladen waren. Nach genossenem reichen Mahl erhoben sich die Geladenen, nur der Hofrichter und der Vogt saßen noch fest beim Weine. Frischlin wollte sich ebenfalls entfernen, da rief ihn jener zurück und reichte ihm den Pokal. Frischlin thut Bescheid und trinkt dem Vogte zu. Der hochmüthige Edelmann entbietet ihm dafür den feinen Gruß: „es ist 'n Dreck!“ Frischlin besinnt sich nicht gar lange, sondern antwortete hurtig, jedoch ohne Ueberlegung: „Ich nehm' Euer Maul und eß' den Dreck und noch mehr!“ Mit diesen Worten wendet er sich, setzt seine Pelzmütze auf und trinkt dem Hofrichter zu. Plötzlich fühlt er sich die Mütze vorwärts in's Gesicht geschlagen. Sich schnell umkehrend, erblickt er Niemand als den Vogt, der aber schon wieder die beiden Ellenbogen auf den Tisch stemmt. Seiner Wuth frischen Lauf lassend, schimpft nun Frischlin und schüttet seinen Unwillen in Flüchen aus; dann entfernt er sich, Rache im Innern brütend. Gleich darauf erschien ein von ihm schon 1578 gehaltene Rede im Druck, worin er dem Laubleben ein Lob spendete und dann das große ländliche Leben der alten römischen Feldherren mit dem der Land- und Dorfjunker seiner Zeit vergleicht; er geißelt ihren anmaßenden Hochmuth, ihre derbe Sitte und viehische Schwelgerei. Pondera terrae — fruges consumere natos — Centauren, Cyklopen, Polypheme, Lapithen schimpft er sie, denen er einen andern Herkules, wie Maximilian I. wünscht, um sie zur Vernunft zu bringen oder auszurotten. — „Was ist das für ein windiger Stolz dieser Leute, daß sie Niemand für edel achten, als wer seine rauchigen, rußigen Ahnenbilder aufweisen kann?

Der Rector verbot den Verkauf der Rede. Frischlin hatte den Muth, sich an den Herzog Ludwig zu wenden; aber die Antwort zögerte — einzelne Exemplare schlüpften in die Hände der Edelleute. Nun wurde die Schrift confiscirt. Klaglibelle wurden nach Stuttgart geschickt; dennoch drangen seine Feinde nicht durch: der Herzog nahm sich seiner an und ermahnte die Ritterschaft zu glimpflicheren Gesinnungen. Aber Meuchelmörder suchten ihn jetzt auf, so daß er nach einer gefahrvollen Nachtreise seine Vorlesung einmal mit dem Gebete anfing: „Gott sei gelobt, daß er mir Leib und Leben vor den Hofteufeln behütet hat!“ — Ein grobes Pasquill eines gewissen Wagner erschien gegen ihn, auf das zu antworten ihm untersagt wurde. Vor einer adeligen Hochzeit hatte der Herzog die Gäste, welche gedroht, Frischlin wie einen Hasen zu spießen, in Pflicht nehmen lassen, nichts Gewaltsames gegen jenen zu unternehmen. Darnach wollten zwei betrunkene Junker mit bloßem Schwert seine Thür stürmen. Der Versuch, dem kaiserlichen Hofe eine Apologie gegen Wagner zukommen zu lassen, zog ihm Hausarrest auf Befehl des Herzogs zu. Neue Klagen erhoben sich gegen ihn. Eine herzogliche Commission erschien, aber mit dem wohlthätigen Auftrage, ihn unter Angelobung künftigen Stillschweigens und Friedens aus seinem Arreste zu entlassen.

Unter solchen Demüthigungen mußte ihm der Ruf zum Rector nach Laubach wie ein Ruf vom Himmel erscheinen; er zog dahin im Jahre 1582 mit seiner Familie ab. Aber auch dorthin verfolgte ihn sein Dämon. Die Ausarbeitung einer Grammatik verwickelte ihn in einen unseligen grammatischen Streit abermals mit Crusius. Auch der Adel sandte ihm seine Blitze in dieses sein Pathmos nach. Ungern entlassen, verließ er schon nach zwei Jahren Laubach und seine einträgliche Stelle wieder und kam nach Würtemberg zurück, nach Stuttgart. Umsonst suchte sein guter Herzog auch nur um eine außerordentliche Professur für ihn nach; die Universität blieb unerbittlich. Drei edle Grafen von Tübingen sorgten für ihn und seine Familie, denn seine Schriftstellerei reichte nicht hin, ihn zu ernähren. Er warf sich nun, zum Verdruß seines Herzogs, auf die Medicin, ward Doctor dariu und curirte seine Magd zu Tode. Neue Verantwortung. Zwar wurde er wegen Ehebruchs losgesprochen; doch haben wir leider in seinen eigenen Schriften das wehmüthige Selbstgeständniß seiner Schuld.

Der grammatische Streit mit Crusius dauerte unter gegenseitigen Grobheiten fort und wurde immer heftiger. Endlich bewirkten seine Gegner die Alternative, daß Frischlin sich zu ewigem Stillschweigen verbinden, oder das Land räumen sollte. Er wählte das Letztere und wanderte 1586 zu Fuße, sein Bündel auf dem Rücken, mit seinem Famulus aus Tübingen dem Rheine zu. Hier durchwanderte er wie ein Bänkelsänger die Hauptstädte mit seinen Manuscripten, Gedichten und Dialogen, fand hier und dort einen Verleger und schrieb in den Herbergen Bücher. So kam er auch nach Cassel, Leipzig, Prag, Wittenberg. Crusius schleuderte ihm Pamphlete nach, und Frischlin antwortete. Endlich bekam er einen Ruf nach Braunschweig als Schulrector. Sein böser Dämon aber geißelte ihn nach 18 Monaten auch da weg und seinem Gude entgegen. Aus Marburg auf Veranlassung der Edelleute ausgewiesen, kam er nach Frankfurt, um dort zu schriftstellern und zu dem Ende eine eigene Druckerei zu errichten. Dazu bedurfte er das väterliche Erbtheil seines Weibes, um das er in einer demüthigen Supplik an Herzog Ludwig bat. Aber die Hofkanzlei, die seine Presse fürchtete, schlug es ihm ab, mit dem merkwürdigen Beisatz: an nescis, longas regibus esse manus? Nun gab ihm seine Galle einen ehrenrührigen Brief an die Kanzleiherrn ein, den man auf den Herzog deutete. Der Vogt von Valhingen ward mit sechs Pferden abgeschickt, ihn auszukundschaften, traf ihn in einer Herberge zu Mainz und führte ihn nach dem Schlosse Würtemberg. Die Festungsfreiheit, welche

er hier genoß, benutzte er zu Bittschriften an den Kaiser und Andere. Darum ward er mit verbundenen Augen nach Hohenurach in engere Haft abgeführt. Hier im öden Felsenkerker dichtete er, der Fesseln spottend, seine schöne „Hebraide". Endlich aber überkam ihn der mächtige Drang nach äußerlicher Freiheit. In der Nacht vor dem St. Andreastage 1590 brach er ein Stück aus dem Eisenofen, kroch durch das Ofenloch zum Kerker hinaus, zerschnitt all sein Leinenzeug und band es in ein Seil zusammen, erkletterte nun die Schloßmauer, schlug ein Stück Holz in dieselbe und band sein Seil an. Der Mondschein hatte ihn getäuscht; er hatte die schroffste Seite gewählt. Als er halb hinabgelassen war, riß das Seil und vier Klafter tief stürzte er an den gezackten Felsenwänden hinab. Am andern Morgen fand man ihn entseelt, Hirn, Arme, Rippen und Beine jämmerlich zerschellt, auf den Felsen liegen. So starb einer der größten Humoristen seiner Zeit, einer der genialsten Würtemberger im 43. Lebensjahre. Sein Leichnam erhielt auf dem Kirchhofe zu Urach von seinem Fürsten ein ehrliches Grab, aber kein Denkmal bezeichnet dasselbe. Der Stein, der ihm gesetzt war, soll durch eine Laune der Zeit in eine Heerdplatte umgewandelt worden sein.

Eine rührende Volkssage aber läßt ein seltenes Blümchen, das sonst nirgends im Lande als auf Hohenurach wächst, von der theilnehmenden Natur auf die Stelle gepflanzt werden, wo der arme Dichter seinen Tod gefunden.

Wenn ihn die Muttererde „nicht schützend auffing", so hat sie ihn doch lange liebend in ihrem Schooße erhalten. Als man am 25. November 1755 auf dem Kirchhofe zu Urach ein Grab für einen auf der Jagd erschossenen Schmiedeknecht bereiten wollte, stieß man auf einen eichenen Sarg; in ihm lag Nikodemus Frischlin noch ganz unversehrt. Er hatte einen Mantel von schwarzem Taffet an, mit einem goldenen Bande eingefaßt; das Unterkleid war strohgelb, mit scharlachener Unterlage; sein Barett war von schwarzem Sammet, mit einer goldenen Schnur umwunden. An der Brust hing von beiden Seiten ein rothes Band herunter und in der linken Hand hielt er eine Papierrolle. In dem Augenblick, als der Leichnam berührt wurde, zerfiel er, jetzt erst, nach 165 Jahren, in Staub.

H. Asmus.

Warum haben die Frauen in unsern Tagen ein so großes Gebiet in der Litteratur eingenommen?

Auf diese Frage ließen sich mehr denn Eine Antwort geben. — In dem Entwickelungsgange der Neuzeit, in der Umgestaltung des äußern Lebens — der Politik im weitesten Sinne — haben sich vielfache Illusionen herausgestellt. Man ist zu der Ueberzeugung gelangt, daß die äußere That, die Reform von Gesetzen und Institutionen allein, keine nachhaltige in sich begründete Dauer erwarten läßt, wenn die That und das Gesetz sich nicht auf die Gesinnung und Gesittung stützen. Hierdurch gewinnt Alles erst eine breite und feste Grundlage. Wenn Gesetze die Sitten schaffen, so schaffen noch weit mehr und besser die Sitten die Gesetze. Durch äußere Gewalt, wie durch philosophische Erkenntniß zurückgedrängt, hat sich daher das Fortbildungsstreben mehr verinnerlicht, mehr auf das Sociale gewendet, auf jenes stille Gebiet der Geschichte, das noch keinen Geschichtsschreiber hat, weil es sich nicht in Daten und Thaten auffangen läßt, weil es nicht heraustritt auf den offenen Plan des Lebens, sondern innerhalb des Hauses und in den leisen Regungen des Herzens sich kund giebt. Es bedarf eines zartbesaiteten Gemüthes, um diese Regungen zu erlauschen, um ihre Gegenzüge und Versöhnungen zu offenbaren. Und hier beginnt die Dichtung ihr heiliges Amt, denn heilig ist das Werk der Offenbarung. Mag die Dichtung dann oft als verbrecherisch verschrieen werden, indem sie Thatsachen des Geistes, die sich vor sich selber und vor Anderen in das Geheimniß hüllen, laut verkündet, sie steht im Dienste der Wahrheit, die keine Furcht kennt. Mag man es ihr als Anmaßung zurechnen, indem sie Anschauungen hervorruft, die über die gegebenen Verhältnisse hinausragen; die Geschichte muß zeigen, ob dieser Geist vermag, die äußere Welt nach sich umzuschaffen, ob — nach einem biblischen Ausdruck — diese Gedanken aus Gott kommen oder nicht. Hier wäre der Punkt zu bezeichnen, wo die oft in den Himmel erhobene und in den Staub getretene politische Poesie ihr scharf abgemarktes Gebiet einnehmen müßte. Nicht Thaten und Gesetze soll sie dictiren, sondern Gesinnung und Gesittung in der Brust aller Fühlenden hervorrufen. Hier tritt sie dann auch wieder mehr aus dem Allgemeinen und Abstrakten (eigentlich Philosophischen) in das Gebiet des Individuellen und Lyrischen, ohne sich darum in das blos Persönliche zu verlieren.

Die Romanpoesie, indem sie verschiedene Gestalten handelnd und denkend uns vorführt, hebt sich unmittelbar über das blos Individuelle und Subjective in das Sociale mit allen seinen Gegensätzen und Conflicten. Das äußere Leben der allgemeinen That im Staatsleben, in Gesetzen und Einrichtungen, wirft hier einzelne Reflexe in das sociale innerliche Leben, in soweit die einzelnen Personen davon in volles Licht gestellt oder nur leise davon gestreift werden.

Aus diesem vorherrschend auf das Sociale gerichteten Character der modernen Romandichtung erklärt sich auch ganz natürlich die in der Litteraturgeschichte bisher noch nie dagewesene Theilnahme der Frauen an derselben,

namentlich in Deutschland, wo durch innere und äußere Verhältnisse der Nationallage die Fortentwickelung mehr von innen heraus, vom Socialen ausgeht. In den Frauen spiegelt sich die Gestalt des socialen Lebens am Bestimmtesten aus. Es ist ihre eigene Sache, die sie hier vertreten. Die Umwandelung der Sitte, der Ansichten und Gesinnungen, berührt die Frauen zunächst, es ist ihre Welt, die hier umgeschaffen werden soll, und ihr zartes Auge findet hier mit großem Scharfblick die fördernden und hindernden Beziehungen.

Feuilleton.

Ein kühner Ritt. Als sich der später so berühmte preußische Reitergeneral Seydlitz im Jahre 1743 noch als junger Rittmeister bei dem von Natzmer'schen Husaren-Regiment befand und mit einem Theil davon in dem kleinen schlesischen Städtchen Juliusburg in Garnison lag, langte an einem Septembertag ein Transport wilder Remontepferde aus der Ukraine an. Als das Einfangen und Vertheilen dieser wilden unbändigen Pferde schon vorüber war, beschreibt Julius v. Wickede in dem Buche „die Soldaten Friedrichs des Großen", gelang es den Tabunschicks nur mit vieler Mühe, sich eines zwar nur kleinen, aber sehr behenden und gedrungenen Rappens zu bemächtigen, eines unbändigen Thiers, welches schon den Treibern auf dem Marsche große Plage verursacht hatte. Es peitschte dies Thier mit dem hochgetragenen Schweif förmlich seine Flanken und aus den weitgeöffneten Nüstern flogen die weißen Schaumflocken auf den Hals, daß solcher aussah wie mit Schnee besprenkelt.

Dies Pferd muß ich auf der Stelle reiten! rief der junge Rittmeister von Seydlitz bei diesem Anblick aus. Mehre ältere Husaren seiner Escadron mußten jetzt herbeieilen und dem Pferde, das unterdeß von drei Tabunschicks mühsam an den Arkans gehalten ward, einen starken Cappzaum mit Lederzügeln auflegen, was ein ebenso mühsames als schwieriges Geschäft war. Viele Officiere mahnten Seydlitz ab, ein Pferd zu reiten, auf dessen Rücken noch nie ein Mensch gesessen. Der Rittmeister aber warf Säbel und Säbeltasche ab, drückte seine Pelzmütze fester auf die Stirn und rief: „Haltet fest, Burschе, gleich werde ich hier auf dem Rücken des Pferdes sein und wenn ich „Los!" rufe, dann springt schnell bei Seite." Die drei Tabunschicks hielten noch an ihren Arkans fest, zwei Husaren hatten links und rechts die Nüstern des Rosses umgriffen, so daß dasselbe trotz allen Sträubens schon ruhig stehen mußte.

Mit der Gewandtheit des besten Kunstreiters vollzigirte der Rittmeister von Seydlitz jetzt von hinten auf den Rücken des Thieres, das zwar zusammenzuckte, als es die ungewohnte Last auf sich fühlte, sonst aber schon ruhig bleiben mußte. Fest umklammerten die Beine des kühnen Reiters die glatten Flanken des Rosses, und seine beiden Hände erfaßten kräftig die Zügel des Cappzaumes. Nur einen Augenblick dauerte es, und er hatte seinen Sitz so genommen, um den gefährlichen Ritt beginnen zu können. Wie blitzten dabei so feurig und kühn die Augen des jungen Rittmeisters! Welch energischer Ausdruck strahlte aus seinem Gesichte, und man sah es ihm an, wie sehr er sich jetzt freue, seinen Ruhm, einer der verwegensten Reiter der preußischen Armee zu sein, durch diesen Ritt auf's Neue begründen zu können.

Hussah! jetzt soll es losgehen! rief er mit freudiger Stimme und sogleich erscholl auch sein Commando. Die Schlingen der Arkans, die um Hals und Füße saßen, lösten sich, die Husaren ließen den Kopf los und frei stand das Pferd da. Einige Sekunden blieb das so befreite Thier gleichsam wie erstarrt über die Last unbeweglich stehen, dann schnellte es plötzlich mit der Kraft einer Stahlfeder auf die Hinterbeine, bäumte sich hoch auf, als wollte es sich überschlagen, und warf sich dann pfeilschnell und mit aller Gewalt links herum, um so seine Bürde gewaltsam von sich zu schleudern. Vergebliches Bemühen, nicht rührte sich der waghalsige Reiter auf dem glatten, ungesattelten Rücken des bäumenden Rosses, so fest, als wären sie von Stahl, umschlossen seine Schenkel dessen Flanken, gerade war sein Oberkörper geblieben. Ein lautes, unwillkürliches „Bravo, Seydlitz!" erscholl aus dem Kreise der Officiere, die mit Staunen diesem Reiterstück zuschauten. Noch einmal versuchte das Roß durch Steigen auf den Hinterfüßen und dann plötzliches gewaltsames Herumschnellen auf die andere Seite sich seines Reiters zu entledigen, aber stets ohne den mindesten Erfolg, denn einem Centauren gleich blieb der Reiter auf seinem Rücken wie angewachsen sitzen. Schon bedeckte weißer Schaum den Hals des Pferdes und seine Seiten zeigten die blutigen Spuren, welche die spitzen Sporenräder, mit denen der Ritmeister es gezüchtigt, hinterlassen hatten, als es eine neue Art von Versuchen machte, sich seines Bändigers zu entledigen. Mit unwiderstehlicher Gewalt riß es den Kopf so tief nieder, daß derselbe fast die Erde berührte, bog den

Rücken ganz krumm zusammen, zog die Vorderfüße zurück und schlug nun mit beiden Hinterfüßen hoch in die Luft hinaus. Aber auch dies gewaltsame Bocken, die schwerste Prüfung, die ein Reiter nur auf dem glatten Rücken eines ungesattelten polnischen Wildfangs bestehen kann, erschütterte den Sitz des Rittmeisters von Seydlitz nicht. Er warf zwar den Oberkörper zurück, um nicht über den Hals des Pferdes fortgeschleudert zu werden, sonst aber blieb er so ruhig und unbeweglich sitzen, als säße er im Sattel des zahmsten Damenpferdes.

„Hussah! jetzt vorwärts, Pferd!“ rief laut der Rittmeister, ließ die Zügel für den Augenblick ganz fallen, stieß die Sporen mit solcher Gewalt in die Seiten, daß ein heller Blutstrahl danach spritzte, und gab dabei mit beiden Händen auf den Hals des Rosses einen weit schallenden Schlag. Wie ein Pfeil vom Bogen schnellte das so angetriebene Pferd jetzt im schnellsten Lanfe fort, dem Waldessaum zu. Wahrlich, es war ein schönes Schauspiel, dies so im vollsten Galopp fortsausende schwarze Roß, vor Schaum an den Seiten schon wie mit mattem Silberglanz übergossen, dessen weitgeöffnete rothe Nüstern förmlich dampften, dessen Hufe kaum das Gras des Rasens zu berühren schienen, und fest dabei auf seinem Rücken der junge, schlanke Reiter, mit dem hellblauen, reich verschnürten Dolman, die Pelzmütze mit dem hin- und herfliegenden himmelblauen Kolpack auf dem lockigen Haupt, im goldenen Schein der Abendsonne gegen den tiefgrünen Tannenwald hinstürmen zu sehen. Am Rande des Waldes angekommen, warf der Rittmeister das schäumende Pferd plötzlich herum und jagte in demselben schnellen Lauf wieder damit zurück. So weit hatte seine Kraft und Gewandtheit dasselbe nun gebändigt, daß es sich dem Willen seines Bezwingers zu fügen begann.

Etwas über eine halbe Stunde mochte Seydlitz wohl das anfangs so wilde Roß schon umhergetummelt haben, da war die Widerspenstigkeit desselben gebrochen, das Thier hatte seinen Herrn und Meister erkannt. Mit starkem Zügeldruck parirte der Reiter endlich vor der Gruppe der Officiere das keuchende Thier und sprang dann mit zierlicher Behendigkeit von dem Rücken desselben. Der Schaum bedeckte in dicken Flocken den ganzen Leib des Pferdes und gab demselben mehr das Ansehn eines Schimmels, wie Rappens, seine Flanken schlugen heftig vor Erschöpfung, die Kniee zitterten, an beiden Seiten hatten die Sporen lange blutige Streifen gerissen und der Glanz der Augen war schon ungleich matter, als er vorher gewesen.

Gerichtliche Zeugenbeweise können auf einer Täuschung beruhen, die kein Mensch geahnt, wovon jetzt die in New-York erscheinende „Neue Zeit“ ein Beispiel aufführt. — Bei Malbaro (am Hudson) fand ein Bauer die Leiche eines jungen Mädchens, das beraubt und ermordet worden war. Man brachte die Leiche sofort nach dem Gerichtshause zu New-Bourgh und es begann die Untersuchung der Umstände dieses geheimnißvollen Mordes. Schon am ersten Tage wurde die Ermordete als Sarah Bloom von Shawangunk anerkannt, welche am vorhergehenden Sonntag mit einem Mann, Namens Jenkins, von New-Bourgh nach Basin gefahren war und seitdem vermißt wurde, ohne daß man ihre Spur weiter, als bis in die Nähe des Ortes auffinden konnte, an dem die Leiche gefunden worden war. Jane C. Bloom schwor, nach einer genauen Besichtigung des Leichnams, daß sie denselben nach genauen Kennzeichen als den ihrer Schwester Sarah erkenne; andere Zeugen sagten dasselbe aus, und der Hausarzt der Familie Bloom glaubte eine ähnliche Erklärung abgeben zu müssen, obschon er gestand, daß er sich auch täuschen könne. Da Jenkins die letzte Person war, in deren Gesellschaft man Sarah Bloom gesehen hatte, so fiel natürlich der Verdacht des Mordes sofort auf ihn und die Bewohner von New-Bourgh hatten in wenigen Stunden eine Gewebe von Hypothesen fertig, welche die Schuld des Verdächtigten, der sogleich in Verhaft genommen wurde, unwiderleglich nachwiesen. Man denke sich aber das Erstaunen der Leute, als am nächsten Tage, wenige Stunden nach Beerdigung der Leiche, Sarah Bloom in New-Bourgh erschien, um gegen das Gerücht von ihrer Ermordung und einen gewissen, ihren Character verdächtigenden Befrud an der Leiche zu protestiren. Das Geheimniß des Mordes war durch ihr Erscheinen freilich nicht aufgeklärt, aber Jenkins war wenigstens von jedem Verdacht gereinigt, und ihre Verwandten, die durch leichtsinnige Aussagen seine Verhaftung herbeigeführt hatten, von der entsetzlichen Verantwortlichkeit befreit, die auf ihnen hätte lasten müssen, wenn er auf die starken, gegen ihn vorliegenden Indizienbeweise hin verurtheilt worden wäre.

Die Auswanderung aus Europa, schreibt man aus Amerika, ist dies Jahr außerordentlich stark und besteht meist aus dem wohlhabenden Bauern- und Handwerkerstand. Vorzüglich hat diesmal das südöstliche Deutschland, dann Pommern, Westpreußen und Mark-Brandenburg seinen Theil gestellt, Orte, wo sich früher die Auswanderungslust weniger zeigte. Nach Aussage Vieler habe sie nicht die Noth fortgetrieben, im Gegegentheil, es wäre ihnen gut gegangen, aber „sie wollten reich werden und nicht so lange darauf warten.“

Die Einwirkungen der Electricität zeigten sich unlängst nach amerikanischen Zeitungen bei folgendem Vorfall. Eine Locomotive sollte aus der Fabrik nach einer Centralstation geschafft werden und war schon auf der Hälfte des Weges angekommen, als plötzlich sämmtliche Arbeiter, welche die Maschine mit eisernen Hebelstangen

fortbewegten, letztere aus den Händen fallen ließen. Nicht besser erging es ihnen bei allen nachfolgenden Versuchen. So oft sie die Hebelstangen in die eisernen Radspeichen einschoben, verspürten sie einen Schlag und mußten die Hebel fallen lassen. Bei genauerer Untersuchung stellte es sich endlich heraus, daß die Locomotive, während sie unter einem Telegraphendraht fortgeschoben wurde, mit einem herabhängenden, nicht isolirten Drahtende in Berührung gekommen war. Die colossale, zumeist aus Eisen bestehende Maschine war dadurch mit Electricität geladen worden, die sich entleerte, sobald die eisernen Hebelstangen mit ihr in Berührung gebracht wurden. Als man den Draht nur erst bei Seite geschoben hatte, waren die electrischen Erscheinungen auch schon gebannt.

Künstler in Amerika. Trotz der Photographieen, die in amerikanischen Städten mit größter Vollendung hergestellt werden, finden gute Portraitmaler dennoch Gelegenheit, in den Vereinigten Staaten viel Geld zu verdienen, indem sie ganz andere Preise stellen können, als man in Deutschland gewöhnt ist. Im Süden der Union finden vorzüglich bei den reichen Plantagenbesitzern die Landschaftsmaler eine gute Aufnahme und ein solcher Besitzer zahlt gern eine Zwanzigdollar-Note, wenn er eine Abbildung von seinen Anlagen erhält. Jeder Gebildete, besonders aber der gebildete Fremde, ist ihnen hochwillkommen, es herrscht in ihrer Gesellschaft, bei einer wahren deutschen Biedersteit, so etwas ächt Ritterliches und natürlich Vornehmes, welches den Mann von Welt ungemein anspricht.

Die größte Cigarrenfabrik befindet sich auf der Insel Manila in Biuondo. Die Gebäude derselben bilden eine kleine Stadt. In dem eigentlichen Fabrikgebäude arbeiten täglich 8000 Frauen und Mädchen. Immer sitzen funfzehn zusammen an einem Tisch, an dem sie die Tabacksblätter zu Cigarren zusammenrollen, welche später über die ganze Welt verbreitet werden sollen. Ein Mädchen liefert täglich 2000 Stück, so daß also jeden Tag aus dieser einzigen Fabrik 1 Million 600,000 Stück Cigarren hervorgehen. Alles soll im höchsten Grade reinlich, ja zierlich da zugehen, und die Reisenden wissen den Anblick nicht seltsam genug zu beschreiben, welcher den Fremden überrascht, wenn er so viele Tausende von Frauenzimmern beschäftigt sieht. Damit nicht geschmuggelt werde, muß sich jede Arbeiterin, sobald sie die Fabrik verläßt, einer Durchsuchung unterwerfen.

Der portugiesische Adel. Am vortheilhaftesten, sagt Kingston, erscheint der portugiesische Adel auf seinen Landsitzen, inmitten seiner Verwandten und Anhänger, und wenn dem Fremden das Benehmen desselben in städtischen Gesellschaften gefiel, so dürfte es ihn hier doppelt ansprechen. Auf dem Lande stehen die Villas der Edelleute fast allabendlich den benachbarten Fremden und Bekannten offen und man weiß sich hier die Zeit auf eine ebenso angenehme als lebendige Weise mit Tanz, gesellschaftlichen Spielen und Musik zu vertreiben. Die jungen Damen spielen fast ohne Ausnahme Clavier und das in der Regel sehr gut. Unter allen Instrumenten aber ist die Guitarre das beliebteste, welche auch von vielen Herren gespielt wird; mit dieser begleiten sie ihre süßtönenden „Modinhas“ und sie sitzen häufig im Kreise und singen abwechselnd improvisirte Verse. Auch findet sich wohl kaum eine Nachtgesellschaft ohne ihren Poeten, welcher bei jeder großen Gelegenheit ohne eine Spur von falscher Scham seine Verse recitirt; und sind ihrer zwei oder mehrere da, so beginnen sie nicht selten einen friedlichen Kampf um den Vorrang, wie vor Zeiten die Barden.

Ein Kunstfreund. Gewiß haben viele unserer Leser irgend einmal von einem gewissen Herrn Ouvrard gehört, der durch Armeelieferungen u. s. w. sich ein unermeßliches Vermögen erwarb, fürstlichen Luxus trieb, mehrere Jahre sodann im Schuldgefängniß saß und vor ungefähr zehn Jahren zu London starb. Eines Abends befand er sich in einer glänzenden Gesellschaft, in welcher Stücke einer neuen Oper von einem jungen Componisten gespielt wurden, welche den größten Beifall fanden. Als Ouvrard spät sich entfernte, fiel ihm im Hofe, eben als er in seinen Wagen steigen wollte, ein Papier in die Augen, das wie ein Brief aussah. Er hob es auf und steckte es zu sich. Zu Hause trieb ihn die Neugierde, zu sehen, an wen der Brief gerichtet sei und was er enthalte. Wie wunderte sich der Finder, als er sah, daß das Schreiben an den jungen Componisten gerichtet war und die Drohung enthielt, daß er unfehlbar am nächsten Tage in das Schuldgefängniß abgeführt werden würde, wenn er nicht die bewußten 3000 Fr. zahle.

Ouvrard, für den damals 3000 Fr. ein Pappenstiel waren, faßte schnell einen Entschluß und am andern Morgen erhielt der Componist einen Brief ohne Namensunterschrift des Inhalts: „Beunruhigen Sie sich nicht, mein Herr! was Sie gestern Abend verloren haben, ist in sichere Hände gekommen. Der Finder schätzt sich glücklich, eine Gelegenheit gefunden zu haben, einem Manne nützlich sein zu können, dessen Talent er noch gestern bewundert hat. Ihr Gläubiger ist in diesem Augenblicke bereits befriedigt. Da jedoch der Finder jenes Briefes recht wohl weiß, welche Hindernisse materielle Sorgen dem Aufschwunge auch des größten Talentes entgegenstellen, so bittet er Sie, beifolgende zehn Noten von je

tausend Francs anzunehmen. Er verlangt dafür Nichts weiter von Ihnen, als daß Sie sich mehr und mehr anstrengen mögen, den Ruhm zu erlangen, den Sie so sehr verdienen, und die Freude, welche der Geber darüber empfunden wird, steht gewiß weit höher als die kleine Gefälligkeit, die er Ihnen heute zu erweisen im Stande ist."

Der Componist, der einen so freigebigen Gönner gefunden hatte, war Nicolo Isoard, dem wir „Aschenbrödel" und mehre andere liebliche Opern zu verdanken haben.

Große Erwartungen hegt man in Rudolstadt von einem jungen strebsamen Künstler, dem Sohn eines dasigen Bäckers. Ihm ist es gelungen, aus Lindenholz ein Werk „der gekreuzigte Erlöser" darzustellen, das in plastischer Vollendung ein wahres Meisterstück zu nennen ist.

Die böhmische Königskrone hat nach dem Urtheil gewichtiger Sachkenner einen reellen Werth von 200,000 fl. Der große Rubin, welcher auf der Spitze des Scepters eingefügt erscheint, hat allein einen Werth von 30,000 fl.

Theater.

Berlin. Herr Wenzel Scholz aus Wien hat wider die frühere Ankündigung seines nur einmaligen Auftretens nachträglich noch ein kurzes Gastspiel von 4 Abenden auf der Königstädtischen Bühne folgen lassen. „Die Entführung vom Maskenball", „Eulenspiegel", „zwei Testamente" und „Stadt und Land" waren die Vorstellungen, in denen sich das Publikum zahlreich einfand, um sich eine wohlthätige Zwerchfellerschütterung zu holen. Im „Eulenspiegel" hatten wir das Vergnügen, gleichzeitig neben dem alten süddeutschen Komiker seinen jungen norddeutschen Collegen Herrn Triebler wirken zu sehn, der die Partie des „Natzi" ebenso vortrefflich darstellte, wie Herr Scholz die Titelrolle. Das Stück selbst ist eine unbedeutende Arbeit Nestroy's, seinem „Lumpaci-Vagabundus u. A." durchaus nicht ähnlich. Man erkennt nur an einzelnen Geistesblitzen die Abstammung. Aber Schauspieler, wie Scholz und Triebler, machen das Flachste, Geschmackloseste genießbar durch die Würze ihres Vortrags. Man möchte sich bisweilen ärgern, daß man über solchen Text lachen kann, doch ehe man soweit kommt, fühlt man schon wieder das Kitzeln in allen Gesichtsmuskeln und muß nolens volens von Neuem in Heiterkeit ausbrechen. In der Kaiser'schen Posse „Zwei Testamente" war Scholz als Jägerbursche Balzer das non plus ultra eines Dummkopfs, dessen Gefühlsergüsse, je tragischer er sie herausbringt, desto komischer wirken. Ein Herr Schröder, der darin den jungen Baron Walthaus spielte, stach, wie schon an einigen Abenden zuvor, durch die totale Farblosigkeit seiner Darstellungsweise gewaltig gegen die ganze übrige Umgebung ab; denn die Herren Reusche, Reuter, Walter und die Damen Fräulein Müller und Fräulein Wolfrabe bildeten, wie immer, ein treffliches Ensemble. Herr Schröder ist ein hübscher Mann, aber ebenso nüchtern, wie hübsch. Eine bessere Acquisition hätte die Königsstadt jedenfalls an der Soubrette Fräulein Gerber gemacht, die sich an all den Abenden, wo sie auftrat, mit Recht des ungetheilten Beifalls erfreute. Keck, frisch, munter ist ihre Natur, und man kann kaum etwas Ergötzlicheres sehen, als Fräulein Gerber und Herrn Triebler im Eulenspiegel als „Dorothe und Natzi", und in der einactigen Posse „Sachsen in Preußen" sie als Berlinerin Lotte Zeisig, ihn als Dorf-Schulmeister aus Sachsen. Letzteres Stückchen gab auch Gelegenheit zu einem sehr schlagenden Couplet auf Franz Bacherl, den Pfaffenhofener poeta laureatus, der sich zweimal in Kroll's Lokal durch Vorlesung seiner Werke lächerlich gemacht hat, aber nichtsdestoweniger mit seinen Kunstreisen gründlich den von ihm selbst ausgesprochenen genialen Zweck erreicht: „Braten mit Sauce zu essen." — In „Stadt und Land", welches zum Benefiz des scheidenden Scholz gegeben wurde, betrat auch seit langer Zeit einmal wieder Director Wallner als Schauspieler Franz Wallner die Bretter und spielte den Onkel Sebastian aus Oberösstreich mit einem Wort meisterhaft. Wir sahen diese Rolle, die früher auch aller Orten Wallner's Triumph gewesen sein soll, überhaupt zum erstenmal, können uns aber nicht vorstellen, daß irgend ein künstlerischer Zeitgenosse den hiesigen Darsteller darin übertrifft. Die Uebergänge vom ausgelassesten Humor zur rührendsten Weichheit, zur erschütterndsten Herzlichkeit des Tones griffen in die Seele, daß eine Theilnahme am Spiele im Publikum entstand, wie wir sie lange nicht gefunden. Sein Vortrag des Liedes: „'s Herz is'n spaßig Ding" schlug mächtig ein; nicht minder packend sang er den Vergleich der Uhren und Menschen. Selbst Personen, die sonst mit einer guten Portion Apathie im Theater sitzen und die an Allem tüfteln und mäkeln, gestanden uns, sie seien durch einen ungeahnten Genuß überrascht und im Innern bewegt. Auch den Darstellern der übrigen Partieen kam die Erregtheit der Zuschauer reichlich zu Statten. Herr Scholz spielte den Faustin, Fräulein Schirmer die Bäurin, Sebastians Frau, Herr Reusche den Hupfer prächtig. Auch alle andern Mitwirkenden füllten ihren Platz vollkommen befriedigend aus.

Wie die Berliner die süddeutsche Kunst zu würdigen wissen, so beweist uns umgekehrt Ludwig Dessoir's Gastspiel in Prag, daß die Leute dort auch das schön

zu finden verstehen, was bei uns seine Heimath hat. Das Publikum nimmt den zahlreichsten, lebhaftesten Antheil an seinen Darstellungen und die gesammte Kritik zeichnet ihn durchgehends in einer so ehrenvollen Weise aus, wie es auch nur wenigen Künstler verdient, „der weit entfernt von allem Schein nur in der Wesen Tiefe trachtet.“ Wo Dessoir sich die Herzen gewinnt, da hat er den Sieg nur seiner Kraft zu danken, nie aber dem Humbug, der posaunenden Marktschreierei oder gar noch niedrigern Mitteln, wodurch sich so manche Mittelmäßigkeit à tout prix in die Höhe geschraubt hat. Das Echte kommt doch noch heutzutage zur Geltung; denn trotz der Bescheidenheit und Zurückhaltung, womit Dessoir auftritt, vereinigen sich immer mehr Stimmen der Presse, ihn als den Ersten der jetztlebenden Schauspieler anzuerkennen.

Moden-Bericht aus Paris.

Der Sommer hat ebenfalls seine Feste, seine Abendgesellschaften, seine Bälle, nicht der Winter allein genießt dieses Vorrecht; und die Natur schmückt sich nicht nur mit Laub und Blumen, damit die jungen Damen in dem Dickicht der Wälder dem Gesange der Nachtigall, der Grasmücke, des Hänflings lauschen, sondern um den ländlichen Festen, den Tänzen im Freien, einen ganz besondern Reiz zu verleihen.

Die Sommerfeste erfordern indessen andere, besondere Toiletten, als diejenigen des Winters; die Kleider müssen durchsichtig, leicht, die Hüte von Reis- oder italienischem Stroh, von Crepp oder Blonde sein. Größtentheils zeichnen letztere sich durch eine große Einfachheit aus, und nur die Häuser zweiten Ranges sind es, die ihre Hüte überladen wie einen Traghimmel.

Die Schwestern Noël hatten es indeß nicht nöthig, ihre Moden zu einer distinguirten Einfachheit zu führen, denn noch nie waren sie von den Regeln des guten Geschmackes und der Grazie abgewichen. Ihre Coiffüren und Hüte sind durchaus vornehm, und diese ausgezeichnete Art hat ihnen die Kundschaft der Prinzessin Mathilde und vieler fremder Prinzessinnen zugeführt. Es scheint fast, als hätten die Fürstinnen einen einfacheren Geschmack, als viele Damen aus dem Bürgerstande. Als Beweis hierfür wird die Beschreibung der folgenden eben so einfachen als schönen Hüte gelten.

Für die Großfürstin Marie von Rußland ist ein Hut von weißem Tüll und Blonde, maisgelb gestreift, bestimmt; derselbe ist mit Schleifen von Strohähren um den Rand des Schirmes, im Innern mit Guirlanden derselben Aehren und Blonderüschen garnirt; maisgelbe Bindebänder.

Für die Prinzessin Anton-Bonaparte ein Hut für die Trauer, von Crepp mit Schmelzen gestickt; an den Seiten und im Innern mit Creppähren und Tüllpuffen garnirt.

Für die Prinzessin Musuruff, Gemahlin des türkischen Gesandten in London, wurden Staatscoiffüren, geschmückt mit Feld- und Gartenblumen, mit Spitzen und Band, dorthin geschickt. Jede derselben würde eine besondere Erwähnung verdienen, so viel Geschmack und Reiz ist in ihnen vereinigt.

Da ist eine Coiffüre von schwarzem Sammet, aus zwei durchbrochen geflochtenen Gittern diademartig arrangirt; eine große doppelte Schleife mit langen Enden ist im Nacken befestigt und faßt die vordere Garnirung zusammen.

Ein Häubchen Fontanges von weißem Tüll, weißer Blonde und schwarzen Spitzen mit langen abgerundeten Barben, ist mit einzelnen kleinen Bouquets von Gartenblumen in reizender Weise garnirt. Ein rundes Häubchen von Blonde und Tüll mit einem Kranz von himmelblauem gerippten Sammetband mit herabfallenden Enden eingefaßt. Dann ein Häubchen Antoinette mit Schmetterlingsschleifen von Blonde, mit einem Kranz Hollunderblüthen inmitten des zartesten Grün verziert.

Die leichtesten, zartesten, die einfachsten Blumen sind in diesem Jahr die modernsten und elegantesten. Alle Guirlanden und Garnirungen von Eduard Harrand sind in diesem Genre und eben so frisch und leicht, als ob man sie im Garten gepflückt hätte. Für die Sommerfeste und Bälle stellt der genannte Künstler Coiffüren zusammen, die in langen, feinen Kränzchen herabfallen und deren Zierlichkeit unvergleichlich ist. Nichts Hübscheres als eine Ballgarnirung von sieben bis acht langen Zweigen von Moosrosen, Hollunderblüthen, Hortensias, Geranium, Fuchsias u. dgl. Auch Blättergurlanden mit Gräsern gemischt, und mit Crystalltropfen, den Thau nachahmend, sind allerliebst und eignen sich zu Garnirungen der Tüll-, Gaze- oder Tarletane-Kleider.

Mme. Richards verwendet alle diese Blumen mit der ihr eigenthümlichen geschmackvollen Laune und Grazie;

außerdem garnirt sie die doppelten Röcke ihrer Kleider häufig mit Bändern. Auf englischem Barege mit jaspirtem oder marmorirtem Grund bringt dieses einen ganz reizenden Effekt hervor. Den untern Rock faßt sie mit zwei, den obern mit einem Bande ein, beides aber über dem Saum; die Aermel haben eine Puffe und ein Volant, letzteres mit Band garnirt; die Taille umschließt ein Gürtel desselben Bandes mit langen Enden. Ist das Leibchen ausgeschnitten, so fügt Mme. Richards für die Promenaden-Toilette eine kleine Pelerine Louis XV, eingefaßt mit zwei schmalen, aber immer entsprechenden Bändern hinzu. Wir beschreiben dieses Kleid so genau, weil es durchaus neu und vom besten Geschmack ist.

Die Weite der Kleider in Fächer-Form bleibt dieselbe; wir wiederholen nochmals Fächer- und nicht Glocken-Form, da diese letztere geschmacklos ohne Gleichen ist. Die Sorge für die Unterkleidung ist nicht die geringste in der heutigen Damen-Toilette und erfordert ebensoviel Ueberlegung als Sachkenntniß. Um elegant und vornehm gekleidet zu sein, bedarf es der sorgfältigsten Wahl von Unterkleidern, für die wir die Fächer-Unterröcke des Hauses Gobert in Lyon, die ein Muster von Distinction sind, empfehlen.

Die Toiletten von weißem gesticktem Mousseline machen Furore; man vervollständigt sie durch einen Shawl von weißem gesticktem Mousseline, durch einen Sonnenschirm und einen Hut von Mousseline. Dies Letztere, etwas ganz Neues, ist eine der graziösesten Coquetterien der Mlles. Carrier. Ein mit kleinem Plein gesticker Mousseline-Hut, mit Rüschen von Illusionstüll und mit einfachen Bindebändern, die an der Seite geknüpft sind, hat keine Blume weiter, als im Innern ein einfaches Bouquet Gartenblumen. Der Mousseline ist mit Taffet von der Farbe des Bandes gefüttert, mit blau, violett, grün, maisgelb, chinarosa oder roth.

Diese Hüte zeichnen sich durch die vornehmste Eleganz aus und eignen sich nur zur Wagen-Toilette, obgleich nichts einfacher und weniger verziert sein kann, als gerade sie. Zuweilen sind die Bindebänder von gesticktem Mousseline und mit Tüllrüschen eingefaßt; sie sind unter dem Kinn in eine Schleife geknüpft, und dies ist sehr kleidend. Die Schwestern Carrier zeichnen sich überhaupt durch ganz besondere und jugendliche Zusammenstellungen aus. Auf Hüte von genähtem Reisstroh legen sie ein breites Taffet, das in der Mitte eine Spitze Marie Stuart bildet und mit einer feinen Rüsche von Illusionstüll eingefaßt ist. Das Bavolet ist von Crepp, mit Band und Rüschen garnirt; das Bindeband mit Rüschen eingefaßt; im Innern des Hutes ein Zweig der schönsten Blumen.

Kann man etwas Einfacheres denken? Doch diese Einfachheit, gepaart mit dem besten Geschmack, ist es, die die genannten Künstlerinnen auszeichnet und ihnen die allgemeinste Anerkennung sichert.

Erklärung des Modekupfers.

1) Taffetkleid mit goldgelben schmalen Querstrichen. Leibchen ohne Schöße, mit Posamenterie-Brandenbourgs geschlossen. Aermel mit kleinen Eicheln eingefaßt. Kragen und Unterärmel von gesticktem Mousseline. Ueberzieher Pompadour von schwarzem Taffet; der Rock desselben ist hinten gefältelt und vorn glatt. Die Aermel à la Isabeau sind geschlitzt bis oben hin und so wie der Ueberzieher mit breiten gefältelten Schrägstreifen von Taffet garnirt. Reisstrohhut mit rothem Eisenkraut und Taffetband, mit den Blumen in übereinstimmender Farbe, garnirt. Stiefelchen von braunrothem französischen Atlas.

2) Rosa Grenadine-Kleid mit drei abgepaßten Volants. Unterkleid von rosa Taffet oder Glanzkattun. Leibchen mit Gürtel. Aermel mit sehr breiten, spitz geschnittenen Volants. Mantille mit Capuchon und breitem Volant, garnirt mit gefältelten Schrägstreifen, Fransen und einer schwarzen Sammetschleife. In Puffen gezogener rosa Tüllhut, mit Kränzen von Maasliebchen und Gräsern garnirt. Im Innern übereinstimmende Blumen; rosa Bindebänder.

3) Kleiner Knabe von 4 Jahren. Blaues Popeline-Jäckchen, mit schwarzen Sammetstreifen garnirt. Uebereinstimmende Weste mit schwarzen Sammetlitzen und Eicheln verziert. Aermel mit Revers. Gestickte Pantalons. Matrosenhut von weißem oder grauem Filz, mit schwarzem Sammet eingefaßt und garnirt.

Die Abonnenten der ersten (Acht Thaler-) Ausgabe erhalten als Extra-Zugabe:

Einen Stahlstich.

Die Zeitung für die elegante Welt erscheint wöchentlich und zwar in drei verschiedenen Ausgaben:

Erste Ausgabe mit allen Beilagen zu 8 Thalern jährlich. Enthält im Jahrgange 52 Damen- und 24 Herren-Modekupfer, Musikbeilagen, Mustertafeln für weibliche Arbeiten u. Moden, Schnitt-Tafeln für Herren, Pelzschnamäntel-Bogen, Portraits, Genrebilder rc.
Die zweite Ausgabe zu 5 Thalern jährlich bringt denselben Text und ausschließlich Damen-Modekupfer und Mustertafeln.
Die dritte Ausgabe zu ebenfalls 5 Thalern enthält nur Herren-Modekupfer, bringt aber ebenfalls 52 Lieferungen Text.

Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen Bestellungen an.

Verlag von **Otto Janke in Berlin.** Verantwortlich: Dr. **O. Girndt.**

Buchdruckerei von **Gustav Lange** in Berlin.

№ 32. Siebenundfünfzigster Jahrgang. 1857.

Zeitung für die elegante Welt.

Die Abonnements-Bedingungen befinden sich am Schlusse des Blattes.

Redaction: **Th. Drobisch** in Leipzig und Dr. **O. Gumbt** in Berlin.

Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen hierauf an.

Von dieser Zeitschrift erscheint wöchentlich eine Lieferung von 1½ bis 2 Bogen Text, mit artistischen und technischen Beilagen, bestehend in Pariser Modekupfern, Muster- und Schnitt-Tafeln für Damengarderobe ꝛc. in sorgfältigster und reichster Auswahl.

Aus der Emigrantenzeit.

Historische Novelle

von

Dr. Rudolph Müldener.

(Fortsetzung.)

Man hatte Stuart in einen Salon geführt, von dessen Wänden herab die Portraits der alten Grafen von Kesselstadt schweigend und ernst auf den letzten Sprossen des schottischen Königthums herabblickten.

Nach einigen Minuten erschien der Marschall in großer Uniform, die Brust geschmückt mit allen Orden.

Monseigneur, — redete Stuart, sich respectvoll verneigend, ihn an — ich bin gestern von Paris hier angelangt, und heute erlaube ich mir, an Ihre Thür zu klopfen, einmal um Ihnen persönlich meine Huldigungen darzubringen, und dann, um anzufragen, ob Sie, Monseigneur, mir gestatten wollen, die Vorbeern zu theilen, welche die Emigranten unter Ihrer siegreichen Führung jedenfalls ernten werden!

Sie kommen aus Paris, Herr Graf? — antwortete der Marschall. — Was spricht man in Paris, und wie befindet sich der Herzog von Orleans, votre ami intime?

Die Wahrheit zu sagen, der Graf hatte einen etwas wärmeren Empfang erwartet, allein die Worte: wie befindet sich der Herzog von Orleans? mit dem Zusatze: votre ami intime gaben ihm Aufschluß über die Natur dieser Zurückhaltung; er errieth, daß man ihm in den Kreisen der Emigranten sein vertrautes Verhältniß mit dem Herzoge von Orleans zum Vorwurf machte.

Sie fragen, wie sich der Herzog von Orleans befindet, Monseigneur? Ich bedaure, Ihnen darüber keine Auskunft geben zu können; seit ich mit ihm gebrochen, habe ich keine Gelegenheit gehabt, ihn zu sehen.

Ah! Sie haben mit dem Herzoge gebrochen? — versetzte der Marschall.

Ja, Monseigneur — Und was nun das Leben und Treiben in Paris betrifft, — fuhr der Graf fort — so kann ich Ihnen darüber nur wenig Erfreuliches berichten. Das Volk schimpft auf den Hof, den König, die Königin, schimpft auf die Aristokraten; bei den Jakobinern deklamiren Petion, Camille Desmoulins, Brissot und Robespierre, bei den Cordeliers Danton und Marat gegen das Königthum, so daß dem Könige, nachdem die Dinge einmal so weit gekommen, in der That nichts weiter übrig bleibt, als die Flucht. Je früher Seine Majestät in Montmedy eintrifft, um so besser, dort wird der König, umgeben von Bouillé's Armee, wenigstens die Sicherheit finden, welche Paris ihm nicht mehr zu gewähren vermag.

Wenn es Stuarts Absicht gewesen, den Marschall zu consterniren, so war ihm dies mehr als vollständig

gelungen. Derselbe konnte seine Bestürzung kaum verbergen, als er den Grafen von der Flucht des Königs sprechen hörte, deren ganzes Gelingen von der strengsten Geheimhaltung abhing, weshalb der Plan derselben nur wenigen Emigranten und in der Umgebung des Hofes nur den geprüftesten Vertrauten des Königs mitgetheilt worden war.

Der Marschall wußte, daß die Parthei der Jakobiner eine Flucht des Königs ahnte. Marat, dem der Instinkt sagte, daß der König, nachdem er abwechselnd den Weg der Gewaltmaßregeln — freilich nur halber, der Nachgiebigkeit, der Milde und der Strenge, den Weg der Bestechung versucht, nachdem er durch königliche Würde vergebens zu imponiren gestrebt, auch den letzten Ausweg betreten würde, der ihm noch übrig blieb, den der Flucht, hatte davon gesprochen wie von einer ausgemachten Sache. Aber wohin die Flucht gehen sollte, das war für die Menge in ein tiefes Geheimniß gehüllt, und der Graf Stuart bezeichnete deutlich Montmedy. War Graf Stuart Spion der Orleans'schen Parthei, wie Einige der Emigranten glaubten, so war der Plan verrathen und damit die letzte Hoffnung der Emigranten zertrümmert.

Indessen der Marschall war doch zu sehr Hofmann, um seinem Gesichte zu erlauben, die Bewegungen seines Innern zu spiegeln; schnell genug hatte er sich gefaßt.

Ah! spricht man davon, daß der König Montmedy besuchen wolle? — fragte er im natürlichsten Tone, den er finden konnte. — Mein Gott, das ist das Erste, was ich höre!

Wozu diese Zurückhaltung, Monseigneur? — antwortete der Graf. — Wozu dieses Mißtrauen, welches Sie mir beweisen, ein Mißtrauen, welches mich beleidigen müßte, wenn nicht die Umstände es einigermaaßen entschuldigten? — Spielen wir mit offenen Karten, Herr Marschall; wenn je Offenheit nöthig war, so ist es in einer Situation gleich der unserigen.

Ja, — versetzte der Marschall, der, die Wahrheit zu sagen, gleich allen alten Militairs, den Weg der Intrigue nicht liebte — ich glaube auch, Offenheit wird das Beste sein!

Gewiß — erwiderte der Graf — und ich will damit anfangen, daß ich Ihnen mittheile, wie ich von der bevorstehenden Flucht des Königs nach Montmedy unterrichtet bin und daß ich errathe, daß mein vertrauter Umgang mit dem Herzoge von Orleans es ist, der Sie, Monseigneur, gegen mich mit Mißtrauen erfüllt.

Ich kann es nicht leugnen, — versetzte der Marschall — daß es mir angenehm sein würde, von Ihnen einigen Aufschluß über Ihre Stellung zur Fraction des Herzogs von Orleans zu vernehmen.

Ich bin bereit, Ihnen diesen Aufschluß zu geben, Monseigneur — antwortete Stuart.

Très-bien! — versetzte der Marschall, indem er in einem Fauteuil Platz nahm und Stuart durch eine Handbewegung aufforderte, dasselbe zu thun.

Der Graf gehorchte.

Mein Name, meine Geburt — hob der Graf an — haben mich, den letzten Sprossen eines Hauses, welches selbst dereinst die Krone trug, auf die Vertheidigung der Monarchie hingewiesen und, glauben Sie mir, Monseigneur, ich habe die Treue, welche ich Ludwig XVI schwur, als ich in seine Dienste trat, nie verletzt!

Der Marschall fühlte sich unwillkürlich getroffen durch diesen Accent der Wahrheit in den Worten des Grafen: einer solchen Festigkeit, solchen Entschiedenheit war nur Derjenige fähig, den sein Bewußtsein von jedem Vorwurf frei sprach.

Monseigneur kennen auch die Freundschaft, welche mich von Jugend auf mit dem Herzoge von Orleans verband, wissen, wieviel ich dem Herzoge persönlich verpflichtet bin. Ich war der Freund des Herzogs, aber nie der Theilnehmer seiner politischen Pläne: meine Freundschaft habe ich ihm persönlich bewahrt, obgleich die Umstände mich zwangen, sein politischer Gegner zu werden.

Nachdem ich aus dem Laufe der Ereignisse erkannte, daß der Herzog von Orleans in der Volksbewegung nur ein Mittel sah, sich selbst auf den Thron zu heben, da machte ich Gebrauch von dem Rechte der Freundschaft, indem ich den Herzog in einer Privatunterredung auf den Weg hinzuweisen suchte, der seiner, des ersten Prinzen von Geblüt, allein würdig war.

Nach einer heftigen Scene, wobei der Herzog, um mich für dieselben zu gewinnen, alle seine weitaussehenden, eben so sehr von Ehrgeiz als Haß gegen den Hof ihm eingegebenen Pläne enthüllte, trennten wir uns und ich habe seitdem den Herzog nicht wieder gesehen.

Ich hatte aus dem Munde des Herzogs erfahren, daß seine Parthei — Monseigneur wissen, daß es dem Herzoge, bei all der natürlichen Schärfe seines Verstandes doch an Entschlossenheit zu selbstständigem Handeln fehlt — damit umging, ihm die General-Lieutenantschaft des Königreiches zu verschaffen. Die Realisirung dieses Planes hieß nichts Anderes, als die Gewalt, nur ohne den Titel, aus den Händen des Königs in die des Herzogs von Orleans oder vielmehr in die Hände Derer zu verlegen, welche ihrerseits den Herzog als Mittel für ihre ehrgeizigen Zwecke benutzen.

Ich benachrichtigte den Grafen Fersen von diesem Plane, und der Hof fand Mittel, denselben zu vereiteln: statt der General-Lieutenantschaft des Reiches, die man ihm, dem Abgotte der Populace, nicht hätte verweigern können, forderte der Herzog, eingeschüchtert, einen Paß nach England.

Wie? — rief der Marschall erstaunt — Sie sind es, der den Hof von den Plänen des Herzogs in Kenntniß gesetzt hat?

Ich, Monseigneur, — antwortete Stuart — und wenn ich dadurch einen Verrath an der Freundschaft beging, so war mir derselbe durch meine Principien geboten, durch meine Anhänglichkeit an den Thron, der gegenüber alle andern Rücksichten schweigen müssen.

Seitdem — fuhr der Graf fort — blieb ich mit dem Grafen Fersen und durch ihn mit dem Hofe in fortdauernder Verbindung. Graf Fersen suchte mich für die Emigration zu gewinnen, die ich principiell mißbilligte, und entdeckte mir, um mich dazu zu veranlassen, das Geheimniß von der bevorstehenden Flucht des Königs nach Montmedy.

Also der Graf Fersen hat Sie von der bevorstehenden Flucht Seiner Majestät in Kenntniß gesetzt? — fragte der Marschall.

Er selbst.

Und Sie sagten, daß Sie die Emigration principiell mißbilligen?

Allerdings — antwortete Stuart mit Offenheit — die Emigration beraubte den König aller der Freunde, auf welche er im Falle der Noth hätte zählen können, — ein Umstand, der gewiß nicht wenig an dessen schwankender Haltung gegenüber den Ereignissen verschuldet, — und gab die von ihren Officieren verlassene Armee dem demoralisirenden Einflusse der Clubbs preis. Wären die Officiere auf ihrem Posten geblieben, so verfügte Seine Majestät jetzt über eine wohldisciplinirte Armee statt der wenigen Bataillone, auf welche Bouillé noch glaubte zählen zu dürfen.

Der Marschall schwieg. Dachte er über Stuart's Ansicht, der er selbst eine gewisse Berechtigung nicht abzusprechen vermochte, nach? Oder überlegte er, welches Betragen er gegen denselben zu beobachten habe?

Nun hat — fragte er endlich — Graf Fersen Sie vielleicht mit Briefen an Einen oder den Andern von uns versehen?

Ich würde denselben darum gebeten haben, — versetzte der Graf mit Bitterkeit — wenn ich hätte ahnen können, welchem Mißtrauen ich bei denen begegnen würde, für deren Sache ich mein Blut und mein Leben zu opfern bereit bin; wenn ich hätte ahnen können, daß selbst Sie, Monseigneur, an meinem Worte und an meiner Loyalität zweifeln würden.

Meine Worte enthalten kein Mißtrauen — erwiderte der Marschall — sie sind nur eine einfache Frage, nichts weiter; im Gegentheil, fuhr er fort, gewonnen durch die Wahrheit, welche aus den Worten des Grafen hervorleuchtete, und außerdem fühlend, daß es unklug sein würde, einen Mann, der bereits zu tief in die Geheimnisse der Emigration eingeweihet war, durch ein beleidigendes Mißtrauen zu erbittern, — heiße ich Sie willkommen in unseren Reihen, und ich glaube, wir werden Ihnen bald Gelegenheit zu bieten haben, Ihre Anhänglichkeit an den Thron im Kampfe gegen seine Feinde zu erproben. — Jetzt erlauben Sie mir, Sie der Frau Herzogin vorzustellen.

Monseigneur werden mir dadurch eine Gunst beweisen, — antwortete der Graf, sich leicht verbeugend, — welche ich verlangt haben würde, wenn es Ihnen nicht gefallen, meinen Wünschen in dieser Beziehung zuvorzukommen.

Und damit führte der Marschall den Grafen durch drei oder vier Zimmer nach den von der Herzogin bewohnten Appartements.

Der wohlwollende Empfang, den er bei dem Marschall, dem Haupte der Trauer-Emigration, gefunden, und namentlich die offene Herzlichkeit, welche der Prinz de Revel ihm entgegen getragen, hatten den Grafen heiterer gestimmt, und in dieser Stimmung finden wir ihn in seinem Zimmer im rothen Hause wieder.

Der Marschall Broglie war wenig zum Argwohn geneigt, gleichwohl hatte die Ankunft des Grafen Stuart, eines Vertrauten des Herzogs von Orleans, dieses unversöhnlichen Feindes des Hofes, ihn mit einem gewissen Mißtrauen gegen denselben erfüllt, ein Mißtrauen, welches die Worte des Prinzen Lambesc nicht erst zu wecken brauchten. Dies Mißtrauen war durch die Umstände gerechtfertigt: es war bekannt, daß die Volksparthei in den Hauptsammelplätzen der Emigranten ihre Agenten oder, wenn man lieber will, ihre Spione hatte, und später zeigte es sich ganz klar, daß die republikanischen Heerführer sowohl von den Plänen der Emigration als auch von ihrer Stärke vollkommen unterrichtet waren. — Wenn also die Cordeliers und Jakobiner im Lager der Emigranten ihre Berichterstatter, ihre Agenten, hatten, warum sollte da der Herzog von Orleans nicht auch die seinigen haben?

Wenn trotzdem der Marschall dem Prinzen Lambesc sein Mißtrauen gegen Stuart verwies, so geschah dies aus zwei Gründen: einmal, weil er dem stürmischen Eifer desselben nicht Ueberlegung genug zutraute, um in einer so delicaten Sache mit der nöthigen Klugheit zu handeln, und dann, weil er, gleich allen Partheichefs, eifersüchtig auf sein Ansehen war und Nichts unternommen zu sehen wünschte, was er nicht geleitet, oder wenigstens gebilligt hatte.

An ihm war es, seiner Meinung nach, dem Grafen Stuart seine Stellung zur, oder innerhalb der Emigrationsparthei anzuweisen und jedes Vorgreifen in dieser Beziehung galt ihm als eine Mißachtung seiner Autorität.

Stuart hatte dem Marschall für seine Person ihn überzeugende Beweise seiner Anhänglichkeit an die Sache des Königs und der Monarchie gegeben. Allein der Marschall hatte zu lange am Hofe gelebt, um nicht zu

wissen, daß Vorsicht die Mutter der Weisheit ist; darum hatte er denn auch nicht ermangelt, noch an demselben Tage durch einen in seinen Diensten stehenden, als Bauer verkleideten Piqueur, auf dessen Treue er rechnen konnte, neben anderen geheimen Depeschen ein Schreiben an den Grafen Fersen zu expediren, in welchem er denselben um Auskunft über Stuart's Stellung zum Hofe ersuchte. —

Kaum in seiner Wohnung angelangt, wurde Stuart durch den Besuch des Chevalier de Beaumont überrascht, dessen wir, wenn auch nur gesprächsweise, bereits erwähnt. Der Chevalier de Beaumont war einer jener Etourdi's, deren Existenz manchem weniger in die Mysterien der Pariser Gesellschaft Eingeweiheten ein unlösbares Räthsel geschienen haben würde. Jüngerer Sohn eines großen Hauses lebte er von einer bescheidenen Rente und, da diese zu seiner Existenz nicht hinreichte, vom Spiel, oder schöpfte aus den Börsen seiner Freunde. So, Karten abschlürfend und Würfel kneifend, vertraut mit allen Intriguen der Oper und des Ballet's, ein stets heiterer Gesellschafter, ein unermüdlicher Trinker, ergebener Camerad, etwas Raufbold daneben, stand er mit aller Welt auf gutem Fuße, war ebenso gern gesehen bei den Anhängern des Hofes wie bei den alten Partisanen des Herzogs von Orleans: mit einem Worte, der Chevalier de Beaumont war, wie der Herzog von Vaudemont ihn bezeichnet, eine gute Haut.

Pardon! theurer Graf, sagte der Chevalier im Eintreten, ich bin erfreuet, Sie hier zu sehen! Ich bin glücklicher, als ich dachte: ich treffe hier fast alle meine alten Freunde!

Und bei diesen Worten warf er sich mit jener Ungenirtheit, welche ihn sich überall zu Hause fühlen ließ, auf das Sopha, die Beine weit vorgestreckt.

Wie lange sind Sie schon hier, Graf?

Seit drei Tagen.

Ich seit vier; aber es ist ein verteufelt langweiliger Ort, diese gute Stadt Trier; ein Nest zum Sterben! Alle diese Frauen und Mädchen schreiten so ehrbar einher, als dürsteten sie sammt und sonders nach dem Geruche der Heiligkeit; keine Grisetten, kein Ballet, keine femmes galantes, keine petites maisons, keine soupers à quatre, kein Champagner et point de spectacle!

Point de spectacle! Das war eine Hauptklage der damaligen Emigranten: das Theater schien den Franzosen ein ebenso nothwendiges Bedürfniß zu sein, als das tägliche Brot; selbst in den blutigen Stürmen der Revolution waren die Pariser Theater fast immer überfüllt und Schauspieler begleiteten die französischen Truppen auf ihren abenteuerlichen Kriegszügen, was einen berühmten Reisenden zu dem Ausspruche veranlaßte: wenn Franzosen, Spanier und Deutsche eine Stadt gründen wollen, so bauet der Spanier zuerst die Kirche, der Deutsche das Wirthshaus, der Franzose — das Theater!

Point de spectacle! antwortete der Graf, dem die Klagen des Chevaliers wider Willen ein Lächeln abnöthigten. — Aber mein Gott, Chevalier, ich begreife nicht, was Sie unter diesen Umständen veranlaßte, Paris und alle seine Herrlichkeiten mit einem Neste zu vertauschen, welches Sie so abscheulich finden?

Ah! was wollen Sie, theurer Graf? antwortete der Chevalier, Sie wissen, auch Paris ist nicht mehr das Alte, seit diese verdammten Jakobiner und diese nichtsnutzige Nationalversammlung mit ihren ewigen politischen Debatten alle vernünftigen Menschen zur Verzweiflung bringen! Paris langweilte mich; ich kümmere mich nicht um Politik, ich verstehe nichts davon! — Und übrigens, muß ich nicht da sein, wo meine Freunde sich befinden?

Muß ich nicht da sein, wo meine Freunde sich befinden? — Dies war in der That der einzige Grund, der den Chevalier zur Emigration getrieben: ohne politische Principien, hatte derselbe nichts als ein warmes Attachement an seine Freunde, auf deren Seite er stand, ohne sich viel darum zu bekümmern, ob sie Recht oder Unrecht hatten.

Apropos, Graf! Was werden Sie heute Nachmittag anfangen?

Ich habe heute Nachmittag noch Besuche zu machen bei Mürat und dem Marquis de Boisse.

Und ich werde mit dem Chevalier Fonsac eine Parthie Ecarté spielen. Zum Henker! womit soll man sich sonst die Zeit vertreiben in diesem langweiligen Neste, unter diesen bêtes Allemandes, wenn nicht mit der Karte! Ah! Ecarté, Ecarté! Wir sollten eigentlich kein anderes Spiel spielen, wir, die treuen Anhänger Seiner Majestät, als Ecarté, wo der König alle Karten sticht. Sind Sie nicht auch der Meinung, Graf? — — — — — — —

(Fortsetzung folgt.)

Deutsche Romanen-Characteren.

von

Dr. **H. Asmus.**

Gute Aesthetiken heischen mit Recht Einheit in der Mannichfaltigkeit des Kunstwerks, nur weiß ich nicht, ob's auch genug anerkannt wird, wie sehr gegenwärtig die deutsche Romantik dieser Einheit nachstrebe, und wie gut sie erreicht werde, vor Allem in Characteren. Denn nicht allein, daß in jedem bessern Romane die einzelnen Characteree, wie nach der neusten Philosophie oder dem alten Testamente die Welt nebst Zubehör, aus einer ursprünglichen Indifferenz und Identität, einem Tohu-Wabohu in dem Schädel des Autoren hervorgeschossen sind und sich, wie die Gesichter auf Holzschnitten, einander gleichen wie ein Ei dem andern, so zeigt sich auch

in der deutschen Romanenwelt überhaupt, die unstreitbar als ein Ganzes betrachtet werden kann, eine Einheit in der Mannichfaltigkeit der Characteres, die wirklich überraschend erscheint.

Treten wir einmal näher und sehen uns diese unendliche Bildergallerie etwas näher an, in welcher Tag für Tag neue Bilder aufgehängt und neue Gänge angebaut werden, so treffen wir zuvörderst auf das gesammte Frauenzimmer, und zwar im Hauptsaale der Gallerie. Die Romandichter sollten's gewiß in ihrem Morgengebet — wenn sie überhaupt eins halten — dankbar anmerken, daß Gott überall diese guten Seidenhasen und Perlhühner habe entstehen lassen, denn ohne Frauenzimmer gäbe es und giebt es in Wahrheit — keinen Roman! — Classification nach Stand, Alter, Haar-, Lippen-, Wangen-, Augenfarbe und Taille muthe man einem Manne nicht zu, der in Halle seine Logik hörte und hier auf solche außerwesentlichen Merkmale natürlich am wenigsten geben kann — und der ohnehin noch ein Mehreres zu sagen gedenkt. Nur das sei bemerkt, daß die Weiber im Allgemeinen — natürlich im Roman — meint man, Engel sind; ganz schlimme sind so selten wie schwarze Schwäne oder weiße Elephanten und bessern sich ungemein am Schlusse auf den letzten Seiten. Nur darin steckt der große Unterschied, ob sie hinterher den Helden ehelichen oder nicht; was ein geübtes Auge schon auf den fünf ersten Seiten erwittert — ein ungeübtes und ungebildetes ist freilich nicht sehr verschieden von gegenwärtigem Verfasser, der auch, nimmt er ein Buch in die Hand, zuvörderst in den letzten Blättern nachsieht, wie Alles abläuft, — geht's schlimm und ist nicht von Enkeln die Rede, so wirft er's lieber gar weg! Also in diesem Falle, nämlich wenn's nicht zur Ehe kommt, meint man, entlagt entweder der Engel oder er wird ein Tugendmuster, welches gratis Strümpfe für Frauenvereine strickt, und arme ungezogene Kinder erzieht, oder er stirbt auch schlechthin, worauf dann der Held sehr verzweifelu und Verse machen muß. Ist der Engel jedoch gut katholisch, so kann er freilich immer noch in ein Kloster gehen, nur in ganz seltenen verwickelten und potenzirten Fällen zieht der Autor, der im Werke als Freund Hain umging und um sich mähete, seine Sense zurück und bringt lieber Tollheit an, was sich bekanntlich in einem Trauerspiele eher machen läßt.

Sehen wir uns nun ein wenig die männlichen Characteres an. Da hat der Held ein gleiches Maß von Tugenden und Anmuth gleich der Heldin; doch schadet's ihm im Ganzen weniger, wenn er nicht durchweg proper ist oder über die Gebühr viel Rum zum Kaffee oder Thee nimmt, überhaupt etwa viel trinkt; auch wird's wohl ganz gern gesehen, wenn er irgendwie einen vorkommenden Schurken ausprügelt und überhaupt das sogenannte irdische Leben sehr verachtet und kaum eine taube Nuß für den ganzen Bettel giebt. Er heißt dann Genie und das Frauenzimmer weiß ihn zu schätzen. Anlangend seinen äußern Stand, ist es selten ein Kaiser oder sonstiger hoher Potentat aus der Geschichte — wo ein solcher einmal vorkommt, ist er vielleicht den Männern nicht unähnlich, die der Verfasser dieses in seinen frühern Jahren gern und nicht ohne Geschick zur Winterzeit verfertigte. Aus allen Chroniken oder Eiskellern sind dann einige Eis- und Schneeklumpen zusammengeschleppt und auf einander gethürmt, so daß der Mann, ist er sonst wohl gerathen und mit Hut und Stock versehen, munter genug mit den Augen aus Kohlen umherblickt und Manchen täuscht. Kleinere Fürsten sind in der Regel Feinde des sechsten Gebots, und die erste Hofdame hat von ihnen zu leiden; apanagirte Prinzen hingegen fallen häufig anmuthig und viel tugendhafter aus als man denkt. Minister, Präsidenten, Finanzdirectoren und sonstige höhere Chargen theilt man schicklich ein in ganz boshafte, minder boshafte und blos boshafte oder grobe; sind sie tugendhaft, was vielleicht der rarste Fall von allen ist, so befördern sie Viehzucht und Schulwesen und Alles, das Land blüht zusehends und die Einwohner wissen's nicht genug zu preisen. Räthe und niedere Chargen sind, wie jüngere Advocaten, insgemein ausreichend redlich und schon ältere, gesetzte Leute; oft treten sie vor den Fürsten hin und sagen ihm die derbsten Wahrheiten und sitzen im Umsehen im Hundeloch. Häufig sind sie besonders, oder auch ältere Bürger, die ihnen gleichen, die irdischen Väter der Heldinnen. Freilich sehen sie's dann nicht ein, wie wenig sie im Grunde ein solches Kleinod und rares Cabinettstück, wie die Heldin ist, verdienen, und schimpfen wohl gar das Kleinod eine Närrin und Romanheldin, wo alsdann, wie man sieht, der eine Autor wie der andere dem Katzenvater Nichts nachgeben will, der auch häufig die eigenen Kleinen erwürgt. Das Militär wird im Ganzen schnell befördert und vorkommende Wunden leicht geheilt; schlechte Leute sind gar nicht darunter, höchstens ganz und unheilbar Unglückliche, die in Freiheitschlachten erschossen werden. Die niedrige Volksklasse, z. B. Handwerksburschen, Reitknechte, Bediente, Bauern, Schuster, Schneider, zeichnen sich durch eine gewisse heitere sokratische Weltweisheit und sogenannten Humor aus, welchem die Autoren hiemit seine passendste Stelle anweisen. Studenten sind fast allemal aufgeräumte Köpfe und muntere Leute, die sich um nichts scheren; doch minnen sie auch bisweilen schon zart und treu, tragen die Vaterlandsliebe an der Mütze und sind frommkühn und edelkräftig — ohne Geld, Schönheit und Theezirkel ist indessen im Ganzen wenig zu machen. Freundschaft ist selten, aber stark.

Ich bin schwerlich der Mann dazu, noch ein Mehreres hervorzuheben, Manches weiter auszuführen und zu ordnen, Anderes anzudeuten und über Vieles nähere Winke

fallen zu lassen — ich wage deshalb nur noch einen Gedanken und eine Rechtfertigung.

Der Gedanke ist folgender: Da wir Deutschen doch gute Reimlexica besitzen und denselben gewiß das Wecken vieler schlummernden Talente und anziehenden Poesieen verdanken, sollte es da nicht einem Litteraten auch möglich sein, einzutunken und ein „Handbuch deutscher Romanencharactere“ zu liefern, zu welchem ich eben, wie ich mir schmeichle, schwache Umrisse lieferte? Es müßten dann vom Unternehmer alle Romane „soweit die deutsche Zunge spricht“, gelesen, die Charactere rein ausgeweidet und ausgeklügt und nach logischen und anthropologischen und andern Kategorieen geordnet sein, und das Ganze müßte mit einem alphabetischen Register versehen werden zur bequemern Uebersicht. Himmel, man bedenke doch nur, welche messianische Aussichten sich da für deutsche Litteratur, für Kirche, Staat, Armenanstalten und Alles eröffnen! Denn da wir in Sternberg's Romanen und überhaupt in Taschenbüchern, Volksbüchern, in Abend- und Morgenblättern — die wegen ihrer seltsamen Einkleidung leider oft für etwas ganz Anderes angesehen werden — da wir in diesen, sage ich, gute Compendien und Samulungen von freilich untergeordneten, aber doch leichten Scenen, Schilderungen, Situationen und unentbehrlicher schöner Natur besitzen, — könnte da nicht jeder Lump, der jetzt aus Noth stiehlt und bettelt oder dem Staate sonst zur Last fällt, angehalten werden, aus den angeführten und gewünschten Handbüchern in hinreißender Mannichfaltigkeit und Einheit Scenen und Charactere auszuziehen und zu verflechten, was am Ende ein Roman werden muß, und sich so anständig zu ernähren?

Der witzige Kopf wirft mir freilich satyrischer Weise ein, daß etwas der Art schon längst im Gange sei und daß man's gewöhnlich Abschreiben, nach Modificationen sogar Nachdruck heiße. Eben deshalb aber gelobte ich mir oben eine Rechtfertigung, die ich nun mit wahrem Vergnügen gebe, obwohl sie eigentlich unöthig ist, da ich Männer vor mir zu haben hoffe, die billig denken und Staatenrecht und Menschenliebe noch achten, aus welchen ich zwei flüchtige Rechtfertigungsgründe — bei weiterem Nachdenken fielen mir tausend bei — herzunehmen gesonnen bin. Denn erstlich ist es aus dem Staatenrechte bekannt, daß die Deutschen, wie auch andere Völker, wenn auch nicht mehr das Strandrecht, was ihnen zukommt, doch wenigstens das Barg- oder Bergerecht üben dürfen und üben, nach welchem den Strandbewohnern ein Drittel der gestrandeten und geretteten Schiffsgüter zukommt. Was nun aber für die Körperwelt als Befugniß gilt, sollte das nicht vielmehr noch in der geistigen gelten? Ist's daher deutschen Romanschriftstellern so groß zu verdenken, wenn sie — was Küstenbewohner sonst zu thun pflegten — in den Kirchen zu Gott flehen, daß er ihren geistigen Strand recht segnen und recht viele Kriegs-, Kauffarthei-, Silber- und andere Flotten von Romanen in ihrem Hirne möge Schiffbruch leiden lassen, da sie ein Drittel derselben vor Gott und aller Welt nutzen können, wie sie wollen und wie sie mögen?

Wie aber konnten sich Deutsche so vergessen, sogenannte Abschreiber Tröpfe und Schelme zu heißen, wie doch geschehen? Sehr ist zu besorgen, sie thaten's, weil sie zweitens die Menschenliebe solcher nicht zu würdigen wußten. Gute Gedanken und Kunst überhaupt sind ja gottlob in Deutschland häufig und hinlänglich verbreitet, indessen säh' es der Patriot und Menschenfreund doch gern noch weiter gebracht; er wünscht z. B., daß es so weit komme, daß der Deutsche nur noch bedrucktes Papier kenne und nur zu solchem an allen Orten, wo er es nöthig hat, greife, und daß alle Stände bis zur Käsehökerin hinab etwas weniges Gedrucktes in Händen halten, selbst im Handel und Wandel. Da nun die besten Poeten und Autoren, wie von den Katholiken die biblischen, nicht gelesen, obwohl geschätzt werden von den Deutschen, zumal vom gemeinen Volke, so sucht der Menschenfreund diesem Uebelstande dadurch abzuhelfen, daß er unter berühmten Namen, z. B. unter seinem eigenen, Werke großer Schriftsteller unter das Volk schleudert, damit es sie dann eher lese. Er setzt sich, sieht man, so sauer es ihm auch ankommt, in eine bekannte Schneydenart um, die auch edele Samen einschluckt und unverdaut weiterk—t an Orte, wohin sonst wohl schwerlich Cultur gekommen wäre. Aber dabei bleibt der Menschenfreund nur selten stehen; er wird geistiger Homöopath und Hahnemann. Wie diese Leute mischt er den Grau eines Einfalls, den er irgendwo aufgelesen, in einen Eimer eignen Wassers oder Camillenthees und sucht mit der Mixtur geistig Lechzende zu erfreuen und zu heilen und verlangt nur nebenbei einigen Glauben, daß etwas an ihm sei! Aber, o undankbares Jahrhundert, wie bemitleide ich Dich, da Du Deine Edelsten und Besten Nachdrucker und Nachäffer schiltst und peinigst! Mit welchen Augen werden Dich kommende klügere Zeiten und philosophischere Geschlechter betrachten, auf die ich hiemit schließlich und feierlichst provozire!?

Feuilleton.

Zum Trost für Tonkünstler. Als unlängst ein musikalischer Schriftsteller mit dem Altmeister Spohr über dessen Oper „Faust“ sprach und voll des Lobes über die Schönheiten derselben war, lächelte Spohr und sagte: Ja, mein Lieber! man sagt so, aber ehe eine deutsche Bühne sich zur ersten Aufführung bequemte, da hielt es schwer, und ich schauete oft recht wehmüthig in das Pult, wo die Partitur lag, die dem Tag ihrer Auferstehung mit Schmerzen entgegen sah. — Begierig das Nähere zu erfahren, drang jetzt der Kunstfreund in Spohr und dieser sagte: Laut dem gedruckten Buche war mein „Faust“ schon im Jahre 1814 für das k. k. priveligirte Theater an der Wien bestimmt und eigens für diese Bühne geschrieben. Ich hoffte von Monat zu Monat, aber es vergingen Jahre, meine Oper theilte das Schicksal mit einer großen Anzahl Werken, die für die Wiener Theater geliefert wurden, aber unbeachtet liegen blieben. Da erbarmte sich endlich das Prager Theater meines armen verwaiseten Kindleins und so ging denn am 1. September 1816 auf dieser Bühne zuerst der „Faust“ in Scene. Endlich folgten andre Bühnen nach und besiegten, wie sie es anfänglich nannten, die großen Schwierigkeiten, welche sich hier in musikalisch technischer Hinsicht vorfinden sollten.

Ein wahres Wort hinsichtlich der Greifgierigkeit mancher Notizler und Zeitungscorrespondenten sagt die „kleine Breslauer Morgenzeitung.“ Von der Ungeschicklichkeit — heißt es dort — womit man Dinge, die durch ein zartgefühliges Schweigen geehrt werden sollen, um nur eine spaltenfüllende Nachricht mehr zu haben, preisgiebt, zeugt folgende Notiz, die eben eine Rundreise durch viele Zeitungen macht:

„Ihre Majestät *** fuhren im leichten, offenen Wagen. Letztere wurde vom **Fürsten*** geleitet, und rührend war die Liebe und zarte Sorge, mit der Höchstderselbe die erhabene Mutter führte, ihr in den Wagen half und eifrig bemüht war, sie zu unterstützen und jede kleine Unbequemlichkeit zu entfernen. Als ein Zeichen der Anerkennung ruhte die Hand der ***rin lange und bis zur Abfahrt in der des Sohnes.“ Die heiligsten, erhabensten Aeußerungen der Kindesliebe und der Mutterliebe sind nicht Stoffe für Publikationen, sie gehören in das Heiligthum des Familienlebens, und wenn sie sich hier auch öffentlich kundgaben, so dürfen sie doch nicht mit solcher Zeitungsostentation an die große Glocke geschlagen werden. Zärtlichkeit, Dankbarkeit, Liebe, geben sich ohne Rückhalt zu erkennen, in der Oeffentlichkeit sehen sie die vielen Umstehenden nicht, sondern fühlen sich in ihrer Begeisterung wie Liebende allein. So ist es mit zwei Verliebten, die nicht sehen, wie sie beobachtet werden, und sich herzen und schnäbeln, so ist der treue Sohn, der die Stütze seiner edeln Mutter wird, und die Seligkeit der reinsten Liebe empfindet, indem er der Heiligen seines Lebens seine thätige Andacht weiht. Wie abgeschmackt ist es, zu schreiben, daß eine Mutter „als Zeichen der Anerkennung“ ihre Hand in der Hand eines trefflichen Sohnes ruhen läßt! Mutterliebe giebt, wie die Sonne, wie der Himmel, wie Gott selbst. Nach diesem Zeitungsschreiber könnte es „einen Orden der die Kindestreue anerkennenden Mutterliebe“ geben. Wie verletzend muß es für hohe Herrschaften sein, die das reine Menschenthum der Familienliebe wahren, wenn sie dergleichen Reclamen des Servilismus lesen! — Man beweist oft die rechte Ehre einem Menschen nicht dadurch, das man eine edle oder gute oder pflichtgetreue Handlung preist, sondern indem man darüber schweigt, als von etwas, das sich von selbst versteht, das man von einem Tugendhaften und Gebildeten eben nur in der Ordnung findet.

Die schlechteste Bauart in der Welt ist jedenfalls die portugiesische, wie man dies so recht in Lissabon sehen kann. Die Mauern werden auf Gerathewohl aufgeführt, man macht auf Gerathewohl Fenster hinein und bringt im Innern ganz beliebig die Zimmer an. Das Erdgeschoß wird fast nie bewohnt: gewöhnlich befindet sich da der Pferdestall. Darüber findet man neben einer Menge völlig nutzloser Gallerien und Vorzimmer das Empfangszimmer, während die Küche oben unterm Dache angebracht ist. Die Kamine, wenn es deren im Hause giebt, befinden sich gewöhnlich zwischen den Fenstern. So sind die größten Paläste eingerichtet.

Eine Fabrik alter Gemälde. Vor einigen Jahren hatten wir in Nürnberg Gelegenheit, zu sehen, wie daselbst ein tüchtiger Maler die Gewandtheit besaß, Gemälde alter Meister auf wirklich überraschende Art nachzuahmen. Nun, der Mann war wenigstens ehrlich und bekannte, daß ihm ein Kunsthändler den Auftrag ertheilt habe, Copieen in der beschriebenen Art anzufertigen,

was weiter damit geſchah, bekümmerte den Maler nicht. Anders hingegen ſieht jedoch das Ding zu Modena aus, da beſteht gleich eine Fabrik von Copieen alter Meiſter aller Schulen, die man für Originale verkauft. Hierbei geht man allerdings ſinnreich zu Werke und der erfahrenſte Kenner kann hier hinter's Licht geführt werden. So nehmen z. B. die Betrüger ein Gemälde von Rafael und copiren daſſelbe mit der größten Sorgfalt und Geſchick. Die Leinwand, deren ſie ſich bedienen, iſt alt. Die großen Meiſter copirten ſich bekanntlich häufig ſelbſt, aber nie ganz ſclaviſch. So machen es auch dieſe Betrüger, welche Veränderungen anbringen, die Hände z. B. anders legen, dem Gewand eine andere Farbe geben ꝛc. Nach dieſer erſten Operation wird das Gemälde in eine ſehr warme Dachkammer gebracht, wo es ſchnell trocknet. Iſt dies geſchehen, ſo überzieht man das Gemälde mit einer gewiſſen weißen Maſſe und malt darauf ein anderes Bild aus dem achtzehnten Jahrhunderte, abſichtlich incorrect. Dieſer zweiten Farbenſchicht giebt man wiederum durch künſtliche Mittel ein alterthümliches Ausſehen, bedeckt das Bild überdies wohl gar mit Spinnweben und faßt es in einen alten ſchlechten Rahmen. Alle Gemäldehändler von Bologna, Neapel und Rom verſorgen ſich aus dieſer Fabrik in Modena und haben beſondere dunkele, ſchmutzige Läden, in welchen ſie jene Bilder aufſtellen. Die Fremden ſuchen da alterthümliche Gegenſtände und wenn ihr Blick auf ein ſolches Bild fällt, wenn ſie den Verkäufer fragen, ſo weiß er immer treuherzig ein Märchen zu erzählen, wie er einen beſondern aberglaübiſchen Werth auf das Bild lege, das ſein Vater von dem und dem Cardinale gekauft habe. Die Farbenſchicht ſei ſo dick, er glaube, daß irgend ein werthvolles Gemälde darunter verborgen ſei. Dadurch wird die Neugierde der Fremden erregt, ſie erbieten ſich wohl, die Koſten der Reinigung zu tragen und, wenn wirklich ein Meiſterwerk hervorkommt, den Gewinn mit dem Verkäufer zu theilen. Nun geht es an's Werk; das obere Bild verſchwindet und es kommt ein anderes prachtvolles zum Vorſchein. Man hat einen Rafael entdeckt! Um ſicherer zu gehen, läßt man einen Sachverſtändigen kommen, der aber ein Mitſchuldiger iſt, und über den unermeßlichen Werth des Gemäldes keinen Zweifel übrig läßt. Dann geht es an den Verkauf; der Verkäufer begnügt ſich mit einem verhältnißmäßig nicht übergroßen Gewinn und der Fremde zahlt mit Vergnügen, was man verlangt, er beſitzt ja ein Werk von Rafael. So ſind Engländer, aber auch ſelbſt Kunſtkenner ſind manchmal betrogen worden.

Aus Schillers Heimath enthält die Berliner Kreuzzeitung einen Feuilleton-Artikel von Ottilie Wildermuth. Bekanntlich bietet Marbach, wo Schiller nur bis zu ſeinem vierten Altersjahre lebte, wenig Andenken an den großen Dichter dar; um ſo willkommener iſt ſeinen Verehrern auch das Geringfügigſte, was an ihn oder ſeine Familie erinnert. Wie Ottilie Wildermuth mittheilt, hat das ſtädtiſche Archiv von Marbach noch das „Beibringens-Inventar" von Schillers Aeltern aufbewahrt, woraus Folgendes zu entnehmen iſt: Als Eliſabeth Dorothea Kodweißin, des Löwenwirths und Holzinſpektors Kodweißin eheliche Tochter, mit Herrn Johann Kaspar Schiller, Bürger und Chirurgus, ehelich getraut wurde, beſtand das Beibringen des Gatten in 215 fl. baarem Geld, an „einzunehmenden Schulden bei verſchiedenen Perſonen, ehender mehr denn weniger 10 fl.", an Silbergeſchmeid: „ein ſilberbeſchlagener Stock von der Mutter empfangen, ein ſilbern Halsſchloß und ſilbern Petſchaft." Die Garderobe beſtand aus einem „guten und aus einem alten bordirten Hut", aus einem „ganz neuen Kleid von ſtahlfarbenem Tuch, einem ditto nebſt Kamiſol", einem „mittelmäßigen Paar Lederhoſen", „einem Kalamankener Gaſſequin", und neben dem nöthigſten Weißzeug aus „zwei feinen Manchettenhemden und zwei ſeidenen Taſchentüchern." Neben den verſchiedenen chirurgiſchen Inſtrumenten iſt noch „ein ungariſcher Reitersſattel" nebſt völligem Zeug aus ſeiner frühern militäriſchen Laufbahn angeführt; die ganze Summe ſeines Beibringens beträgt 320 fl. 56 kr. An Schreinwerk brachte das Ehepaar in ſeine erſte Heimath: „Eine gute gehimmelte Bettlade, einen doppelten Kleiderkaſten, einen Driſſur, einen guten Tiſch von hartem Holz, zwei dergleichen Stühl', eine Hangwiegen ſammt dem Bock, ſo noch anzuſchaffen, und zwei ungelehnten Seſſeln." Die Bibliothek des Ehemannes beſtand außer ſechs mediciniſchen Büchern in einer „Erkenntniß ſeiner ſelbſt" und einem „Würtembergiſchen Geſangbüchlein." Denken wir uns in dieſer Umgebung die Frau Hauptmännin Schiller, „eine ſehr ſchöne Frau", wie ſie noch im Jahr 1812 in der Erinnerung älterer Leute zu Marbach lebte, in der ſchlichten Bürgertracht, die ſie, laut des Inventars, noch als Ehefrau trug, in dem „abgenähten Mieder, dem kreppenen Rock, dem gedruckten Küttelein, dem cottonenen Schurz und der blauen Haube mit Glaspitzen", als Alltagsgewand, oder in dem Feſtkleide, ein „ſchwarzdaffeten Küttelein, vom Manne verehrt, einen ſeidenzeugenen Rock, feinen Flortüchle, der ſchwarzdamaſtenen Haube mit Goldſpitzen, ſammetledernen Schuhen, dazu ein Perlen- und Granatenmuſter, und den goldenen Ring vom Marito verehret", wie ſolche in dem Beibringen angeführt ſind, ſo haben wir ein treues Bild von der äußeren Erſcheinung des Ehepaares, von dem Schauplatz der Dichterjugend. — Neu wird für die meiſten unſerer Leſer auch ſein, daß Frau Wildermuth Schiller einen „ariſtokratiſchen Geiſt" nennt!

Diplomatische Unterhandlungen über die Toilette. Zur Zeit als das Directorium in Frankreich die Gewalt in den Händen hatte, befand sich Ginguenè als Gesandter am Hofe von Turin, und als ächter Republikaner verlangte er, daß seine Frau in ihrem gewöhnlichen Anzuge, also ohne Hoftracht, selbst bei den größten Hoffesten zugelassen werde. Diese Forderung erschien dem Hofe höchst seltsam und da der Gesandte nicht davon abging, so kam es zu Streitigkeiten, Unterhandlungen und Notenwechsel. Die Toilettenfrage verwickelte sich mehr und mehr und es drohte zum Kriege zu kommen. Indeß die fortwährenden Siege der französischen Waffen gaben den Ansprüchen des Gesandten mehr und mehr Gewicht. Er trat immer entschiedener auf, verlangte, daß die Sache ohne Zögern entschieden werde, und der König sah sich in die Nothwendigkeit versetzt, in die Forderungen des Republikaners zu willigen oder mit Frankreich zu brechen. Seine Wahl konnte nicht zweifelhaft sein, er gestand zu, daß die Frau des Gesandten in jedem beliebigen Anzuge am Hofe erscheinen dürfe. Ginguenè sandte sofort einen außerordentlichen Courier ab, der Nachts um zwei Uhr im Palast Luxembourg ankam. Sogleich wurde der Sekretair geweckt, um die wichtige Depesche in Empfang zu nehmen, und er machte den fünf Directoren sofort die Anzeige, daß höchst wichtige Nachrichten angekommen wären. Jeder der Fünf entriß sich dem Schlafe und eilte in den Rathssaal. Die Depesche wurde erbrochen und die ersten Zeilen verkündigten einen großen Sieg. Dieser Sieg war — die Lösung der Toilettenfrage am Turiner Hofe. Die Directoren hielten indeß die Sache wahrscheinlich für nicht so wichtig, als sie der Gesandte genommen hatte, denn sie beriefen Ginguenè zurück; gleichzeitig erklärten sie aber auch, um ähnlichen Streitigkeiten zu entgehen, daß Piemont aufgehört habe, selbstständig zu sein, und Frankreich einverleibt werde. Zu einer so wichtigen Staatsangelegenheit kann die Toilette der Damen werden.

Man muß Apotheker werden. In Dresden leben jetzt nicht weniger als 84 ehemalige Apotheker, die sich vom Geschäft zurückgezogen haben und von den Interessen ihres Capitals die Reize des Lebens in größter Gemüthlichkeit genießen. Diese in Ruhestand gesetzten Vierundachtziger stammen fast sämmtlich aus sächsischen Provinzialstädten und geben somit einen Beweis, daß eine Apotheke in der That doch ein recht hübsches Ding ist, denn das „zur Ruhesetzen" in den besten Jahren, ist ein Kunststück, das sich nicht sogleich nachahmen läßt.

Sonderbare Courmacher und Bewerber um ein Mädchen giebt es unter den Stämmen der Ureinwohner in Australien. In einem Artikel „Aus der Fremde" heißt es: „Hat ein Mann sich entschlossen, welches Mädchen er zur Frau haben will — gewöhnlich wird sie aus einem andern Stamme ausgewählt — so schleicht er sich zu ihr, wenn sie etwas entfernt von ihren Beschützern ist, betäubt sie durch einen Schlag mit seiner Keule und schleppt sie in diesem Zustande zu seinem Stamme. — In der That, eine sehr liebliche Art „bei Männern, welche Liebe fühlen."

Schauspielers stiller Gedanke.

Belacht nach Wohlgefallen meine Mängel!
Was kümmert mich der Spötter Witz und Hohn!
Vollkommen sind des Ew'gen heil'ge Engel,
Gebrechen nagen an dem Erdensohn. —
Bin ich auch fern noch von dem schönen Ziele
Wonach ich ringe auf Thaliens Wege,
Schwelgt doch die Brust im seligsten Gefühle,
Daß Dawison, der Große, mein College.

Eine Stadt, die keinen Armen hat, ist die Stadt Dézs in Siebenbürgen. Ein Correspondent der Morning Post schreibt nämlich von dort folgende eigenthümliche Geschichte: „Ein Bäcker jenes Ortes wurde wegen Gewichtsverkürzung durch Confiscation seines Backwerks bestraft und die Behörde beschließt, die mit Beschlag belegten Semmeln unter die Armen vertheilen zu lassen. Sofort wird ein Haiduck ausgesendet, um die Armen aufzusuchen und zum Semmelschmaus einzuladen. Aber siehe da! der Mann des Gesetzes kann keinen einzigen Armen in der ganzen Stadt auftreiben und kehrt zurück, um dies zu melden." — Wer sich hierauf der verwaisten Semmeln angenommen, darüber schweigt die Geschichte.

„Ehret die Frauen" 2c. Der Alterthums-Verein in Wien hat beschlossen, daß künftig auch Damen dem Verein als Mitglieder beitreten können.

Entscheidung eines Prozesses in Paris. Eine Dame der Demi-monde, welche ein prächtiges Hôtel im Lorellen-Quartier bewohnte, hatte die Passion, drei Katzen, 17 Hunde und zwölf Turteltauben zu halten. Als es mit der Schönheit der Dame zur Neige ging, das schöne Hôtel verlassen und eine bescheidene Wohnung bezogen werden mußte, gab sie diese Thiere zu einem Thierarzt in die Kost. Dafür mußten monatlich 150 Fr. bezahlt werden. Nach Verlauf eines Jahres aber war ein großer Theil der Pensionäre abgestorben und nichts destoweniger forderte der Kostgeber 150 Fr. für Erhaltung der übrigen. Daraus entstand ein Prozeß, der vom Seine-Tribunal dahin entschieden wurde, daß die Pension auf 1400 Fr. jährlich herabgesetzt wurde.

Curiosa. Die im Jahre 1730 in London gestorbene Schauspielerin Miß Anna Oldfield wurde mit so großer Pracht und so ungeheurem Aufwande begraben, als wäre sie Königin von England gewesen. Sieben Personen vom ältesten Adel, darunter die Lords Lavar und Harley, hielten das Leichentuch und der Bischof von Westminster sprach die Grabrede. — Pope, der berühmte Zeitgenosse dieser Schauspielerin, stellt sie als Dame seiner Zeit vor, die es im Luxus und sinnlichen Vergnügen am weitesten gebracht hatte. Bei der Ahnung ihres nahen Endes und der damit verbundenen Schmucklosigkeit ihres Körpers soll sie ausgerufen haben: „Himmel, blos ein wollenes Sterbekleid? Welche Freiheit! Bringt mir meine Spitzen- und Mousseline-Gewänder. Spart auch die rothe Schminke nicht. Der Gedanke, häßlich zu sein, ist unerträglich, selbst im Tode!“ — Dies waren ihre letzten Worte.

⁂ **Kotzbues Fruchtbarkeit.** Mit Recht kann Kotzbue als der fruchtbarste dramatische Schriftsteller neuerer Zeit angenommen werden. Von ihm erschienen in Summa 219 Stücke in 489 Akten, nämlich:

15	Trauerspiele in	49 Akten.
60	Schauspiele in	174 „
73	Lustspiele in	153 „
30	Possen, Schwänke in	53 „
11	Paradieen, Travestieen in	14 „
13	Vor- und Nachspiele	13 „
17	Opern, Singspiele in	33 „
219		489

nebst zwanzig starken Bänden prosaischer Schriften.

⁂ Am 27. Mai 1780 wurde in Zürich der Pfarrer Waser hingerichtet, weil er in „Schlözers Briefwechsel“ zwei scharfe Artikel gegen Züricher Verhältnisse hatte abdrucken lassen. Unter Wasers Blutrichtern saß auch der Idyllendichter Geßner. — Eine schöne Idylle!

⁂ **Die Lunge,** sagt ein Anatom, besteht bekanntlich aus kleinen Zellen, in welchen sich die eingeathmete Luft verbreitet und die sämmtlich mit einander durch Oeffnungen in Verbindung stehen. Nach den Berechnungen dieses Arztes hat eine Lunge nicht weniger als 583 Millionen solcher Zellchen, und die Hautfläche, welche sie demnach der eingeathmeten Luft darbieten, ist 33 Mal größer, als die Hautfläche des ganzen äußern Körpers des Menschen.

Theater.

Berlin. Auf der Friedrich-Wilhelmsstadt gastirt der den Berlinern von früherher wohlbekannte Baß-Buffo Herr Düffke. Vor Jahren war er engagirtes Mitglied dieser Bühne und machte sich durch seine Komik zu einem der allgemeinen Lieblinge. Dann ging er zum Hoftheater über, von dessen Brettern er wohl noch Manchem erinnerlich sein wird. Rollen, wie der Doctor in „Gute Nacht, Herr Pantalon“ ꝛc. rissen oft nicht nur das Publikum, sondern auch die Mitspielenden zum Gelächter hin. Eine besondere Force des Herrn Düffke war, seine Beine in so ergötzliche Stellungen und Bewegungen zu bringen, daß diese ihm vollständig die Mimik des Gesichtes ersetzten. Von der Hofbühne ging er nach Hannover. Jetzt, wo wir ihn nach ein paar Jahren wiedersahen, müssen wir gestehen, daß er sehr verloren hat. Von Stimme ist gar keine Rede mehr. Die Partie des Apothekers Stößel in „Doctor und Apotheker“ z. B. hat uns der einheimische Hr. Weidt in Gesang und Spiel zu bedeutend größerer Befriedigung ausgeführt, wie denn überhaupt die jetzigen Kräfte der Friedrich-Wilhelmsstadt zum Theil sehr schätzbar sind. Viele der dortigen Darsteller sind eben so verwendbar in der Oper, wie im Schauspiel. Wir heben davon besonders Frl. Schramm hervor, die sich als Dienstmädchen, wie als Anstandsdame, als Soubrette und muntre Liebhaberin gleich anmuthig zu geriren weiß. Unter den Damen, die blos in der Oper wirken, ist Frau Wölfle schon früher ehrenvoll von uns genannt worden. Neben ihr, weniger durch Spiel als durch Stimme ausgezeichnet, ist Fräulein Uetz zu erwähnen, die bei fortgesetzter Ausbildung eine sehr tüchtige Sängerin werden kann. Von den Damen des Schauspiels nimmt unbedingt Fräulein Schunke die erste Stelle ein, deren hübsches frisches Talent durch den großen Liebreiz ihrer Erscheinung doppelt angenehm berührt.

Die Königsstadt hat die neue Posse von Bahn und Linderer „Barbarossa“, die das erstemal zum Benefiz des beliebten Komikers Karl Helmerding gegeben wurde, nach dreimaliger Aufführung zurückgelegt. Das Publikum hatte schon bei der ersten Vorstellung nicht an sich gehalten, Aeußerungen seines gerechten Mißvergnügens kund zu geben. Der Titel Barbarossa wird motivirt durch einen Rothbart, der sich seiner Geliebten schwarzgefärbt naht. So flach diese Idee ist, ist sie doch nicht einmal originell, denn Nestroy's „Talisman“ führt dasselbe Experiment mit einer schwarzen Perrücke über rothem Haupthaar durch.

Moden-Bericht aus Paris.

Wir ſind jetzt in der Mitte der Saiſon, in der die Mode einen gewiſſen Stillſtand erleidet, und in der es weder etwas Neues in Formen noch in Stoffen giebt. Um dennoch von etwas Intereſſantem zu ſprechen, wählen wir heute einige nützliche Mittheilungen, die, für alle Zeiten paſſend und gut, auch vielleicht mancher unſerer jungen Leſerinnen willkommen ſind. Wir wollen von dem Trouſſeau einer reizenden jungen Braut, das wir ſo eben Gelegenheit hatten zu bewundern, und zwar von dem ernſteren, gediegneren Theile deſſelben, der Wäſche, ſprechen.

Die Mutter der jungen Braut hatte, ebenſo weiſe als bedächtig, für die Ausſtener derſelben eine große Anzahl Bett- und Leibwäſche beſtimmt, und dieſen Gegenſtänden ihre beſondere Aufmerkſamkeit gewidmet. Die Bettwäſche von flandriſcher Leinewand iſt beſonders ſchön; ſie enthält in einer Ecke die ganz einfache Namens-Chiffre in Hochſtickerei, aber nicht mit rother Baumwolle geſtickt.

Die Tiſchtücher und Servietten vom köſtlichſten Damaſt, ſind ebenfalls mit dem geſtickten Namenszug gezeichnet, doch in viel eleganterer Weiſe, als die eben erwähnten, und eingefaßt mit einem kleinen Wappenſchild, das eine Uebereinſtimmung mit demjenigen des Porzellan-Serviceß hat. Auf den Thee-Servietten iſt der Namenszug in der Mitte geſtickt.

Was die Leibwäſche anbetrifft, ſo iſt ein Dutzend Hemden von der ſchönſten holländiſchen Leinewand mit Achſelſtücken geſtickt und mit Valenciennet Spitzen eingefaßt. Ein zweites Dutzend derſelben Leinewand endet oben herum in einen geſtickten Einſatz. Die andern Hemden ſind nur einfach feſtonirt.

Die Nachtjäckchen von feinem Percale ſind größtentheils im Rücken paletotartig geſchnitten; das ziemlich weite Vordertheil hat ein mehr oder weniger reich geſticktes Achſelſtück. Ein Dutzend der Nachtjacken iſt nur ſo elegant, die andern ſind einfach feſtonirt, oder mit einer ſchmalen Valenciennet Spitze garnirt.

Sechs Unterröcke dieſer Garderobe ſind elegant geſtickt oder mit Valenciennet Spitzen garnirt. Zwei derſelben mit Guirlanden über dem Saum geſtickt; zwei mit Zwiſchenſätzen von Stickerei und Valenciennes, und zwei mit Volants, ebenfalls geſtickt und mit denſelben Spitzen eingefaßt. Die Unterkleider mit Volants eignen ſich am beſten zu den jetzt ſo beliebten Kleidern mit doppelten Röcken, ſie tragen dazu bei, das lange Kleid abſtehen zu machen, welches immer die Neigung hat, ſich den Füßen anzuſchließen.

Um zu unſerm Trouſſeau zurückzukehren, ſo haben die Taſchentücher jetzt eine faſt ganz runde Form. Dasjenige, das unſerer jungen Braut zum Hochzeitstage beſtimmt war, ſchmückte die ſchönſte engliſche Application, die nur im Innern einen ganz kleinen runden Raum von Batiſt leer ließ. Einige andere ebenfalls ſehr elegante Taſchentücher ſind mit einem breiten Valenciennet Volant eingefaßt; die einfachen ſind weniger reich, aber ebenfalls hoch geſtickt, und mit einer ſchmalen Valenciennet Spitze eingefaßt. Dann eine andere ſehr moderne und ausgezeichnete Art mit ſchmalem Einſatz, oder einem kleinen Batiſt-Volant garnirt. Taſchentücher mit einem Hohlſaume, und über dieſem eine leichte Guirlande geſtickt, fehlten ebenfalls nicht. Die Taſchentücher für die Negligée-Toilette ſind von glattem Batiſt, mit dem reichern oder einfacheren Namenszug in einer Ecke.

Die Anzahl der Hauben und Kragen war im Vergleich zu den übrigen Gegenſtänden dieſer Ausſtener nur gering; die Schnitte und Garnirungen derſelben ſind zu ſehr der Mode unterworfen und wechſeln ſo ſehr, daß man mit Recht einen häufigen Erſatz erwartet.

Die leichten luftigen Kleider haben in dieſen heißen Sommertagen alle andern in den Hintergrund gedrängt; man ſieht nur Mouſſeline-Kleider, Spitzen-Mantillen und Crepphüte.

Für die Reiſe-Toilette, die jetzt allerſeits die größte Aufmerkſamkeit beanſprucht, ſind die grauen Stoffe, gemiſcht aus Wolle und Baumwolle, die begünſtigſten, und auch in der That die praktiſchſten. Man befeſtigt dieſe Kleider mit drei Volants und faßt ſie mit ſchmalen ſchwarzen Sammetbändern ein, oder garnirt den Rock an beiden Seiten mit ſchwarzem Sammet und Knöpfen.

Für die tägliche Toilette in den Bädern und am Meeresſtrande eignet ſich der engliſche Barège vortrefflich; er iſt es daher auch, den alle unſere Reiſenden für dieſen Zweck gewählt haben.

Für die elegante Toilette iſt der ſchwarz und weiß, braun und weiß, blau und weiß carrirte Taffet ſehr en vogue. Auch ſind die ſchottiſchen Taffete wieder ſehr modern; man trägt ſie als Promenaden-Kleider, oder ſchneidet ſie in breite Schrägſtreifen und garnirt mit dieſen die beiden Seiten von grauen Taffetkleidern. Dieſe letztgenannte Farbe iſt immer die herrſchende, bei der Mehrzahl aller Kleider.

In den Formen der Taillen hat sich seit dem Frühjahr nichts geändert; man meidet die Schöße an den eleganten Kleidern, man behält sie an einfachen Kleidern oder denjenigen von dunkler Seide. Außerdem giebt es eine Neuheit, die aber bisher nur in sehr hohen Kreisen ihre Anwendung fand. Es ist eine Casake, d. h. eine Art Taille, die vorn offen bleibt wie eine Weste, und die an allen Contouren mit einem ungefütterten Spitzeneinsatz garnirt ist. So sahen wir eine dieser Casaken von schwarzem Taffet, in der dieser Zwischensatz das Seitentheil mit dem Rücken vereinigte; letzterer war in der Mitte in seiner ganzen Länge getrennt, und ein Einsatz dazwischen genäht. Ein Einsatz trennte oben den Aermel von der Taille; derselbe garnirte den zehn Centimeter breiten Jockey des Unterärmels; ein anderer faßte den Halsausschnitt ein und zog sich von dort um das ganze Jäckchen herum. Der Rand des Schooßes und der Aermel war außerdem mit einer zehn Centimeter breiten Spitze garnirt.

Alle Hüte werden im Innern oder am Schirm mit Blumen- oder Federkränzen garnirt. Ein sehr hübscher Hut, den wir kürzlich sahen, war von weißem Crepp, um den Rand des Schirmes und des Bavolets mit einem grünen Taffetstreifen eingefaßt. Ein leichter grüner Blätterkranz, befestigt durch eine Schleife, begann am Bavolet, zog sich am Schirm entlang, und endigte auf der Mitte desselben in feinen Blätterchen. Eine schöne schwarze Spitze fiel auf den Schirm zurück; das Innere schmückten Blondenrüschen, Ebereschen und grüne Blätter.

Eine Mode, die sich jetzt jede elegante Dame ohne Zögern erlauben darf, sind die Pamela-Hüte, eine Form, die in Paris noch sehr selten zu sehen ist. Ein Hut dieser Art, vereint mit einem rosa oder blauen Mousseline-Kleide und einer weißen gestickten Mousseline-Mantille, ist eine eben so graziöse als moderne und empfehlenswerthe Zusammenstellung.

Erklärung des Modekupfers.

1. Morgen-Negligée von Mousseline, ausgeschnittenes Leibchen mit einer kleinen Puffe und an beiden Seiten derselben mit einer schmalen Stickerei garnirt. Sehr kurze, in Puffen gezogene Aermel, in ein gesticktes Volant endigend. Sehr langer Rock, an den Seiten mit drei Puffen garnirt und diese mit gestickten Streifen eingefaßt. Ueberwurf Frezzolini von indischem Mousseline, mit einem breiten Saume verziert.

2. Coiffüre aus weißen Blondenpuffen und Blumen-Touffes arrangirt; vorn über dem Scheitel hält ein Kränzchen derselben Blumen sie zusammen. Hinten zwei Schleifen mit herabhängenden Enden.

3. Coiffüre mit breiten Spitzenbacken, die aus dem Hinterhaar herabfallen, und einem vollen Blumenkranz, der vorn über den Scheitel geht.

4. Unterärmel mit zwei Puffen und einem Volant, übereinstimmend mit dem Ueberkragen Nr. 5.

5. Ueberkragen aus Mousseline-Puffen, über die schmale, farbige Bänder gesetzt, und Valenciennes Spitzen, welche die Mitte des Kragens zieren und ihn einfassen, zusammengesetzt.

6. Kinderhäubchen, reich gestickt und mit gestickten Streifen, schmalen Bändern und Touffes derselben vielfach garnirt.

7. Taffethut mit Säumen, die mit einem Erbsmuster gestickt sind; mit Blumen aus langen Gräsern reich garnirt. Ueber die Stirn ein Blumen-Bandeau.

8. Crepphut in Puffen gezogen, die durch Atlas-Rollen getrennt sind; lang herabhängende Feder, geflammt in der Farbe der Rollen; Spitzen-Bavolet.

9. Coiffüre. Schwarzer Blondendeckel, hinten herum mit Schmelz-Fransen, wie herum mit einem Blumen-Kränzchen garnirt; in der Mitte ist der Boden durch einen Blätterzweig zusammengefaßt; an der Seite Schleifen und lang herabhängende Bänder.

10. Coiffüre. Reich gestickter Boden mit Bändern und Blumen-Touffes, hinten mit einer sehr vollen Schleife mit langen Enden garnirt.

11. Kleine Pariser Kragen, mit gestickter Garnirung von dem Muster des Kragens eingefaßt; um den Hals eine gestickte Prise.

Die Abonnenten der ersten (Acht Thaler-) Ausgabe erhalten als Extra-Zugabe:

Ein Herren-Modekupfer.

Die Zeitung für die elegante Welt erscheint wöchentlich und zwar in drei verschiedenen Ausgaben:

Erste Ausgabe mit allen Beilagen zu 8 Thalern jährlich. Enthält im Jahrgange 52 Damen- und 24 Herren-Modekupfer, Musterbeilagen, Mustertafeln für weibliche Arbeiten u. Moden, Schnitt-Tafeln für Herren, Potichiomanie-Bogen, Portraits, Genrebilder ꝛc.
Die zweite Ausgabe zu 6 Thalern jährlich bringt denselben Text und ausschließlich Damen-Modekupfer und Mustertafeln.
Die dritte Ausgabe zu ebenfalls 5 Thalern enthält nur Herren-Modekupfer, bringt aber ebenfalls 52 Lieferungen Text.

Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen Bestellungen an.

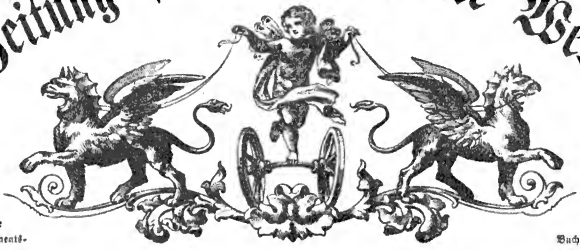
Verlag von **Otto Janke in Berlin.** Verantwortlich: Dr. **O. Girndt.**

Buchdruckerei von Gustav Lange in Berlin.

1
2
3
4
5
6
7
8
9
10
11

№ 33. Siebenundfünfzigster Jahrgang. 1857.

Zeitung für die elegante Welt.



Die Abonnements-Bedingungen befinden sich am Schlusse des Blattes.

Redaction: Th. Drobisch in Leipzig und Dr. O. Girndt in Berlin.

Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen hierauf an.

Von dieser Zeitschrift erscheint wöchentlich eine Lieferung von 1½ bis 2 Bogen Text, mit artistischen und technischen Beilagen, bestehend in Pariser Modekupfern, Muster- und Schnitt-Tafeln für Damengarderobe ꝛc. in sorgfältigster und reichster Auswahl.

Aus der Emigrantenzeit.

Historische Novelle

von

Dr. Rudolph Müldener.

(Fortsetzung.)

Stuart hatte bei allen Emigranten von Bedeutung, den Prinzen Lambese und den Duc de Vaudemont ausgenommen, die von der Etiquette vorgeschriebenen Besuche gemacht und war überall zwar mit den seinem Namen und seinem Range schuldigen Egards, aber doch zugleich auch mit einer gewissen Kälte und Zurückhaltung empfangen worden, einer Zurückhaltung, die er sich ohne Mühe als Folge des durch seine frühere Verbindung mit dem Herzoge von Orleans gegen ihn rege gewordenen Mißtrauens erklären konnte.

So sehr auch ein derartiges Mißtrauen das stolze Gemüth eines Stuart verwunden mußte, zumal da er sich bewußt war, dasselbe nicht verdient zu haben, so ließ sich doch dagegen Nichts thun.

Die Sache wird sich aufklären, dachte er — die Leute werden einsehen, daß sie mir Unrecht thun! — und tröstete sich mit der Freundschaft, die der Marschall Broglie und der Prinz de Revel ihm bewiesen.

Wir sagten eben, daß Stuart allen Emigranten seinen Besuch gemacht, ausgenommen dem Prinzen Lambese und dem Duc de Vaudemont, dessen Bruder. Diese Verzögernng hatte ihren bestimmten Grund.

Wir haben bereis der einzigen wahren und aufrichtigen Liebe gedacht, welche Stuart für Fräulein Louise d'Anglure gehegt und welche ihn bewog, derselben mit seinem Herzen zugleich seine Hand zu bieten.

Louise d'Anglure stammte aus einem alten lotharingischen Hause, dessen Wappen jedoch mehr Felder zählte, als die Familie Güter. Trotz ihrer Mittellosigkeit fehlte es dem jungen Mädchen, eben so ausgezeichnet durch ihre Schönheit, durch jene unnachahmliche Grazie, welche eine gütige Fee fast allen Töchtern Frankreichs in der Wiege zu bescheeren pflegt, und jene mit der reinsten Herzensgüte verbundene Liebenswürdigkeit, deren Zauber wir besser empfinden, als zergliedern, anatomiren können, nicht an Bewerbern und auch der Prinz Lambese gehörte zu dieser Zahl.

Louisens Eltern hatten also die Wahl zwischen zwei gleich adeligen Bewerbern; allein überzeugt, daß ein reicher Prinz besser sei als ein nur mäßig bemittelter Graf, gaben sie Lambese den Vorzug, während das Herz der Tochter mit ungetheilter Zärtlichkeit an dem Grafen Stuart hing. Um nun dem Conflicte zwischen ihrer Liebe, den Anforderungen ihrer Neigung und den Wünschen ihrer Eltern zu entgehen, zog es Louise vor, den Schleier zu nehmen. Dieser Entschluß nun schlug

dem Herzen des Grafen eine schmerzliche, nie vernarbende Wunde und erzeugte in ihm einen tiefen Groll gegen Denjenigen, welchen er als den Räuber seines Glückes betrachtete, ohne dessen Dazwischenkunft ihm jedenfalls die Hand Derjenigen geworden sein würde, an welcher seine ganze Seele hing.

Je mehr Stuart darüber nachdachte, welche ganz andere Gestalt sein an Aufregung und Genüssen reiches, an Zufriedenheit und innerem Glücke armes Leben an der Seite Derjenigen gewonnen haben würde, die ihm auf immer entrissen, je länger seine Phantasie bei den Bildern eines Glückes verweilte, welches zu genießen ihm nimmer vergönnt, um so tiefer fraß dieser Groll in sein Herz.

Wenn nun auch dieser Groll, so oft Stuart und Lambesc seitdem in Gesellschaft einander begegnet, nie Gelegenheit, sich zu äußern gefunden, so hatte er zwischen Beiden doch eine gewisse Spannung, eine gewisse Kälte erzeugt: daß diese Kälte nicht in offene Feindseligkeit ausartete, das war Alles.

Unter diesen Umständen ist es begreiflich, daß es dem Grafen Stuart peinlich sein mußte, mit seinem alten Rivalen in Berührung zu kommen. Indessen der Graf Lambesc, länger in Trier verweilend, hatte ein Recht auf einen Besuch, auf ein Entgegenkommen des Grafen, und das längere Verschieben einer von der Etiquette gebotenen Pflicht wäre eine Beleidigung gewesen.

So entschloß sich denn Stuart eines Tages zu diesem ihm so peinlichen Schritte, sein Wagen führte ihn vor das von der Leyen'sche, jetzt Rantenstrauch'sche Haus, in welchem der Prinz Lambesc sein Absteigequartier genommen.

Monsieur le prince de Lambesc chez soi? — fragte André den Portier, einen dicken Schweizer, der dem Prinzen von Paris gefolgt.

Oui, je crois; mais voilà le valet de chambre.

Melden Sie meinen Herrn, den Herrn Grafen Stuart, Capitain der Dragoner im Dienst Seiner allerchristlichsten Majestät des Königs von Frankreich und Navarra.

Der Kammerdiener verschwand und kehrte nach einigen Minuten mit der Meldung zurück, der Prinz bedaure, den Herrn Grafen nicht empfangen zu können.

André hinterbrachte die Antwort seinem im Wagen wartenden Herrn.

Der Graf stampfte mit dem Fuße und murmelte etwas zwischen den Zähnen, was wie ein Fluch oder eine Verwünschung klang.

Geh, André, — sagte er endlich — und erkundige Dich, wann es dem Prinzen gefallen wird, für mich sichtbar zu sein.

André verschwand im Hofe.

Der Graf saß im Wagen, bleich, und biß sich die Lippen fast blutig.

Wenn er Streit mit mir sucht, — murmelte er — gut, so soll er ihn haben!

André kehrte zurück, langsam und zögernd, ungewiß, ob er es wagen dürfe, seinem Herrn die Antwort mitzutheilen, welche ihm geworden.

Nun, was ist's? fragte der Graf, der die Verlegenheit des Alten bemerkte.

Der Kammerdiener hat mir gesagt, stotterte der Greis — — — — — — — — — — —

Nun, heraus mit der Sprache! rief Stuart.

Der Kammerdiener hat mir gesagt, — hob André auf's Neue an — sein Herr bedaure, den Herrn Grafen von Stuart überhaupt nicht empfangen zu können.

Bei diesen Worten sprang der Graf von seinem Sitze empor, wie von einer Feder in die Höhe geschnellt, sein dunkles Auge glühete, eine brennende Röthe überflog momentan sein Gesicht bis an die Schläfe.

Im nächsten Augenblicke jedoch ließ er sich wieder auf die Kissen des Wagens zurück fallen, wobei er dem Kutscher mit lauter Stimme zurief:

Zum Prinzen von Revel!

Ich bin beschimpft, beleidigt, tödtlich beleidigt, — sagte der Graf, in einer Aufregung, die er, der gewandte Hofmann, nicht zu beherrschen vermochte, bei dem Prinzen von Revel eintretend — beleidigt durch Lambesc! Diese Beleidigung fordert Blut, und Sie, Prinz, müssen mir secundiren!

Secundiren? — fragte der Marschall Broglie, der in diesem Augenblicke in das Zimmer seines Sohnes trat, — fekundiren? warum? weswegen?

Stuart erzählte den Fall, einfach und wahr, ohne eine Bemerkung hinzuzufügen, so gewiß war er überzeugt, daß der Marschall seiner Ansicht, daß ein Duell die unausbleibliche Folge einer derartigen Beschimpfung sein müsse, vollkommen beipflichten würde.

Der Marschall fuhr mit der Hand nachdenklich über seine hohe und breite Stirne.

Der Tollkopf! — murmelte er. — Und ich hatte ihm doch ausdrücklich befohlen, Frieden zu halten!

Graf, wandte er sich jetzt an Stuart, wobei er ihn leicht auf die Schultern klopfte, — Graf, Sie werden sich nicht schlagen!

Nicht schlagen? — rief Stuart aus. — Aber, mein Gott, Monseigneur, verlangen Sie denn, daß ich mich von einem Lambesc ungestraft soll beleidigen, beschimpfen lassen?

Nein; — antwortete der Marschall mit Würde — Satisfaction soll, muß Ihnen werden, und ich selbst werde sie Ihnen verschaffen. Sehen Sie, Graf, — fuhr der Marschall fort — Ihre langjährige Freundschaft für den Herzog von Orleans, eine Freundschaft, die ich übrigens ganz natürlich finde, da ich weiß, wie viel

Sie selbst dem Herzoge verdanken, hat in den Kreisen der Emigration ein gewisses Mißtrauen gegen Sie wach gerufen, gegen Sie, den Freund des Mannes, den wir leider als einen unwürdigen Apostaten aus unseren eigenen Reihen betrachten müssen.

Aber Monseigneur wissen, wie ungerecht dies Mißtrauen ist! — fiel Stuart ihm in's Wort.

Ich weiß es — antwortete der Marschall. — Aber dies Mißtrauen existirt einmal; vielleicht kamen in diesem speciellen Falle auch noch andere Gründe in Betracht. — — — — — — — — — — —

Ja wohl andere Gründe! — murmelte Stuart. — Unsere Feindschaft ist nicht gerade vom neusten Datum!

Kurz, der Prinz hat es darauf angelegt, Sie zu beleidigen.

Das ist nur allzugewiß! — bekräftigte der Graf.

Ich aber — fuhr der Marschall fort, werde dem Prinzen Lambese die nöthige Aufklärung geben und ihn zwingen, Ihnen seine Entschuldigung zu machen. Ich glaube, dies ist eine bessere Satisfaction, als wenn Sie ihm eine Schmarre in das Gesicht zeichnen. Das Letztere würde nur beweisen, daß Sie ein nicht zu verachtender Fechter sind, was ohnedies Niemand bezweifelt, nicht aber das Mißtrauen verscheuchen, welches sich an Ihre Fersen heftet.

Und was wird man sagen, wenn ich in einer so delicaten Sache Ihre Vermittelung anrufe, Monseigneur, statt einfach den Degen zu ziehen? — fragte der Graf.

Was kann man sagen? Ihr Ruf kann darunter nicht leiden; Niemand bezweifelt Ihren Muth. Und zweifeln Sie daran, daß eine Ehrensache in meinen Händen ziemlich gut aufgehoben?

Sie könnte in keinen bessern Händen ruhen, Monseigneur. — Aber wann werden Sie die nöthigen Schritte thun, um Lambese zu jener Satisfaction zu zwingen, welche er mir schuldet?

Ich bedarf dazu allerdings einiger Tage Zeit — antwortete der Marschall.

Ah! Monseigneur, wozu verdammen Sie mich? — antwortete Stuart. — Sie fordern einige Tage und während dieser Zeit wird Lambese sich jenes Schimpfes, den er mir angethan, als einer Heldenthat rühmen!

Geduld, Graf, antwortete der Marschall. — Wir leben jetzt in einer gedrückten Zeit, und Eintracht thut uns vor Allem Noth. Es ist ein Unrecht, daß die Emigranten theils durch kleinlichen Rang- und Etiquettenstreit und sonstige Nichtswürdigkeiten von rein persönlicher Natur diese Eintracht jeden Augenblick auf's Spiel setzen. Dieses Duell darf also nicht statt finden; ah! — setzte er seufzend hinzu — wir sind nicht in Frankreich, nicht in Paris! — Nicht wahr, Graf, Sie willigen ein, in dieser Angelegenheit vor der Hand nichts zu thun und die ganze Sache in meine Hände zu legen?

Stuart blickte zweifelnd zu Boden.

Ich fordere dies Versprechen nicht als einen Beweis Ihrer Anhänglichkeit an jene Sache, der wir dienen, — drang der Marschall in ihn — sondern als einen Beweis Ihrer persönlichen Freundschaft für mich und mein Haus.

Und wenn Lambese mir seine Entschuldigung nicht macht? fragte Stuart. — Dann gebe ich Ihnen Ihr Wort zurück und Sie mögen handeln, wie Sie es für gut finden.

Sei es, erwiderte der Graf — aber erinnern Sie sich, Monseigneur, wie viel mir daran liegen muß, daß es endlich klar werde zwischen mir und Denen, welche gleich mir derselben Sache dienen. — — — — — — — — — — — — — — — —

Der Marschall Broglie hatte versprochen, die Rolle des Vermittlers zwischen Stuart und dem Prinzen Lambese zu übernehmen, allein er that vor der Hand nichts. Stuart hatte ihm keine positiven Beweise seiner Anhänglichkeit an die Sache des Thrones zu geben vermocht und der persönlichen Ueberzeugung des Marschalls von Stuarts Vertrauenswürdigkeit würde Lambese hartnäckig die Seinige vom Gegentheil entgegen gesetzt haben. Um den Prinzen zu veranlassen, dem Grafen eine Entschuldigung zu machen, die sein stolzes, feuriges Gemüth als eine Demüthigung empfunden haben würde, dazu bedurfte es positiverer Beweise seines Unrechtes, welche die Antwort des Grafen Fersen liefern mußte. Mit dem Briefe des Grafen Fersen in der Hand, der, wie der Marschall hoffte, den letzten Argwohn zerstreuen würde, welcher noch auf Stuarts Rechnung coursirte, konnte er alle gegen denselben gerichteten Beschuldigungen niederschlagen.

Die Antwort des Grafen Fersen war noch nicht eingetroffen, und dieser Grund war es hauptsächlich, der den Marschall bisher gehindert hatte, seinem Stuart gegebenen Versprechen nachzukommen.

Außerdem war der Prinz Revel seit einigen Tagen sehr erkrankt, und die Furcht, den von ihm mit besonderer Zärtlichkeit geliebten Sohn zu verlieren, beherrschte den Marschall dermaßen, daß er allerdings nicht in der Stimmung war, sich mit den Privatangelegenheiten Anderer zu beschäftigen.

Was den Grafen Stuart betrifft, so lebte derselbe ziemlich zurückgezogen. Diese Zurückgezogenheit war hauptsächlich Sache seiner eigenen Wahl, obgleich nicht zu leugnen ist, daß die Kälte und Zurückhaltung, denen er in den Kreisen der Emigranten begegnete, nicht wenig dazu beitrug, ihm die Gesellschaft zu verleiden. Ein solches Mißtrauen mußte Stuart mit einer Bitterkeit erfüllen, die es ihn tausendmal bereuen ließ, die Vermittelung des Marschalls in seinem Zwiste mit Lambese angenommen zu haben. Konnte ein Kampf ihn auch

nicht von jenem Argwohn reinigen, mit welchem man alle seine Schritte zu betrachten sich gewöhnt hatte, so konnte er doch seinen Gegnern zeigen, daß sie wohl thäten, ihm die Rücksichten zu bewilligen, welche er forderte.

Namentlich hatte er, und nicht mit Unrecht, den Prinzen Lambese im Verdacht, dem Argwohn, der ihn verfolgte, geflissentlich immer neue Nahrung zu geben.

Trier, durch seine Gebirge gegen die rauhen Einwirkungen der Nord- und Ostwinde geschützt, erfreut sich von allen Städten des gleichen Breitengrades eines besonders milden Klima's. Dies Jahr kam der Frühling besonders zeitig; schon Ende Februar war aller Schnee verschwunden, im März fing die Natur an, sich mit jungem Grün zu schmücken, und lockte mit unwiderstehlicher Gewalt hinaus in das Freie, hinaus in jenes prachtvolle Moselthal, welches die Augusta Trevirorum als Königin beherrscht.

Stuart unternahm oftmals Ausflüge in das Freie, stets zu Pferde, immer allein.

Im Begriffe — es war am zwanzigsten März, einem Sonnabend — auf einem Morgenritte von dem freundlichen Dorfe Ehrang nach Trier zurückzukehren, begegnete der Graf dem Prinzen Lambese, der, gleichfalls zu Pferde, in Begleitung seines Bruders, des Herzogs von Vaudemont, ihm von Trier aus entgegen kam, so daß Beider Wege sich nothwendig kreuzen mußten.

Der Graf hatte die Absicht, eingedenk seines dem Marschall gegebenen Versprechens, ruhig, ohne Gruß, vorüber zu reiten, allein die verächtliche Weise, mit welcher Lambese, der im Vorüberreiten ihn fast berührten mußte, sich von ihm abwandte, und seine laut gesprochenen, jedenfalls für das Ohr des Grafen berechneten Worte:

„Dieser Orleans und alle seine Freunde sind reif
„für den Strick und, so Gott will, werden sie dem-
„selben nicht entlaufen,"

entflammten seinen Zorn auf's höchste und ließen ihn diesem Entschlusse untreu werden. Rasch hatte er sein Pferd herumgeworfen und vertrat dem Prinzen den Weg.

Sie erinnern sich meiner, Prinz! — sagte er.

In der That! — erwiderte dieser, sich nachlässig im Sattel zurücklegend. — Wenn ich nicht irre, so habe ich das Glück, den Grafen Stuart vor mir zu sehen, Stuart, Capitain im Dienste des Königs und nebenbei Partisan des Herzogs von Orleans.

Es war das zweite Mal, daß sein Name dem Grafen mit der Bezeichnung „Freund oder Partisan des Herzogs von Orleans" um die Ohren schwirrte.

Es handelt sich hier nicht um den Herzog von Orleans, noch um seine Freunde, — sagte er, seinen Zorn gewaltsam niederkämpfend, — es handelt sich um Sie, Prinz!

Um mich? — antwortete Lambese. — In der That, ich habe Mühe, dies zu begreifen: da ich, so viel ich weiß, den Herzog von Orleans nicht liebe, auch meine Freunde weder unter seinen Anhängern, noch unter seinen Spionen zu wählen pflege, so sehe ich nicht ein, welche Verbindung zwischen Ihnen und mir stattfinden könnte?

Spionen! — rief Stuart aus, sich im Sattel emporwerfend, daß sein Pferd, von den Schenkeln des Reiters zusammengepreßt, sich hoch aufbäumte. Allein Stuart war, in seiner Eigenschaft als Cavallerie-Officier, ein zu gewandter Reiter, um auch nur einen Augenblick seinem Pferde die Herrschaft über sich zu überlassen; schnell hatte er dasselbe zum Stehen gebracht.

Ihre Waffen, Prinz? — fragte er.

Ah! Sie wollen Satisfaction von mir?

Gewiß!

Bedaure, damit nicht dienen zu können! Als ich Frankreich verließ, da habe ich auf einen Splitter des heiligen Kreuzes geschworen, meinen Degen nur zur Vertheidigung Seiner Majestät des Königs zu ziehen!

Der französische Adel der damaligen Zeit war, erfüllt von der Aufklärung der Encyklopädisten, nicht nur skeptisch, sondern ungläubig; erst als drohende Stürme über seinem Haupte aufstiegen und die Existenz des Thrones zugleich mit der ihrigen bedroheten, da erst erinnerte sich die französische Noblesse des Himmels, den sie verleugnet: sie wurde fromm, und in gleicher Weise schuf sie die Treue und Anhänglichkeit an die Person des von ihr so oft bespöttelten roi débonnaire zum Cultus um.

Prinz! — antwortete Stuart langsam, jedes Wort mit Nachdruck betonend, — ein Mann hat ohne Zweifel ein Recht, einen andern zu beleidigen, vorausgesetzt, daß er geneigt ist, für jede Beleidigung die unter Ehrenmännern übliche Genugthuung zu geben; wenn aber Jemand die Frechheit so weit treibt, diese Genugthuung unter dem Vorwande eines ihn bindenden Eides zu verweigern, so ist das mehr als eine Feigheit, so ist es eine Niederträchtigkeit!

Niederträchtigkeit! — schrie Lambese, — den Arm erhebend, um den Grafen mit der Reitpeitsche in das Gesicht zu schlagen; doch der Herzog Vaudemont fing den Schlag auf.

Graf, — sagte derselbe — Sie hören es: mein Bruder ist durch einen Eid gebunden, Ihnen die Genugthuung zu geben, auf welche Sie, ich gestehe es, ein Recht haben. — Wohlan, ich werde, wie die Sitte es erlaubt, an seine Stelle treten.

Gut! — versetzte der Graf. — Es ist mir zuletzt, fügte er voll Ingrimm hinzu — ziemlich einerlei, mit wem ich mich schlage, wenn ich mich nur schlage!

Dann, Herr Graf, werde ich Ihnen heute Nachmittag einen meiner Zeugen schicken!

Damit grüßte der Herzog und wandte sein Pferd; Stuart that dasselbe.

Nicht mit dem Degen in der Hand, nein, mit der Reitpeitsche muß man sich die Verräther vom Leibe halten! — murmelte Lambesc, seinem Bruder folgend. — —

— — — — — — — — — — — —

Nachmittags empfing Stuart den Besuch des Marquis Murat, des Secundanten des Herzogs von Vaudemont.

Man vereinigte sich schnell; die Waffe: — der Degen; der Ort: — die Wiese unter Baldwins Häuschen.

Diese Angelegenheit arrangirt, mußte der Graf daran denken, seinerseits einen Secundanten aufzutreiben. Er dachte an Perigny, den Adjutanten des Marschalls Broglie; Perigny sagte zu.

Der Herzog von Vaudemont ließ sich, außer dem Marquis Murat, auch von seinem Bruder secundiren; Stuart bedurfte mithin auch noch eines zweiten Zeugen.

Derselbe war nicht so leicht aufzutreiben: früher, ja, da würden Hunderte gewesen sein, die es sich zur Ehre gerechnet, ihm diesen Dienst zu erweisen; aber jetzt, zerfallen mit seiner eigenen Partei, hatte die Sache ihre Schwierigkeit.

Stuart wandte sich an den Marquis de Boisse. Derselbe entschuldigte sich mit einem Schnupfen. Prinz Revel war wirklich krank, wie wir wissen. Stuart wandte sich an ein Dutzend Andere: sie zuckten die Achseln und fanden tausend ganz vortreffliche Gründe, die Forderung von der Hand zu weisen. So blieb dem Grafen Niemand übrig, als der von uns bereits erwähnte Chevalier de Beaumont.

Sei es! — rief Stuart aus — man kann auch mit Koth mauern, wenn der Mörtel fehlt! — und entschloß sich, den Chevalier aufzusuchen.

Der Chevalier campirte im Hause eines ehrsamen Epicier's auf dem Marktplatze.

Ich habe ein Duell, Chevalier, — sagte der Graf — und Sie, Sie müssen mir secundiren!

Ein Duell, Graf! — rief der Chevalier aus — wahrhaftig, das ist eine vortreffliche Neuigkeit! Ein Duell bringt doch wenigstens etwas Abwechselung in dieses ewige Einerlei! Ah! dieses Trier ist ein langweiliges Nest: keine Oper, kein Ballet, kein Theater! — — —

Sie willigen also ein? — unterbrach ihn der Graf.

Natürlich, mit Freuden! — erwiderte der Chevalier, ohne sich für den Moment selbst nach dem Namen des Gegners, oder der Ursache des Streites zu erkundigen, bei welchem er selbst eine Rolle spielen sollte. — —

— — — — — — — — — — — —

So hatte denn Graf Stuart, er, der Sprößling von Königen, auf jenem ernsten, vielleicht selbst entscheidenden Gange, den er morgen unternehmen sollte, keinen anderen Begleiter, als einen Subalternofficier von zweifelhaftem Adel und, in dem Chevalier, den Sohn eines großen Hauses von zweifelhaftem Charakter, einen Mann, dem nur wenig zum Aventurier, wenig zum Industrieritter unserer Tage fehlte.

Stuart hatte im Laufe seines wechselvollen Lebens viele Duelle gehabt; persönlich tapfer, hatte er sich lachend geschlagen. Nie empfand er eine solche Beängstigung als heute; es war wie die Ahnung eines Unglückes, die auf ihm lastete. Ein Anderer hätte vielleicht, gegenüber einem so ernsten Gange, wie derjenige, den er vorhatte, seine Dispositionen getroffen, seine Willenserklärung aufgesetzt, in Berücksichtigung des immer ungewissen Ausganges eines Zweikampfes sein Testament gemacht.

Bei Stuart war dies nicht nöthig; er hatte keine Freunde, keine Verwandte: was kümmerte es ihn, was nach seinem etwaigen Tode aus seiner bescheidenen Habe wurde? Es lebten in der Welt nur zwei Menschen, die vielleicht mit Liebe an ihm hingen: Andrè, sein treuer Diener, — für diesen war gesorgt — und im Kloster zu Remiremont die Schwester Angelique, — diese bedurfte seiner nicht mehr.

Der Graf lag im Fenster und blickte stundenlang auf den in nächtlicher Stille zu seinen Füßen schlummernden Marktplatz hinab, dessen alte Häuser mit ihren hohen, spitzen Giebeln, vom geisterhaften Lichte des Mondes bestrahlt, fast gespenstige Schatten warfen.

Als er, lange nach Mitternacht, endlich sein Fenster schloß, murmelten seine Lippen den Vers seines Lieblingsdichters Horaz: — nec te vestigia terrent!

Am anderen Morgen — am 21. März des Jahres 1791 — hielt ein Wagen vor der Thüre des Rothen Hauses. Der Graf stieg ein mit seinen beiden Secundanten, Herrn de Perigny und dem Chevalier de Beaumont; Andrè sprang, wie immer, hinten auf.

Andrè kannte weder das Ziel noch den Zweck der Fahrt; aber ein solcher Ausflug in der Frühe des Morgens, verbunden mit der Schweigsamkeit seines Herren und dem ungewöhnlichen Ernste seiner Begleiter, erweckten seinen Argwohn und, ehe der Wagen seinen Bestimmungsort erreichte, hatte sein Instinkt die Wahrheit errathen.

Andrè hatte seinen Herrn öfter zu demselben Zwecke begleitet, heute aber fühlte er sich von einer Besorgniß erfaßt, die fast dem Schrecken glich. Hatte er den Grafen doch schon als Kind auf den Knieen geschaukelt und hing er an seinem Herrn doch mit einer fast väterlichen Zuneigung. Und der Graf, der ihn sonst von

allem zu unterichten pflegte, hatte ihm nichts gesagt von dem gefährlichen Gange, den er heute ging. — Aber warum auch hätte Stuart seinem alten Diener im Voraus das Herz schwer machen sollen?

Der Wagen hielt; André öffnete den Schlag; Stuart und seine beiden Begleiter stiegen aus.

Dabei konnte sich der Diener nicht enthalten, seinem Herrn einen halb ängstlichen, halb vorwurfsvollen Blick zuzuwerfen, der dem Grafen in die Seele drang.

Sei ruhig, Alter, — sagte er, ihn vertraulich auf die Schulter klopfend, — Du weißt ja, daß wir schon öfter dabei gewesen!

Einige Schritte weganfwärts hielt der Wagen des Prinzen Lambesc, der diesen, den Herzog Vaudemont, den Marquis Murat und einen Arzt der Stadt zum Kampfplatze gebracht; einige Schritte seitwärts auf der Wiese sah man den Herzog Vaudemont mit dem Marquis Murat und seinem Bruder plaudern; der Arzt hielt sich in geringer Entfernung, bereit Demjenigen seine Dienste zu widmen, der derselben bedürfen würde.

Bevor Graf Stuart sich seinen auf ihn wartenden Gegnern näherte, konnte er nicht umhin, einen betrachtenden Blick auf diese mit dem ersten Grün des jungen Frühlings geschmückte Landschaft zu werfen, die vor ihm sich ausdehnte.

Vom Schauplatze des Kampfes aus, der Wiese, am Fuße jenes Häuschens gelegen, in welchem, der Sage nach, Bischof Baldnin Genesung von schwerer Krankheit trank, überblickt man, wie auf einem Teppich vor sich ausgebreitet, die alte Stadt Trier mit ihren von zahlreichen Thürmen überragten Häusermassen, die Höhen des Grünberges, des Lillberges, des Merzlicher Berges und die Conzer Weinberge im Hintergrunde.

So wenig sentimental der Graf auch war, so konnte er doch einen leisen Seufzer nicht unterdrücken, wenn er bedachte, wie leicht möglich es sei, daß er diese glänzende Sonne, die dort im Osten den Himmel vergoldete, vielleicht zum letzten Male schaue. Es war Sonntag, Alles in der Natur war so friedlich und still; von der Stadt und den nahen Dörfern Euren und Merzlich klangen die Kirchenglocken herüber durch die auch nicht vom leisesten Hauche bewegte Luft, und hier standen zwei Männer Angesichts des heiteren, lachenden Himmels, des sonntäglichen Friedens der Natur, die bereit waren, sich gegenseitig den Tod zu geben!

Doch Stuart unterdrückte die Wehmuth, die sich seiner wider Willen bemächtigt hatte.

Gehen wir, meine Herren, — sagte er — es ist Zeit!

Und der Graf mit seinen Secundanten schritten der Stelle zu, wo der Herzog mit seinen Begleitern ihrer harrte.

(Fortsetzung folgt.)

Das deutsche und das französische Trauerspiel.

Von

Dr. **H. Asmus.**

Es ist wohl nicht zu leugnen, daß den Feldherren des siebenzehnten Jahrhunderts ihre ganze Stellung das Gepräge einer Originalität aufdrückte, von der wir jetzt kaum einen Begriff haben. Originalität nun aber setzt allemal Unabhängigkeit voraus; ich meine die *innere* des Geistes; der Mangel der *äußern* kann allerdings auch Reaction hervorbringen und selbst die Entwickelung der Originalität beschleunigen, obgleich stumpfsinnige Anerkennung irgend einer Autorität immer der eigentliche Tod aller Originalität ist. Man denke nur z. B. an das so beliebte Einphilistern. Doch Scherz bei Seite.

Je bestimmter aber die Autorität, desto flacher die Individuen; nichts natürlicher, als das. Ist doch ein Stein in einer Pyramide dem andern gleich, freilich nicht an Größe, wohl aber an Gestalt. Und gerade so verwischt sich auch an einem Menschen die Eigenthümlichkeit in dem Maße, in welchem die freie Selbstbestimmung aufgehört hat und er in der Hand eines Andern zum bloßen Werkzeug geworden ist, wenn wir auch zugeben, daß es eben nur die eigenthümliche Persönlichkeit ist, welche zur Theilnahme hinzieht, namentlich fremde Nationen. Aber freilich die Franzosen verzichten darauf in ihren Trauerspielen weit leichter, als Deutsche oder Britten. Der Beweis dafür liegt auf flacher Hand. Wenn deutsche Dichter Epochen ihrer Geschichte auf die Scene bringen wollen, wählen sie vorzugsweise solche, in denen der Einzelne auf sich selber am meisten fußt und rücksichtslos zu den Mitteln greift, seine Natur zu behaupten. Hat nicht Göthe in seinem Götz von Berlichingen den letzten Kampf des hinsterbenden Ritterthums gegen die Reichsmacht geschildert? Und ebenso wollte Schiller in seinem Wallenstein die letzten großen Regungen des Soldatengeistes zeichnen, und jenes unabhängige, fast wilde Leben in den Lagern, in welches die fortschreitende Civilisation endlich auch Gleichförmigkeit, Gehorsam und Zucht gebracht hat.

Schiller hat, wie jedem bekannt, die Verschwörung und den Tod Wallensteins in drei Stücken behandelt: „Wallensteins Lager“, „die Piccolomini“, „Wallensteins Tod.“ — Dieser Gedanke, drei auf einander folgende Stücke zu einem großen Ganzen zu verbinden, ist von den Griechen entlehnt; sie nannten das eine Trilogie. Aeschylos hat uns zwei ähnliche Werke hinterlassen, den „Prometheus“ und die drei „Tragödien vom Hause Agamemnons.“ — Bei den Griechen hatte jedes der Stücke, welche die Triologie ausmachten, seine besondere Handlung, die mit dem Stücke selbst zu Ende ging.

Schiller wollte die drei Theile seines Wallenstein noch enger verbinden, darum beginnt die Handlung erst mit dem zweiten und endigt mit dem dritten. Denn das Lager ist eine Art von Prolog, ohne alle Handlung; wir schauen da das Treiben des Soldaten unter dem Zelte, das er bewohnt, man singt, man trinkt, man hat irgend einen dummen Bauern ausgeplündert, man erzählt sich vollbrachte Heldenthaten, man unterhält sich von dem Feldherrn, wie viel Freiheit er dem Soldaten lasse und mit welcher Verschwendung er belohne. Die Auftritte folgen sich, ohne einer durch den andern herbeigeführt zu werden. Aber diese Zusammenhangslosigkeit ist natürlich: — ein bewegtes Bild, Alles vor Augen, Nichts vergangen, Nichts künftig. Und doch regiert der Genius in diesen scheinbar ungeregelten Massen. Von ihm ist jede Brust erfüllt, sein Lob erschallt aus jedem Munde; — Alles ist in Bewegung über das Gerücht von der Ungnade des Hofes; Alles schwört, den letzten Blutstropfen für den Feldherrn hinzugeben. Man merkt deutlich alle Anzeichen des Aufstandes, der sich in jedem Augenblick erheben wird, sobald nur Wallenstein das Zeichen dazu gegeben. Man findet zugleich die geheimen Triebfedern aufgedeckt, welche zu solch einer Ergebenheit bei jedem Einzelnen mitwirken: Furcht, Argwohn, Habsucht — kurz, alle nur möglichen Berechnungen des eigenen Vortheils. Ein Volk unter Waffen, das mit leichter Mühe zu Allem zu bringen ist, wenn man sich ihm gleichstellt; von wildem Muthe berauscht und doch von Argwohn aufgeregt, sehr stark im Raisonniren und eben so schwach im Urtheilen; ein Volk, das kein Ansehen gelten lassen will und doch seine Ehre darin setzt, dem Haupte blindlings zu gehorchen, das aller Religion spottet und gierig jedes Ammenmärchen des Aberglaubens verschlingt — aber immer stolz auf seine Kraft, immer voll von Verachtung jedes andern, als des Waffenhandwerks, keine andere Tugend kennend, als Muth, keinen andern Lebenszweck, als Sinnenlust. —

Die Jungfrau von Orleans läßt Schiller von ihrem Vater als Hexe angeklagt werden — mitten unter den Feierlichkeiten der Krönung Karls des Siebenten, welchen sie wieder auf Frankreichs Thron gesetzt hat. Zur Flucht gezwungen, sucht sie eine Freistätte fern dem Volke, von welchem sie verabscheut, dem Hofe, von welchem sie aufgegeben wird. Nach langem mühseligen Umherirren kommt sie an eine Hütte, ermattet bis zur Erschöpfung und von dem brennendsten Durste verzehrt; ein Landmann erbarmt sich ihrer und reicht ihr einen Trunk. In dem Augenblick aber, wo sie ihn an die Lippen bringt, reißt ihr ein Knabe, der sie unterdessen schärfer in's Auge gefaßt, den Becher vom Munde: „Das ist die Hexe von Orleans!“ — Es würde rein unmöglich sein, dieses Bild auf die französische Bühne zu bringen; und doch ist es allemal von der mächtigsten Wirkung auf die Zuschauer. Man fühlt sich zu gleicher Zeit von der Macht des Fluches, welcher der Befreierin eines großen Reiches bis in die verborgenste Abgeschiedenheit folgt, ergriffen — und gegen die Gesinnung empört, die ein so grausames Schicksal herbeigeführt hat. So wird uns Beides, das Zeitalter und die Situation, durch ein einziges Wort, durch einen rein zufälligen Umstand vor die Seele geführt. — Der Franzose aber schildert selbst in solchen Trauerspielen, welchen Geschichte oder Sage zur Grundlage dienen, nur eine That oder eine Leidenschaft. Ein ganzes Leben, einen ganzen Character malt uns dagegen der Deutsche. Man verstehe mich recht. Ich behaupte keineswegs, daß der Deutsche den ganzen Lebenslauf seines Helden in's Stück bringe; ich will nur sagen, daß er kein wichtiges Ereigniß übersieht. Und eben aus der Verbindung dessen, was auf der Scene vorgeht, und dessen, was der Zuschauer aus Erzählungen und Andeutungen erfährt, entsteht dann jenes Ganze, an dem Alles abgemessen ist und kunstreich in einander greift. Ebenso ist es mit den Characteren. Der Deutsche verbirgt Nichts, was zur Eigenthümlichkeit seiner handelnden Personen gehört; wir sehen sie mit ihren Schwächen und Widersprüchen — kurz in jener ganzen Beweglichkeit, die sie erst zu wirklichen Menschen macht.

Wir kehren nach dieser kleinen Abschweifung zu Schiller und seinem Wallenstein zurück.

Das zweite Stück, die „Piccolomini“, hat begonnen, mit ihm, wie schon erwähnt, die eigentliche Handlung — aber das Stück ist zu Ende und die Handlung ist es noch nicht; der Knoten wird geschürzt, die Charactere entfalten sich, unversehens ist die letzte Scene des fünften Aktes gekommen und — der Vorhang fällt. Die Auflösung wird uns vom Dichter erst im dritten Stücke gegeben, in „Wallensteins Tod;“ die beiden ersten sind also im Grunde nur Exposition, aber eine Exposition, die mehr als viertausend Verse einnimmt. — Alles, was auf den dreißigjährigen Krieg nur irgend Beziehung haben mag, hat für uns Deutsche ein volksthümliches Interesse und ist darum auch allgemein bekannt; für den Franzosen aber möchten die Namen: Wallenstein, Tilly, Bernhard von Weimar, Oxenstierna, Mansfeld, gar nicht vorhanden sein, während sie in dem Gedächtnisse jedes deutschen Zuschauers Erinnerungen erwecken, die weit in seine Jugend zurückreichen.

Ueberhaupt herrscht bei den Franzosen im Allgemeinen eine gewisse Geringachtung der Geschichte des Auslandes, welche der Dichtung solcher historischen Trauerspiele, wie wir sie in unserer deutschen Litteratur antreffen, fast ganz und gar im Wege steht. Selbst den Tragödien, deren Verwurf aus den Jahrbüchern Frankreichs gewählt ist, fehlt es an klarer, verständlicher Exposition. Mußte doch der Verfasser des Trauerspiels: „les Templiers“ seinem Werke erläuternde Anmerkungen beifügen, wäh-

rend Schiller bei der Behandlung eines französischen Stoffes für ein deutsches Publicum, bei der Abfassung seiner „Jungfrau von Orleans", mit Sicherheit auf so viel Sachkenntniß seiner Leser rechnen konnte, daß es eines Commentars durchaus nicht bedurfte. Die Tragödien, welche in Frankreich am meisten Glück gemacht haben, sind entweder reine Erdichtung — und dann setzen sie nur wenige Vorkenntnisse voraus —; oder sie sind aus der griechischen Mythologie oder aus der römischen Geschichte genommen. Das Studium jener Mythologie und dieser Geschichte macht aber einen großen Theil der französischen ersten Jugendbildung aus. Ebenfalls ist die Sprache des deutschen Trauerspiels durchaus nicht an so starre Regeln gebunden, nicht so schwierig, so vornehmthuend, wie die französische, welche von steifen Füßigen, feierlich einherschreitenden Alexandrinern fortwährend auf gleicher Höhe erhalten wird. Ein deutscher Schriftsteller kann mit unbeschränkter Freiheit seine Charactere an einer Menge von kleinen Nebenumständen entwickeln, welche man nie auf das französische Theater bringen könnte, ohne gegen die herkömmliche Würde auf's Gröblichste zu verstoßen.

Erinnern wir uns nur an Göthes „Götz von Berlichingen." Während die Reichstruppen ihn in seiner Burg belagern, giebt er seinen Leuten zu guterletzt noch ein Zechgelag, um ihren Muth zu entflammen; gegen das Ende des Mahls ist den Trinkern der Wein ausgegangen. Der Burgherr fordert welchen von seinem Weibe, das — den Sitten der Zeit gemäß — sowohl Gebieterin als Schaffnerin des Schlosses ist. Halb verschämt flüstert sie ihm zu, daß nur noch ein einziger Krug übrig sei und den habe sie für ihn aufbewahrt. In einem französischen Trauerspiele wäre dieser kleine Zug auf keine Weise anzubringen, wie's der Dichter auch drehen und wenden möchte: die Natürlichkeit müßte im Pathos der Rede untergehen, und was im Deutschen rührend ist, würde im Französischen lächerlich werden. Und doch scheint es mir, trotz des französischen entgegengesetzten Brauches, leicht begreiflich, daß dieser Zug aus dem ganz gewöhnlichen Leben mehr als irgend eine noch so hochtrabende französische Schilderung geeignet ist, dem Zuschauer die ganze Lage anschaulich zu machen, in welcher sich der Held des Stücks befindet: ein alter ruhmbedeckter Krieger, voll Stolz auf ererbte Rechte und ehemalige Macht, vor Kurzem noch das Haupt vieler Lehnsmänner, und jetzt — eingeschlossen in seinem letzten Zufluchtsort und antämpfend mit einer Handvoll unerschrockner treuer Freunde gegen die Schrecknisse der Armuth und gegen das Strafgericht des Kaisers.

Den Franzosen schreibt das Gesetz der Einheit ganz andere Wege vor. Die werden gezwungen, aus ihren Characteren Alles, was nicht die eine Leidenschaft abspiegelt, welche sie malen wollen, zu entfernen; sie lassen daher von dem frühern Leben ihrer Helden Alles auf der Seite liegen, was sich nicht mit Nothwendigkeit der einen That anreiht, die sie herausheben. Und freilich wird der, welcher eine einzige Leidenschaft schildert, aber nicht einen ganzen Character, leichter eine ununterbrochene tragische Wirkung hervorbringen — gleichsam Schlag auf Schlag, während in jedem einzelnen Charakterstück eine Mischung vorhanden ist, welche die Einheit des Eindrucks stört; aber die Wahrheit leidet auch darunter.

Man frage sich doch, was jene Helden, die man uns vorführt, sein würden, wenn die Leidenschaft sie nicht regierte und in Bewegung erhielte? wohl nicht mehr, als Puppen, ohne Leben und ohne Wahrheit! Und überdies ist in den Leidenschaften, welche sich für das Trauerspiel eignen, lange nicht so viel Mannichfaltigkeit als in den besondern Characteren, wie die Natur sie gebildet. Der Charactere giebt es unzählige, der theatralischen Leidenschaften aber nur wenige.

Feuilleton.

Die papierene Pistole. Es ist bekannt, daß in Paris Schauspieler und Sänger oft von Journalen, welche sich rein mit dem Theater beschäftigen, drei bis vier Exemplare beziehen. Unlängst — erzählt uns ein Kaufmann, der von Paris zurückgekehrt, berichtigt eine junge hübsche Schauspielerin in dem Redactions-Bureau ihr Abonnements-Geld und empfängt die Quittung über drei Exemplare, indem ihre Gage nicht gestatte, über mehr Exemplare zu verfügen. Wie erstaunte sie aber, als sie Tags darauf von diesem Journal-Banditen eine Rechnung über dreißig Exemplare bekam, mit der Weisung: solche umgehend zu bezahlen. Die Lösung des Räthsels wurde ihr durch einige beigefügte Zeilen klar. Die Liebliche hatte gestern im Redactions-Bureau ein Briefchen verloren, woraus hervorging, daß sie ein Verhältniß mit einem reichen Russen hatte, der, wie aus dem Briefe zu ersehen, von Geld- und Geschenken sprach. Also Bezahlung der Rechnung über dreißig em-

pfangene Journale oder die gewisse Aussicht, daß in nächster Nummer der aufzefundene und einstweilen zurückbehaltene Brief des Sohnes von der Newa Wort für Wort mit der Adresse abgedruckt werde. — Die Schauspielerin eilte nach ihrer Chatoulle und bezahlte, damit sie es nicht mit dem Rinaldo Rinaldini der Journalistik verderbe. — Das Pressen der Theatermitglieder auf diese Art soll in Paris von gewissen Seiten eine schauderhafte Höhe erreicht haben und so mancher Mime zwei Drittel seiner Gage solchen Lumpen mit Wollust zuwerfen, wenn er — nur immer flott gelobt wird.

Ehrgefühl unter Lumpen. In Spanien giebt es eine Art Taugenichtse, die blos mit einem schmutzigen Spiele Karten von einer Stadt, von einem Jahrmarkt zum andern wandern und ihre Karten an die, welche spielen wollen, vermiethen oder sie ihnen vielmehr aufdringen. Sie heißen Barateros und sind so neidisch auf einander, daß sie oft durch ein Messerduell entscheiden, wer einer Gesellschaft sein Spiel Karten vermiethen soll. — Die Zweikämpfe mit Messern sind in Spanien seit langer Zeit und heute noch unter dem gemeinen Volk an der Tagesordnung. Ein spanischer Offizier erzählt: Ein Messerduellant traf eines Tages seinen Todfeind, der am Stamme eines Baumes lag und schlief. Er weckte ihn höflich und bot ihm einen Zweikampf an, den der Andere auch sofort annahm, da er so vieler Höflichkeit unmöglich widerstehen konnte. Nachdem der Zweikampf beendigt war, in welchem Beide Wunden davon getragen hatten, stand der mindest gefährlich Verwundete dem Andern bei, in die nächste Hauptwache zu gelangen, und führte ihn dabei mit einer zärtlichen Aufmerksamkeit, wie es nur der beste Freund hätte thun können. Der Eine wurde in das Spital, der Andere in das Gefängniß gebracht, denn sehr strenge Gesetze verboten den Zweikampf mit Messern. Der Eine starb im Hospital, der Andere wurde gehängt. Er wußte recht wohl, daß ihn dieses Schicksal erwartete, aber er hatte sich lieber ausliefern, als seinen Gegner im Walde verlassen und dort hülflos sterben lassen wollen. Das wäre eine unverttilgbare Schande für ihn gewesen, es hätte ihn für sein ganzes Leben in den Augen aller Barateros und aller Majas (Grisetten), selbst in den Augen aller entlaufenen Sträflinge entehrt, mehr als das glühende, brandmarkende Eisen des Henkers.

Carl Maria von Weber, der große, unsterbliche Tonschöpfer, flüchtete auch zuweilen in's Reich der Dichtkunst und gewann nicht selten der komischen Muse so für's Haus eine liebliche Gabe ab. Hatte er, was manchmal geschah, gleichgestimmte Seelen zu sich eingeladen, so kam dann Manches aus seiner Feder zum Vorschein, was den schönsten Eindruck hinterließ. Höchst originell und in echt provinziellen Ausdrücken ist die von ihm hingescherzte Uebersetzung des italienischen: Non far la smorfiosa, welche den wahren Stempel der heitersten Laune an sich trägt. Sie befindet sich unter seinen nachgelassenen Papieren und ist vielleicht so manchem Leser unseres Blattes willkommen:

Jetzt sey nit so sprödig
Lisettl mi Schaz,
i bin ja so büllig
und nur en Schmaz.
Was Teufel, was machst denn,
Du schaust mi nit an,
ahi, ahi, i g'schlagener Mann.

O Hitze, o Schmerze,
o Feuer, o Brand,
o tröste mei Herze
und reich mir die Hand.
Nein solchen Spektakel
ertrag i nit mehr,
ahi! ahi! i lieb dio zu sehr

Ein einziges Schmazerl
von dir will i hahn,
d'rum gieb mir dein Tazerl,
sonst kannst mi begrabn;
Jetzt sey nit so gremli
du siehst wie i rehr —
ahi, ahi, gieb's Göscherl doch her.

Aber nun mußte man ihn selbst solche Scherze beim Pianoforte vortragen, oder sie von seiner liebenswürdigen Gattin singen und von ihm mit Mienenspiel und Wort begleiten hören. Der tiefernsteste, sinnigste Künstler ward dann zum heitersten Humoristen und der Kreis um ihn zum beglücktesten. Ach! und Weber bedurfte ja der Aufheiterung nach Vollendung seiner Amtespflicht als Dirigent der Dresdener Oper, wo er so oft mit Neid und Cabale zu kämpfen hatte, so lange er selbiger vorstand. Noch im Jahre 1820 hatte er heftige Angriffe zu erdulden, weil er einige Opern Meyerbeers, seines Jugendfreundes, auf das Repertoir brachte. — Noch sechs Wochen vor seinem Tode schrieb er am 24. April 1826 von London aus in einem Briefe an seine Gemahlin folgendes: „Man erwartet mich den Sommer in Berlin, den Oberon selbst wieder aufzuführen. Doch nein! Ich wüßte nicht, was mich dazu bewegen könnte. Ruhe, Ruhe ist jetzt mein einziges Feldgeschrei, und soll es wohl für lange bleiben. Ich habe all' das Kunstgetreibe so satt, daß ich keine größere Herrlichkeit kenne, als wenn ich ein Jahr ganz unbemerkt als ein Schneider leben könnte, meinen Sonntag hätte, einen guten Magen und heitern, ruhigen Sinn."

Wie sich die Zeiten ändern. Als der unlängst zu München verstorbene Cabinetsprediger und Ministerialrath Dr. Schmidt im Jahre 1799 mit dem Churfürsten und nachherigen König Max nach München kam, konnte er daselbst als der erste protestantische Geistliche keine Wohnung finden. Der Churfürst sah sich gezwungen, ihm in seinem Schloß eine Wohnung einzuräumen. Ein Jahr später wurde der erste protestantische Bürger nur auf nachdrücklichen Befehl des Churfürsten aufgenommen und jetzt zählt München gegen 12,000 protestantische Bürger.

Hochwohlgeboren. Das seltsame Compliment des Buchbinders in Weimar, der einst zu Jean Paul sagte: „Ihre werthen Herren Schriften haben mir große Freude gemacht", hat ein Seitenstück erhalten, indem unlängst ein pommerscher Simplex zu Herrn von Zlotow sagte: „Ich habe mit unendlichem Wohlgefallen gestern Abend Ihre hochwohlgeborene „Martha" mit angehört."

Ein seltsames Verfahren. Bei der Ernennung der Sheriffs für die Grafschaften in England geht die Königin, um vollkommen unparteiisch zu verfahren, nach einem eigenthümlichen, sehr alten Herkommen zu Werke. Es werden ihr drei Männer für jede erledigte Sheriffsstelle vorgeschlagen und die Namen dieser Männer sind auf einen langen Pergament- oder Papierstreifen geschrieben. Auf der Rückseite dieses Namenverzeichnisses befinden sich, genau den Namen auf der Vorderseite entsprechend, schwarze Striche, die Königin nimmt nun diesen Streifen, dreht ihn um und sticht mit einer Nadel oder einem scharfen Instrument in soviel schwarze Striche auf der Rückseite, als Sheriffs zu ernennen sind, und der Mann, dessen Namen so durch einen Strich bezeichnet wurde, ist zum Sheriff ernannt. Dies Verfahren heißt: pricking of the sheriffs roll. —

Ein astronomischer Fehler in Schiller's Wallenstein. In der herrlichen Dichtung unseres Schiller „Wallensteins Tod" (5. Aufzug 3. Auftritt) sagt der Friedländer:

Kein Sternbild ist zu sehn. Der matte Schein dort,
Der einzelne, ist aus der Kassiopea.
Und dahin steht der Jupiter ꝛc.

Nein! dahin stand der Jupiter grade nicht. Derselbe befand sich am 25. Februar 1634 in den Zwillingen und nicht weniger denn 60 Grade von der Kassiopea entfernt. Wenn Wallenstein am besagten Tage Abends neun Uhr von Eger aus nach der Kassiopea gesehen, so stand ihm der Jupiter, welcher zu derselben Zeit unfern dem Südpunkte culminirte, grade im Rücken.

Lablache, der berühmte Sänger, ist plötzlich am 27. Juli zu Paris mit Tode abgegangen.

Frage an geographische Anatomen. Der Redaction dieser Blätter wurde dieser Tage von einem jungen Poeten ein Trauerspiel von sechs Akten zugesendet, das der kühne Jüngling, wenn wir seine briefliche Andeutung recht verstehen, mit nach München zur Preisbewerbung eingeschickt hat. Die Preisrichter werden sich freuen. — Unter dem Personal-Verzeichniß, welches an 40 Menschen umfaßte, stand: „Das Stück spielt im Herzen von Deutschland." — In dem bekannten Lied von Proch heißt es: „In den Augen liegt das Herz", wo aber liegt das Herz von Deutschland? Daß in diesem Trauerspiele so manche Stelle vorkam, so manches Lied, das „Stein erweichen, Menschen rasend machen kann", läßt sich denken. Gleich im ersten Akt erblickten wir Folgendes:

„Nimm dieses Schwert, von Morden blutigroth,
Und setz' es auf die Bank der Angeklagten!"

In der That eine ganz neue Scene. Welcher Effect, wenn in den Sitzungssaal das Schwert hereingeführt wird und auf der Bank Platz nimmt. Welche Spannung in der Scene, wo der Greffier die Anklageschrift verlesen und der Sachwalter des Schwertes seine Vertheidigung übernimmt. Welch ein Moment, wenn die Geschworenen sich zurückziehen und das Schwert wegen überwiesener „Mordthaten" unter verschärften Umständen zu zehn Jahr Rüsthammer verurtheilt oder am Ende gar verdonnert wird: ohne Gnade sofort vom Rost gefressen zu werden. — Wie gesagt: dies Schwert ist jedenfalls ein guter Griff.

Sacher! nach Amerika.

Vom Strand der „dampfenden Nudel"
Schwimmt er — ein wackerer Pudel —
Kühn durch den atlantischen Strudel,
Dem New-Yorker Straßen-Rudel
Zu verdeutschen den Yankee doodle."

Aphorismen. Ueber allen Werken der Kunst waltet die unsichtbare Nemesis. Ungegründetes Lobpreisen rettet so wenig die Eintagsfliege vom Tode und vor Vergessenheit, als verspritzter Gifteifer das wahrhaft innere Leben ertödten kann. — Jedes Werk trägt den Keim seines Lebens und Todes in sich und die Zeit ist der wahre Probierstein des Guten und Schlechten.

.*.Die Traube, wenn sie Wein spenden soll, wird zuvor mit Füßen getreten. Nur unter dem Druck hebt sich die Welle, nur gedrückt zeigt die Stahlfeder ihre Schnellkraft. So auch im Leben der Menschen: ungünstige Verhältnisse und Lagen gebären meist große Männer.

..„Menschen, mit Reichthum des Geistes und Seelengröße begabt, werden häufig verkannt, weil sie in sich selbst keinen Maaßstab tragen für die kleinen Wichtigkeiten des gesellschaftlichen Lebens und weil kleinliche Menschen den Maaßstab nicht ahnen, wonach jene gemessen sein wollen.

Litteratur.

Wir empfehlen besonders dem Damenpublikum eine in höchst eleganter Ausstattung erschienene Gedichtsammlung unter dem Titel: „Dir. Ein Liedercyclus von Julius Merz und Carl Weiß. Nürnberg Bauer und Raspe 1957. Es sind erotische Ergüsse, in denen sich ein sehr zartes Gefühl und innige Empfindung ausspricht. Die Verfasser sehn das Bild der Geliebten überall. Um mit Heine zu reden, „wenn sie auf dem Lager liegen, in Nacht und Kissen gehüllt", schwebt es ihnen vor und erwacht tragen sie es den ganzen Tag im Herzen umher. Die Sammlung besteht aus drei kleinen Abschnitten, 1., der Liebe Sehnen, 2., der Liebe Glück, 3., der Liebe Schmerz. Widmung und Epilog fehlen nicht. Die poetische Form ist stellenweis noch mangelhaft, aber wenn es den Herausgebern gelingt, ihre sinnigen Gedanken in einen ebenso tactvollen Versbau zu fügen, so können sie mit der Zeit zu sehr gefälligen, anmuthigen Lyrikern werden.

Moden-Bericht aus Paris.

Was sollen wir über die Moden im Allgemeinen sagen? Keine eigentlichen Neuheiten; nur Abwechselungen der Garnirung und Launen in den Zierrathen der Toilette können wir erwähnen. In diesen heißen Tagen giebt es nichts, als durchsichtige leichte Toiletten, und zwar sind die meisten Kleider mit einer übereinstimmenden Mantille die beliebteste Tracht in den Bädern. Außerdem ist für die einfache Toilette der glatte Barege und der Grenadine à volants, mit einer Einfassung von schwarzen und weißen Carreaux, und für die Tanz-Assembleen Tarletane, Phantasiegaze und Seidenmousseline ganz besonders en vogue. In Bezug auf die Garnirungen dieser Kleider können wir nur wiederholen, daß die Volants, die doppelten Röcke und die Garnirungen à deux lés sich gleichmäßig der Gunst unserer schönen Damen erfreuen. Auf den leichten Kleiden werden die Seitengarnirungen in kleinen Volants leiterartig aufgesetzt, oder durch schmale Puffen, in die Band gezogen, gebildet.

Die Taillen der leichten Kleider für die elegante Toilette könen hoch sein, ohne Schooß, oder ausgeschnitten, ganz dem Alter und dem Geschmack der Dame entsprechend, für die sie bestimmt. Ueber die ausgeschnittenen Taillen trägt man ein hübsches Phantasietuch mit oder ohne Zipfel von gesticktem Mousseline oder Organdi, oder, wenn man es vorzieht, ein weißes Canezon, welches noch immer sehr Mode ist.

Die Berthen und kleinen Shawls mit Spitzen vorn und hinten gehören zu den beliebtesten Taillenverzierungen, man kann sie mit Rüschen, mit Spitzen, mit Bändern garniren und so der Phantasie und dem Geschmack den größten Spielraum geben.

Die Aermel haben jetzt unten eine Weite, wie noch niemals; zuweilen werden sie eckig geschnitten und bis zum Armloch geschlitzt; eine Mode, die bei der jetzigen Hitze sehr bequem ist.

Man sieht sehr viel graue, klein carrirte Taffetkleider und auch englischen Barège in demselben Genre, die durch eine Garnirung von schwarzen Sammetstreifen sehr vortheilhaft gehoben werden. Für die englischen Barègekleider wählt man gewöhnlich fünf bis sechs Reihen Sammet Tom-Pouce, eine Garnirung, die sich auch für die Volants eines glatten Barègekleides, ganz besonders von grauer Farbe, eignet.

Die sehr langen Schöße sind jetzt außerordentlich beliebt; man macht sie nicht allein an Kleidern von Phantasie-, Seiden- und gemischten Stoffen, sondern auch an leichten Kleidern, wie Jaconet, Piqué, bedrucktem und selbst gesticktem Mousseline. Man könnte diesen Taillen fast den Namen von Ueberziehern geben, so lang sind die Schöße derselben. Zuweilen sind sie mit einer abstechenden Farbe eingefaßt. Die Taille ist anschließend; der Schooß hat hinten eine große Falte, und an jeder Seite eine Quetschfalte, wie dies bei den Ueberziehern von schwarzem Taffet geschieht, die jetzt ebenfalls eine sehr beliebte Mode sind.

Unsere Hüte bleiben noch immer klein, graziös, luftig. Für die Staats-Toilette sind die Reisstrohhüte von besonderer Schönheit, und zwar diejenigen aus feinen Strohstreifen auf Tüll zusammengesetzt, und mit

Blonde, Blumen, Federn oder Maravouts garnirt. Die Crepphüte sind ebenfalls sehr elegant, sie werden zuweilen mit Gros de Naples, der abstechend ist von dem Fond des Hutes, garnirt. Ein sehr hübsches Modell in diesem Genre ist folgendes.

Der Hut ist von weißem Crepp, der Boden des Käppchens von lila Taffet; über den Schirm ist ein Streifen lila Taffet, von einer kleinen Blondenrüsche gekreuzt, gelegt; im Innern dieser Rüsche eine feine Taffetrolle. Das Crepp-Bavolet faßt ein schräger lila Taffetstreifen ein, wie derjenige des Schirmes von einer Blondenrüsche gekreuzt. Im Innern Blonden und kleine Maßliebchen, gemischt mit Veilchen, an jeder Seite des Hutes in einem Touffe arrangirt. Die Form des Hutes ist vorn mit einer etwas abgerundeten Spitze.

Nun noch einige Worte über Kinder-Toiletten. Das Magazin von Saint-Augustin hat für die kleinen Damen und Herren die reizendsten Phantasien, die sich denken lassen, geschaffen, die Jedem ein Vergnügen gewähren, der sie sieht.

Die ungebleichte Leinewand eignet sich zu einer ländlichen Kleidung für Knaben und für Mädchen ganz besonders, sie ist frisch, dauerhaft und hübsch zu gleicher Zeit und gewinnt durch eine Garnirung von Borten in abstechender Farbe nicht wenig.

Auch fertigt man für kleine Mädchen allerliebste Morgenröcke von Mousseline, Jaconet, Piqué oder grauen Phantasie-Stoffen an, eine vollkommene Nachahmung derjenigen von erwachsenen Damen. Ihre Staats-Toiletten bestehen in Taffetkleidern mit kleinen Mustern, die mit Volants oder à deux lés garnirt sind, oder in weißen Mousselinekleidern mit kleinem Erdsmuster oder mit gestickten Volants. Die Leibchen dieser Kleider haben einen eckigen Ausschnitt oder eine zusammengeschürzte Berthe; zuweilen macht man sie auch mit einem sehr langen Schooß. Nichts ist indeß hübscher und kleidender, als ein Tuch Marie-Antoinette mit sich kreuzenden, hinten zugeknüpften Zipfeln.

Die hübscheste Coiffüre für ein kleines Mädchen ist der runde Hut Louis XIII., mit einer Blonde oder schwarzen Spitze eingefaßt und um das Käppchen mit einer langen Feder verziert, den man abwechselnd von italienischem braunen oder grauen Stroh wählt.

Die kleinen Knaben finden die hübschesten Kopfbedeckungen in dem Hause Desprei, dessen Modelle unzählig sind. Wir erwähnen nur seine Mützen von Stroh oder Phantasiestoffen mit übereinstimmend garnirtem Schirm. Dann die ganz runden Hüte und diejenigen, an einer Seite aufgenommen, mit Bandrosetten und weißer Seide garnirt. Und Alles frisch und graziös, wie es die jugendlichen Gesichter, für die es bestimmt, erfordern. Das genannte Haus ist indeß nicht nur seiner Kinderhüte, sondern ganz besonders seiner Amazonenhüte wegen berühmt, und es vergeht kein Tag, an dem es nicht die größten Sendungen, und jede immer mit neuen und ausgezeichneten Modellen bereichert, in das Ausland besorgt.

Erklärung des Modekupfers.

1. Schwarz und weiß carrirtes Taffetkleid mit glattem Rock, den längliche Carreaux von schwarzem Sammethand an beiden Seiten zieren; hohes Leibchen mit Lancière-Schößen, vorn mit Carreaux von Sammetband, die als Brandenbourgs aufgesetzt sind, garnirt; der kleine Schooß ist nur eingefaßt. Glockenärmel, darüber ein kleiner runder Jockey. Letzterer ist eingefaßt, das Untere der Aermel mit Carreaux besetzt. Grauer Strohhut, rund herum mit einer Feder garnirt; im Innern rothe Blumen. Pariser Kragen und Manschetten.

2. Gestreiftes Organdikleid mit drei Volants, deren Garnirung in einer breiten damenbrettartigen Abpassung besteht. Ausgeschnittenes Leibchen; kurze Aermel. Uebertuch Marie-Antoinette mit Medaillons gestickt, deren jedes mit einem schmalen Sammet-Bändchen Zero eingefaßt ist. Aermel am Handgelenk geschlossen, mit einer Musquetaire-Manschette, dem Uebertuch entsprechend. Hut Maria-Stuart mit Rosen und Spitzen garnirt. Marquisen-Schirm.

3. Kleines Kind von zwei Jahren. Mousselinekleid mit vier gestickten Volants; ausgeschnittenes, mit Stickereien verziertes Leibchen, blauer Taffetgürtel an der Seite geknüpft. Kleine Schleifen auf den Achseln; blaue Stiefelchen; gestreifte Strümpfe.

Die Abonnenten der ersten (Acht Thaler-) Ausgabe erhalten als Extra-Zugabe:

Nur nicht ängstlich.

Die Zeitung für die elegante Welt erscheint wöchentlich und zwar in drei verschiedenen Ausgaben:

Erste Ausgabe mit allen Beilagen zu 8 Thalern jährlich. Enthält im Jahrgange 52 Damen- und 24 Herren-Modekupfer, Musikbeilagen, Mustertafeln für weibliche Arbeiten u. Moden, Schnitt-Tafeln für Herren, Patisch-Romane-Bogen, Portraits, Genrebilder ꝛc.
Die zweite Ausgabe zu 5 Thalern jährlich bringt denselben Text und ausschließlich Damen-Modekupfer und Mustertafeln.
Die dritte Ausgabe zu ebenfalls 5 Thalern enthält nur Herren-Modekupfer, bringt aber ebenfalls 52 Lieferungen Text.

Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen Bestellungen an.

Verlag von **Otto Janke in Berlin.** Verantwortlich: Dr. **O. Girndt.**

Buchdruckerei von Gustav Lange in Berlin.

№ 34. Siebenundfünfzigster Jahrgang. 1857.

Zeitung für die elegante Welt.

Die Abonnements-Bedingungen befinden sich am Schlusse des Blattes.

Redaction: Th. Drobisch in Leipzig und Dr. O. Girndt in Berlin.

Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen hierauf an.

Von dieser Zeitschrift erscheint wöchentlich eine Lieferung von 1½ bis 2 Bogen Text, mit artistischen und technischen Beilagen, bestehend in Pariser Modekupfern, Muster- und Schnitt-Tafeln für Damengarderobe ꝛc. in sorgfältigster und reichster Auswahl.

Aus der Emigrantenzeit.

Historische Novelle

von

Dr. **Rudolph Müldener.**

(Schluß).

Die Herren grüßten sich schweigend.

Perigny zog die Uhr.

Es ist gleich neun; — sagte er — wir können anfangen!

Zuvor aber — sagte der Marquis Murat — habe ich meine Pflicht zu erfüllen, indem ich Sie, Herr Herzog, — zu Vaudemont gewandt — und Sie, Herr Graf, gleichzeitig ersuche, Ihren Zwist, statt blutig durch die Waffen, wo möglich friedlich zu schlichten.

Sparen Sie die Mühe, Marquis; — antwortete der Graf — man hat es gewollt: die Sache habe ihren Lauf!

Die Wahrheit zu sagen, Stuart würde sich jetzt selbst nicht einmal durch eine Entschuldigung des Prinzen Lambese befriedigt gefühlt haben: wenn die Emigranten ihm nicht vertrauen wollten, nun so sollten sie ihn fürchten.

Der Marquis Murat war zum Wagen des Prinzen gegangen und kehrte mit zwei gleichlangen Degen zurück, die er dem Grafen präsentirte.

Ohne zu wählen ergriff Stuart den einen; der Marquis überreichte dem Herzog von Vaudemont den anderen.

Beide Gegner nahmen Position, ohne sich zu entkleiden, und wechselten und parirten ihre Stöße mit ebensoviel Geschicklichkeit als Kraft. — Der Herzog von Vaudemont galt für einen vortrefflichen Fechter, allein die Umstehenden erkannten bald, daß Stuart ihm noch überlegen sei. Nach einem minutenlangen Kampfe führte Stuart einen Stoß nach der Brust seines Gegners, welcher durch Rock und Weste drang, allein die Spitze des Degens glitt, nur eine leichte Fleischwunde verursachend, an der Rippe ab, und diesen Moment benutzte der Herzog, dem Grafen seinen Degen fast bis an das Heft in den Leib zu bohren.

Stuart sank, in Blut gebadet, bewußtlos auf den Rasen nieder.

Der Arzt eilte herbei, die Wunde zu untersuchen und mit Pflaster, Binde und Charpie das Blut zu stillen, welches derselben entströmte.

Vaudemont stand, auf seinen blutigen Degen gestützt, und starrte regungslos auf den Körper dessen, den sein Arm gefällt.

Ist noch Hoffnung? — fragte er endlich leise.

Der Arzt zuckte die Achseln.

Die übrigen Zuschauer der Scene hatten um den Verwundeten einen Kreis gebildet, Alle waren erschüttert

und selbst auf dem Gesichte des leichtsinnigen Chevaliers war jede Spur von Heiterkeit verschwunden.

André kniete am Boden und bedeckte, unfähig, irgend eine andere Hülfe zu leisten, die Hand seines bewußtlos daliegenden Herrn im leidenschaftlichsten Schmerze abwechselnd mit seinen Küssen und mit seinen Thränen.

Bleicher als Alle war Lambesc: beim Anblicke des Sterbenden schien jener Groll zu schwinden, den er seit lange gegen ihn in seinem Herzen getragen; es war, als nähme eine jede dieser Blutwellen, welche aus dem Körper seines Feindes sich ergossen, einen Theil desselben mit hinweg.

Jetzt, — sagte der Arzt, der mittlerweile das Blut nothdürftig gestillt, — müssen wir den Verwundeten in den Wagen bringen!

Der Chevalier de Beaumont und Herr de Perigny hoben den Grafen auf, der Chevalier an den Füßen, Herr de Perigny stützte den Kopf; André ging an der Seite seines Herrn, dessen Hand er weinend zwischen der seinigen preßte. Die Uebrigen folgten.

In meinen Wagen! — rief Lambesc, als er sah, daß man Miene machte, den Sterbenden in den Miethwagen zu legen, der ihn zur Stelle gebracht. — Der alte Rappelkasten tödtet ihn durch seine Stöße, bevor er sein Hôtel erreicht! Mein Wagen hängt in Federn.

Der Rath war gut, darum befolgte man ihn; man legte den Grafen in den Wagen des Prinzen, Perigny, Beaumont und der Arzt nahmen neben ihm Platz; André stieg diesmal nicht hinten auf, sondern ging weinend und wehklagend neben dem Wagen her, welcher mit schneckengleicher Langsamkeit, um jede Erschütterung zu vermeiden, der Stadt zurollte.

Der Herzog von Vaudemont, der Prinz Lambesc und der Marquis Murat bestiegen den Wagen des Grafen.

Die Nachricht von dem Duell und der tödlichen Verwundung des Grafen Stuart flog pfeilschnell durch die Stadt. Zahlreiche Neugierige sammelten sich vor dem Rothen Hause; man fragte, man forschte, machte seine Glossen. Gehörten Duelle, wie wir gesehen, damals auch nicht zu den Seltenheiten in der guten Stadt Trier, so erregte doch die Katastrophe dieses speciellen Falles, so wie die Persönlichkeit der Theilnehmer, ein besonderes Interesse: die Trierer, schlicht und einfach in ihren Sitten, wenig gewöhnt an den Anblick des raffinirten Pariser Luxus, hatten die Pracht, mit welcher Lambesc und Vaudemont sich umgaben, wie ein Wunder angestaunt; Stuart verlieh seine Eigenschaft als Descendent eines Geschlechtes, welches einst Brittannien und die Meere beherrscht, in den Augen der Menge eine besondere Bedeutung, noch erhöht durch jenen Anflug von Ritterlichkeit, der seine Erscheinung persönlich charakterisirte.

So gelangte die Kunde von dem Vorfalle auch zum Ohr des Marschalls Broglie; derselbe erfuhr zugleich, daß sein Adjutant, Perigny, einer der Secundanten des Grafen gewesen.

Der Marschall ließ Perigny rufen und erfuhr von ihm den Hergang der Sache, so wie auch jenes Rencontre zwischen dem Grafen, dem Prinzen und Vaudemont, welches die erste Veranlassung zum Duell gegeben, mit allen Details.

Der Marschall wurde durch diese Kunde tief erschüttert.

Langsam, das Haupt vorgebeugt, ging er im Zimmer auf und ab.

Und ich Unglücklicher — murmelte er — hätte ihn vielleicht retten können!

Dann, vor Perigny stehen bleibend, fragte er:

Ist keine Hoffnung?

Keine, Monseigneur.

Indem meldete der Kammerdiener, daß Antoine, der vom Marschall nach Paris geschickte Piqueur, soeben zurückgekehrt sei.

Diese Nachricht war zu wichtig, als daß nicht alles Andere dagegen hätte zurückstehen müssen. Der Marschall befahl, den Piqueur herein zu führen.

Antoine erschien in der Tracht der Bauern aus der Champagne auf der Schwelle und überreichte dem Marschall ein Packet versiegelter Depeschen, welche er während der Reise unter dem Hemde auf der Brust getragen.

Der Marschall entsiegelte das Packet, überflog die verschiedenen Depeschen, ohne sie zu öffnen, bis er endlich ein Schreiben fand, dessen Siegel er kannte.

Rasch erbrach er dasselbe.

Kaum hatte er die Lecture desselben beendigt, so rief er in den Hof hinunter:

Meinen Wagen!

Kaum gegeben, so war dieser Befehl auch schon ausgeführt; der mit vier Goldfüchsen bespannte Wagen hielt vor der Thüre, ein Lakai öffnete den Schlag, der Marschall stieg ein und rief dem Kutscher zu:

Zum Prinzen Lambesc!

Der Prinz Lambesc ging mit seinem Bruder im Zimmer auf und ab; das Ereigniß des Morgens war zu ernst, um nicht Beide zu beschäftigen.

Da meldete der Kammerdiener den Marschall Broglie.

Der Prinz schickte sich an, seinem unerwarteten Besuche entgegen zu gehen, allein der Marschall war dem Kammerdiener unmittelbar auf dem Fuße gefolgt.

Lesen Sie, Prinz! — sagte er, ihm, ohne dessen Gruß zu beachten, einen Brief präsentirend.

Der Prinz gehorchte.

„Sie theilen mir mit, daß die Trierer Emigranten

„den Grafen Stuart wegen seiner bekannten Freund-
„schaft für den Herzog von Orleans mit Mißtrauen
„betrachten. Daran thuen sie Unrecht. Ich weiß zwar
„nicht, ob der Graf je sich an den politischen Bestre-
„bungen des Herzogs von Orleans betheiligt hat, aber
„ich weiß, daß er dem Hofe wichtige Beweise seiner
„Treue und seiner Anhänglichkeit gegeben. Auch ist
„Se. Majestät weit entfernt, dem Grafen Stuart seine
„Freundschaft für den Herzog von Orleans, die die
„Dankbarkeit, welche derselbe dem Herzoge schuldet,
„zur Genüge motivirt, zum Vorwurfe zu machen. Auf
„mein Andringen ist es, daß der Graf Stuart sich
„zur Emigration entschloß, und, um ihn dazu zu brin-
„gen, habe ich ihn selbst von der beabsichtigten Flucht
„des Königs nach Montmedy in Kenntniß gesetzt."

Der Brief war vom Grafen Fersen. Graf Fersen, Schwede von Geburt, gehörte zu den intimsten Vertrauten des Königs, der vor ihm keine Geheimnisse hatte. An der Wahrheit dieser Mittheilung war mithin nicht zu zweifeln.

Der Prinz Lambese war beim Lesen dieses Briefes wie vernichtet; ohne irgend eine Bemerkung zu machen, gab er denselben mechanisch in die Hände des Marschalls zurück.

Prinz! — rief dieser aus — ich hatte Ihnen verboten, mit Stuart Streit zu suchen. Sie haben es doch gethan! — Sie sind die Ursache seines Todes; sein Blut komme über Sie!

Und damit wandte der Marschall sich um und schritt zur Thüre hinaus.

Um die Mitte des folgenden Tages traten Herzog Baudemont und Prinz Lambese ein in das Rothe Haus.

In der Hausflur trafen sie Andrè, den Diener des Grafen.

Können wir den Grafen wohl sprechen? — fragte Baudemont.

Was wollen Sie von ihm, Herr Herzog? — antwortete der Alte, ihm einen finsteren Blick zuwerfend. — Wollen Sie meinen armen Herrn vielleicht noch im Sterben beleidigen?

Nein, Alter; — antwortete Baudemont weich — wir sind gekommen, um seine Verzeihung anzuflehen, die er uns nicht verweigern wird!

Der Pastor von St. Gangolph giebt meinem armen Herrn eben die Sterbesacramente.

Wir werden warten.

Baudemont und Lambese traten in das Restaurationszimmer des Gasthauses, in welchem in diesem Augenblicke gerade keine Gäste verweilten; Andrè nahm, ihnen gegenüber, in einem Winkel des Zimmers Platz.

Baudemont betrachtete den Greis, der, den Kopf auf die Hand gestützt, da saß, ein Bild stummen Schmerzes und über dessen gefurchte Wangen dann und wann eine heiße Thräne rollte, mit dem Gefühle einer innigen Theilnahme.

Alter, — sagte er endlich — Ihr habt einen guten Herrn, der immer viel auf Euch gehalten, ich weiß es: wenn er sterben sollte, so kommt zu mir und tretet in meine Dienste.

Ich danke, Herr Herzog, — antwortete Andrè. — Für die paar Tage, welche ich noch zu leben habe, ist gesorgt: ich werde also in Niemands Dienste treten, am wenigsten — murmelte er — in die seines Mörders!

Es konnte auffallend scheinen, daß der Prinz jetzt kam, die Verzeihung eines Mannes anzurufen, gegen welchen während seines Lebens ein so tiefer Groll ihn erfüllt. Aber Lambese war großmüthiger Regungen durchaus nicht unfähig; er war nur eitel. Seine Eitelkeit konnte das demüthigende Gefühl nicht verwinden, seinen Rivalen von dem Weibe seiner Liebe bevorzugt zu sehen: ist doch die Liebe vieler Männer nur eine Huldigung, die sie sich selber bringen. Zu dieser ersten Ursache des Grolles gesellte sich noch der politische Haß des Prinzen gegen die Volksparthei, welche sich erdreistete, den Adel mit allen seinen Privilegien unter die Füße zu treten. Daß der Prinz diejenigen seiner eigenen Kaste, welche, gleich dem Herzoge von Orleans, mit der Volksparthei gemeinschaftliche Sache machten, doppelt haßte, ist begreiflich. Und dieser alte Groll gegen den begünstigten Rivalen, verbunden mit dem Hasse gegen den politischen Apostaten, welchen er im Grafen vermuthete, bestimmte sein Benehmen gegen denselben und führte endlich jene Katastrophe herbei, der Stuart zum Opfer fallen sollte. Kaum hatte indessen der Prinz die Ueberzeugung gewonnen, daß sein Argwohn dem Grafen Unrecht gethan, so braunte auch schon das Bewußtsein seines Unrechtes ihm auf dem Herzen wie siedendes Blei und drängte ihn, die Verzeihung Desjenigen anzurufen, gegen den er gefehlt. Sein Bruder hatte sich, im Bewußtsein, der Verzeihung gleichfalls zu bedürfen, entschlossen, ihn zu begleiten. — — — — — — — —

— — — — — — — — — —

Der Pastor von St. Gangolph hatte den Sterbenden verlassen; Andrè ging in das Zimmer seines Herrn, um anzufragen, ob derselbe den Besuch seiner beiden Gegner, des Herzogs von Baudemont und des Prinzen Lambese anzunehmen bereit sei. Nach einigen Minuten kehrte er zurück und winkte den Harrenden, ihm in das in Folge der herabgelassenen Rouleaux nur matt erleuchtete Zimmer zu folgen, in welchem Graf Stuart, durch den Blutverlust furchtbar entkräftet, aber mit vollem Bewußtsein, seiner Auflösung entgegen sah.

Niemand hat je erfahren, was zwischen den drei alten Gegnern in jener Stunde sich ereignete. Wir haben Grund, zu glauben, daß wenigstens diese Stunde Die-

jenigen friedlich vereinigte, die bis dahin das Leben feindlich getrennt, daß Stuart in dieser Stunde Denen verzieh, deren Irrthum und Leidenschaft seinem Leben ein vorzeitiges Ziel gesteckt.

„Stuart“ — sagt das schon mehrere Male citirte Trierſche Wochenblatt — „starb am 22. März (1791), „Nachmittags 3 Uhr. Lambese und Baudemont besuchten ihn bis zu seinem Tode. Am 23. Abends „nach 6 Uhr wurde die Leiche mit einem unbedeutenden Trauergefolge nach der allgemeinen damaligen „Grabstätte auf dem Zuckerberge gebracht und von „dem Herrn Stadtpfarrer von St. Gangolph nach gewöhnlichem Gebrauche beerdigt.“

„Hinter der Leiche wurde das (heute in der Trier„ſchen Bibliothek befindliche) Wappen des Verblichenen „getragen, auf welchem die Worte „Nobilis ira. Obiit „1791 die 22. Marcii“ geſchrieben ſtanden.“

Das Trauergefolge war, wie geſagt, ein unbedeutendes, allein inmitten deſſelben bemerkte man den Marſchall Breglie, der, trotz der Krankheit des Prinzen von Revel, nicht ermangelt hatte, der traurigen Feierlichkeit beizuwohnen. Auch ließ es ſich der Marſchall angelegen ſein, Stuarts Andenken von jedem Verdachte zu reinigen, den man während ſeines Lebens auf den Charakter des Grafen geworfen, und dies mit ſo gutem Erfolge, daß die Emigranten Denjenigen, den ſie mit ſo beleidigendem Mißtrauen von ſich geſtoßen, bald als ein Opfer und einen Märtyrer ihrer Sache verehrten.

Der tragiſche Tod des Grafen Stuart wurde ſofort vermittelſt einer Eſtaffette dem abweſenden Churfürſten gemeldet, der Herzog von Baudemont, nebſt ſeinen beiden Secundanten, verließ unmittelbar darauf die Stadt.

Ueber dem Hauſe der Stuarts waltete von je ein düſteres Geſchick; ſeine Geſchichte iſt reich an Mord und Blut. Ein König und eine Königin dieſes Hauſes büßten die Schuld eines an Verirrungen reichen Lebens auf dem Schaffotte, ein König ſtarb in der Verbannung. Die wenigſten männlichen Glieder dieſes Hauſes ſtarben ruhig auf ihrem Bette: viele fielen in der Schlacht, Andere durch Mörderhand, Einige tödtete das Gift. Die Gebeine des Cardinals von York, des letzten Enkels Jakobs II., deckt in der Peterskirche in Rom ein prächtiges Marmordenkmal, welches Georg IV. ihm durch Canova's Meiſterhand errichten ließ, Georg IV., der Sproſſe des Hauſes Hannover, welches ſeine Erhebung auf den Sturz der Stuarts gründete. Kein Denkmal aber nennt den Namen unſeres Grafen, der auch, gleich dem Cardinal von York, der letzte Sproſſe eines Königs war und deſſen Blut in Trier die grüne Wieſe trank. Niemand weiß ſelbſt, wo ſeine Gebeine ruhen, denn der Kirchhof vom Zuckerberge wurde ſpäter zur Straße umgeſchaffen; das Andenken an den letzten Stuart lebt nur noch im Gedächtniſſe der Bevölkerung der alten Stadt Trier.

Ueber Leichenfeierlichkeiten der Völker.

Von

Dr. **H. Asmus.**

Die feierlichen Gebräuche der Völker bei Leichenbegängniſſen und Beerdigungen bieten uns, namentlich in ihren Anfängen, intereſſante Einzelheiten dar, die nicht nur ohne Künſtelei und Ziererei, ſondern auch einfach-feierlich waren, wie es ein Leichenbegängniß ſchon für ſich bedingt. Es gab und giebt Völker, die darin ihre Theilnahme kund zu geben meinen, wenn ſie ihre Kranken gleichſam quälen; andere, die am Krankenbette große Freude äußern und dieſe ſelbſt durch Tänze auszudrücken ſuchen; im Augenblicke des Todes aber verſchwindet dieſe Heiterkeit plötzlich und man ſieht wohl ſelten Einen, der nicht ernſt geſtimmt würde, wenn der Engel mit den Lilien an das Krankenbett tritt. Freilich mangelt es hier und dort dem Schmerze an Zartſinn — denn bei zu heftigen Erſchütterungen wird man fühllos oder lächerlich — aber dennoch inmitten ſo vieler Ungereimtheiten nimmt uns ein gewiſſes Intereſſe in Anſpruch. Werden doch Thränen und Seufzer mit entſprechenden Geſten begleitet, um ſie ſichtbarer und erhabener zu machen! Und tragen wir nicht unſere Todten mit einem gewiſſen religiös ſein ſollenden Pomp an den Ort, „wo die Verweſung ſich zur Tafel ſetzt.“ Jammer und Wehklage beurkunden den Charakter der Kinder, deren weiche Seele wahrhaft betrübt iſt; allein man weiß ſich bald zu tröſten: im Hinblick auf den Himmel. Und iſt es auf Tahaiti anders? Iſt dort Einer geſtorben, ſo ſtrömen die Verwandten, Bekannten und Freunde herbei, beklagen im Chorus mit leidenſchaftlichem Geſchrei den Verluſt und führen im nächſten Augenblicke Tänze auf, lachen und ſcherzen, ſo daß auch nicht die mindeſte Spur des Schmerzes ſichtbar bleibt. Aber dieſe Gebräuche ſind mit einer wohlthuenden Einfachheit verbunden, und darin liegt eben ihr Reiz für uns: ſie zahlen dem Verſtorbenen den Tribut ihrer Liebe dadurch, daß ſie ihre Thränen auf Tüchern auffangen und ſie dem Entſchlafenen darbieten. Dagegen begraben mehrere Stämme der Algonkin-Lenape zwar anfangs ihre Todten an abgeſonderten, iſolirten Orten, ſpäter aber ſammeln die Familien oder auch gar die ganze Gemeinde die Gebeine und feiern gemeinſam ein Todtenmahl, zu dem jedes Dorf die Seinigen mitbringt, indem ſie die Gebeine in Haufen aufſtellen, die ſie eſſend umtanzen; nun erſt werden ſie in ein gemeinſames Grab gelegt, über dem ſich die Indianer zum Frieden ermahnen. — Iſt auf den Marian-

nen der Mutter ein Sohn gestorben, so schneidet sie der Leiche die Haare ab, um sie als eine Reliquie aufzubewahren, und sie noch viele Jahre als Schnur auf der Brust zu tragen: in jeder Nacht nach dem Tode ihres Kindes schlägt sie in die Schnur einen Knoten. Auch ist es bei ihnen wie bei vielen anderen Völkern Sitte, eine zahlreiche Menge Frauen zu dingen — die oft noch von den Nachbarn vergrößert wird — welche ein ohrzerschneidendes Klagegeschrei anstimmen müssen, das denn auch im Hinblick auf das nachfolgende Gastmahl oder von dem Wunsche angezogen, daß ihnen selbst dereinst dieselbe Theilnahme bezeugt werde, des Nachts immer nach Vorschrift ausgeführt wird, während sie am Tage essen und trinken, tanzen und scherzen. Ueberdem erinnert man noch inmitten der Wehklage an das Leben und die Thaten des Verstorbenen; man lobt seine Kraft, seinen Wuchs und seine Schönheit. Kommt dabei mitunter etwas Lustiges vor, so lacht man aus vollem Herzen und Halse, trinkt darauf tüchtig und weint darauf von Neuem.*) — Bei den Cochinchinesen ist es Sitte, daß sie, wenn sie reich sind, den Mund ihrer Verstorbenen mit Silber- und Goldstücken anfüllen; und auf der andern Hemisphäre, bei den lettischen Bauern in Kurland, giebt man dem Todten Geld mit ins Grab, damit er nicht in der andern Welt jämmerlich leben und entbehren müsse. Die Onloten beerdigen mit dem Verstorbenen zugleich sein bestes Pferd, und bei den Esthen ist es allgemein gebräuchlich, daß die Wittwe auf den Sarg ihres Mannes Nadel und Zwirn legt, damit er jenseits anständig und nicht mit zerlumpten Kleidern erscheine. Das wäre eine zu große Schande. Lächle nicht, lieber Leser. Es stützen sich ja die hauptsächlichsten Gebräuche der barbarischen Völker auf das Dogma der Auferstehung des Leibes, oder mit andern Worten, auf jene innere Ueberzeugung, nach der wir auch jenseits fortleben werden. Wenn sie nun in diesem ihrem Glauben neben die Todten Stoffe, Nahrungsmittel und Früchte legen, so sorgt man ja pflichtschuldigst für ihren Unterhalt durch derartige Gegenstände. Diesen Gebrauch finden wir mehr oder minder verwirklicht, je mehr oder minder die Völker roh oder in Vorurtheilen begriffen sind, und es trifft sich wohl, daß dem Todten all sein bewegliches Hab und Gut mit ins Grab gelegt wird.

Allein bei diesen Gebräuchen ist man nicht stehen geblieben, sondern hat mit dem Leichnam auch zugleich Lebendige beerdigt. Daß sich auch Alles zu diesem abscheulichen Irrthum vereinigt! Der Betrübte, Zerrissene macht sich aus dem Leben nichts, es hat für ihn keinen Werth mehr und er wünscht bei der geliebten Person zu sein, die er eben verloren; der geringste Impuls reicht hin, diesen Wunsch zur Ausführung zu bringen, der Aberglaube ermuthigt zu diesem Opfer und die Priester wilder Nationen ziehen aus diesem Aberglauben ihren Vortheil. Aus diesem Grunde wgr dieser Gebrauch so allgemein bei ihnen verbreitet und ist es noch gegenwärtig bei Wilden und Barbaren, sowohl in der alten wie in der neuen Welt. Um das Gedächtniß an die Verstorbenen besser und nachhaltiger bewahren zu können, glaubt man die Thiere, welche ihnen gehört haben, verzehren zu müssen. So ist es unter anderm bei den nordischen Völkern Gebrauch, das Rennthier, welches die Leiche nach dem Grabe gebracht, nach der Beerdigung zu verzehren im gemeinschaftlichen Mahl, wobei man des Abgeschiedenen Tugenden lobend gedenkt und auf sein Wohl trinkt, ihn glücklich preisend, daß er den Jammer des diesseitigen Lebens hinter sich hat. Bei den türkischen Völkern, welche unter russischer Botmäßigkeit seufzen, ist es noch bis auf den heutigen Tag Sitte, eins der besten Pferde des Verstorbenen zu schlachten und ein Leichenmahl anzurichten, zu dem außer den Verwandten und Freunden auch die Diener eingeladen werden.

Ein tiefer Schmerz kennt kein Maaß und einem betrübten Menschen verzeiht man Vieles. Da nun im Gefühl die Ziererei stets hinter der Thür hockt, so artete der Schmerz bald in die abgeschmacktesten Formen und Gebräuche aus. So erzählt man uns, daß bei den Polynesiern der Erste unter den Leidtragenden einen gewichtigen Knüttel nimmt, den er mit einem Thierzahn versehen, und in einem Anfall von Wuth, den das Leid bei ihm hervorgerufen, auf jeden, der ihm begegnet, zurennt und ihn mitunter selbst gefährlich verwundet. Ein tiefer Schmerz liebt es ferner, sich mitzutheilen; aus diesem Grunde hält man Gespräche mit dem Todten, als wäre er noch am Leben. Anfangs zeugten diese Gespräche nur von Zuneigung, später aber arteten sie nur zu sehr in ein Zerrbild aus: diese zärtlichen Klagen verwandelten sich in kindische Fragen. Die bestehenden Gebräuche hierbei wechseln ungemein, namentlich an den Küsten Afrika's. Bald ergreifen die Verwandten ihren Todten bei den Schultern und halten ihn aufrecht, damit der Priester ihn frage: ob dies oder jenes nicht die Ursache seines Todes gewesen; nicken diejenigen, welche den Leichnam halten, mit dem Kopfe, so wird die gestellte Frage als bejaht angenommen; stehen sie aber wie Steinbilder und rühren sich nicht, so gilt dies als Zeichen der Verneinung. Bald erdreistet sich auch wohl der Priester, den Leichnam an der Nase zu fassen und ihn zu fragen: „Nenne uns den Grund, warum du von hinnen gezogen?“ Oder die Frage ist, wie Andere meinen: „Warst du nicht zufrieden, mit uns zu leben? Was

*) Die Bewohner von Menomotava verrichten alle acht Tage eine Art Cultus bei den Gebeinen ihrer Verwandten und überbringen ihnen, in weiße Kleider gehüllt, verschiedene Speisen. Auf der Goldküste erneuern sich bei den Negern die Trauerfestlichkeiten noch zwölf Jahre nach der Beerdigung, die Frauen legen wieder Trauer an und scheinen eben so betrübt als am ersten Tage ihres Wittwenstandes.

für ein Unrecht hat man dir jemals gethan?“ — Dagegen rufen die Albanesen bei dem Tode eines reichen Familienvaters: „Warum willst du uns verlassen? besitzest du nicht Vermögen und eine Familie, die deinem Willen gänzlich unterwürfig ist?“ Und ist es denn so lange her, daß man sich in Rußland um eine Leiche setzte, um an sie ähnliche Fragen zu richten?

Wenn jemals der Aberglaube zu entschuldigen, die Schwermuth, welche er erzeugt, Interesse einflößt, so ist es in dem schrecklichen ergreifenden, Moment, wo von unserer Seite plötzlich ein Wesen abgerufen wird, das uns so werth wie theuer war. Leidenschaftliche, sanguinische Charactere nähren sich nur gar zu häufig von Luftschlössern und Hirngespinnsten, der Materialist aber ersinnt sogar lächerliche Systeme und nimmt selbst leicht kindische Gebräuche an. Und mischen sich nicht überall in die Leichenfeierlichkeiten abergläubische Formen, die sich an allen Orten mehr oder minder ähnlich sehen, wenn auch die verschiedenen Religionssysteme ihnen einen verschiedenen Character verleihen? So finden wir z. B. unter den Congo-Negern die Sitte verbreitet, daß sich ein Mann, rückwärts gehend, dem Grabe nähert, sobald der Leichnam in dasselbe gesenkt ist; er bedeckt nun eiligst den Todten mit Erde und im nächsten Augenblick stampft das gesammte Leichengefolge den Leichnam mit den Füßen, um den Geist des Abgeschiedenen „festzumachen“, daß er nicht daran denke, zu entfliehen. In Arracen dagegen schlägt man mit aller Kraft auf kupferne Gefäße, um die Katzen zu verscheuchen, welche, wenn sie über die Leiche springen sollten, Veranlassung geben würden, daß die Seele des Entschlafenen unstät in dem Universum umherirren müßte und all' des Glückes beraubt würde, das für sie bestimmt gewesen. Auch bemalt man den Sarg wohl mit Abbildungen aus dem Thierreich, mit Pferden, Elephanten, Kühen, Adlern, Löwen ꝛc., damit die abgeschiedene Seele eine anständige Wohnung finden möge; oder man stellt auch anderes ekelhaftes Gethier, Ratten und Frösche dar, um so seine Demuth darzulegen. — In China ruft man die Seele des Verstorbenen an und beschwört sie, zurückzukehren; demzufolge hängt man in irgend einem Tempel oder Moschee einen Steck auf, damit sich die zurückbeschworene Seele darauf stützen könne; ja man verfertigt selbst Tablettchen, von denen man glaubt, daß es der Seele ein Leichtes sei, sich darauf niederzulassen, und schließlich steckt man in den Mund des Todten eine silberne oder goldene Geldmünze, auch Reis, Mais, Perlen und andere Zierrathen, damit er bei seiner Ankunft in der andern Welt durchaus an Nichts Mangel leide.

Die Russen gehen noch weiter: sie geben ihren Todten einen förmlichen Paß mit in das Jenseits. Wir können uns nicht versagen, dem Leser ein derartiges Schriftstück, wie es uns vorliegt, wörtlich mitzutheilen. Der Paß lautet also: „Wir Patriarch ꝛc. bescheinigen hiermit, daß N. N., der Inhaber dieser Urkunde, stets als guter Christ gelebt und die Vorschriften der griechischen Religion ausgeübt und daß, obwohl er gesündigt, er seine Sünden gebeichtet und die Absolution und das heilige Abendmahl empfangen hat; daß er Gott und die Heiligen angebetet und seine Gebote verrichtet, und an den Tagen und Stunden, welche die Kirche vorschreibt, gefastet hat; daß er mit uns, seinem Beichtvater, auf einem guten Fuß gestanden hat, so daß ich keine Ursache habe, mich über ihn zu beklagen, oder ihm die Absolution seiner Fehler zu versagen. In Folge dessen fertigen wir ihm die gegenwärtige Schrift aus, damit der heilige Petrus, nachdem er sie gelesen hat, ihm die Pforten des Paradieses öffnen möge.“ — Die Lappen, welche unter russischer Botmäßigkeit dulden, vervollständigen diese „Urkunde“, indem sie dem Todten noch überdem einen Beutel mit Geld in den Mund stecken, damit er bei seiner Ankunft an der Himmelspforte dem heiligen Thürsteher den Eingangszoll entrichten kann.

(Fortsetzung folgt.)

Mein Glaubensbekenntniß.

Es ist ein Gott des Himmels und der Erde,
Der aber nicht nach Tagewerken schafft,
Der fort und fort noch spricht sein Schöpfungswerde,
Der Ruhe nicht bedarf zu neuer Kraft.

Mein Gott ist nicht der Gott der alten Bibel
Der seiner eig'nen Hände Werk bereut,
Denn was er schafft, ist nimmermehr vom Uebel,
Sein Auge blickt ja in die fernste Zeit.

Mein Gott straft nicht die Väter in den Kindern,
Reicht gleicher That gewiß den gleichen Lohn,
Ist gnädig auch den ungetauften Sündern,
Und ob sie heidnisch leugnen seinen Sohn.

Nicht wer verkriecht sich in des Lammes Wunde,
Die Pfaffen nährt und Arme leiden sieht,
Wird Gnade finden in der bittern Stunde,
Wenn einst dem Leib der letzte Hauch entflieht.

Mein Gott hört auch den Mann mit leeren Händen,
Von höh'rem Werth ist ihm ein volles Herz;
Vom Leidenden wird er nicht weg sich wenden,
Denn wahrhaft gläubig ist allein der Schmerz.

Mein Gott ist nicht blos mächtig im Gebirge,
Wie Syriens Jehovah einst es war,
Befiehlt auch nicht, daß man den Säugling würge,
Zählt man die Mutter nicht zu Juda's Schaar.

Ein Opfer nur heischt jener Gott der Welten,
Und das, was uns am theuersten wohl ist!
Nur die Gesinnung liebt er zu vergelten,
Gleichviel ob Du ein Jude oder Christ.

Ob Du ihn dreifach oder einfach dankest,
Vor meinem Gott sind alle Culte gleich.
Wenn Du nur nicht den Nebenmenschen kränkest
O, dann ist Dir gewiß das Himmelreich.

Und wenn Du keck auch leugnest die drei Falten,
Die Sohnschaft und somit die Vaterschaft;
Der Sinnenmensch bedarfs ihn zu gestalten,
Der Weise nennt ihn die verborg'ne Kraft.

Feuilleton.

Humoristische Folgen der Naturforscher-Versammlung zu Wien. In einem großen Gasthause zu Wien hatten zehn fremde Naturforscher Quartier genommen, deren Geist, deren Thun und Treiben sich nun auf die ganze Dienerschaft des Hauses erstreckte, die läuten hörten, ohne eigentlich zu wissen, wo die Glocken hingen.

Ein Naturforscher hatte daselbst gesagt: „Kenntniß der Natur ist die Grundquelle der Cultur," und Cultur, die alle Welt beleckt, hat sich jetzt sogar auf den Hausknecht erstreckt, der reiner Naturforscher geworden. Alle seine Reden zielen darauf hin, und selbst mit dem Stallbesen in der Hand stellt er Betrachtungen über das innere Leben der Birkenruthe an.

Die Zeit, wo zum letzten Mal Brennmaterial ins Haus geschafft wurde, nennt er die Steinkohlenperiode, und eine Ohrfeige ist bei ihm nur handgreiflich selbsterzeugter Naturdruck zur Abkühlung der Leidenschaft. — Der Koch des Hauses schwärmt gleichfalls für Naturgeschichte. Er geht mit Arago zu Bette und steht mit Humboldt auf. — Spanferkel kennt er jetzt nur unter dem Namen Dickhäuter und beim Schlachten derselben untersucht er die Stoßzähne. Er spricht nur von Mondkälbern, Erbsen- wie Linsensteinen, und phantasirt über Heringsseelenkunde. — Ueber die Abkühlungskruste der Eierkuchen schreibt er jetzt eine Abhandlung, und als von dem harten Gemüthe eines Hausherrn die Rede war, gab er den guten Rath: das harte Gemüth durch Soda erweichen zu lassen.

Aber der Koch ist nicht der Letzte. „Wo Alles liebt, kann Carl allein nicht hassen!" — Carl, der Zimmerkellner, ging gleich zur Praxis über und hat sich in einer Wasserkanne ein Aquarium hergerichtet, das selbst Roßmäßler classisch nennen würde. — In freien Stunden geht er auf den Froschfang, sucht Wasserpflanzen und hascht Schlangen.

Wahres Unheil hat aber in dem Hause ein großes Mikroskop angerichtet, das einer der gelehrten Herren aus Vergeßlichkeit zurückgelassen. Das ganze Dienstpersonal hat sich mit dem Mikroscop beschäftigt und die nie geahnten Wunder haben eine wahre Umwälzung hervorgebracht. — Der Hausknecht, dieser compacte Urmeusch, er hat sich entsetzt, als er in einem Wassertropfen eine neue Welt von Schlangen und Molchen entdeckte, die Alle in fürchterlicher Umarmung Polka tanzten. Seit jener Stunde hat er eine wahre Wasserscheu bekommen, er trinkt keinen Tropfen mehr; wenn er Wasser sieht, schreit er Feuer! und läuft, als ob ihm der Kopf brennt.

Franz, der Zahlkellner, der seit der Bekanntschaft mit dem Mikroscop die kleinen Leute des Hauses nur Infusorien nannte, auch er war erfaßt vom Geiste der Natur. Von dem Augenblicke, wo er ins Mikroscop geschaut, da sah er um sich her Alles größer. Er hat schauerlich dafür büßen müssen, denn unlängst sah er einen Dukaten, den ihm ein Gast gab, für einen Doppelsouisd'or an, und gab dem Gaste zum Nachtheil seiner Kasse acht Gulden dreißig Kreuzer heraus.

Das Unheil trifft sogar Entferntstehende; der Bräutigam von dem Stubenmädchen weiß ein Lied davon zu singen. Selbiger ist ein Käsefabrikant und in einer Woche sollte die Hochzeit sein. Als aber Babette im Mikroscop eine Käsemilbe sah mit vierzig Vorderbeinen und Hörnern, wie ein Ziegenbock, so hat sie dem Käsmacher entsagt für alle Zeiten.

Gleiches Schicksal hat ein Weinreisender gefunden. Als der Kellermeister mit Hülfe des Mikroscops die Krystallisation eines Tropfens Rothwein mit angesehen und darin die unverkennbaren Spuren von Bleizucker gefunden, so stürzte er auf Nummer 23, wo der Weinreisende wohnte, und schrie: Herr! ich bin ein Naturforscher, Sie aber sind ein Lump in Folio.

Entrüstet über solche injuriöse Petrefacten, fährt der Weinreisende dem Kellerwurm mit der Faust ins Kammgebirge. Sie packen sich an der Krause und „die Pauke'rei geht los," daß die Zelle zu einem Staubbeutel wurde.

Iſt die Geſchichte denn nun aus? — „Das Maaß meiner Leiden muß noch nicht gefüllt ſein!“ ſagt der alte Moor im vierten Act, zweite Scene. So auch hier. Weinet um mich, die Ihr nie in ein Mikroscop geſchaut und darin einen Floh geſehen! ruft die zarte, weiche Pepi. — Seit jenem naturgeſchichtlichen Momente geht ſie in ihrer Kammer nicht mehr ins Bett, ſie ſchläft auf einem Stuhle, aber nie nahte ihr der Schlummer, ſeitdem ſie ihn geſehn. — Nachts um die zwölfte Stunde verläßt der Floh ſein Grab und ſpringt in die Nacht ihrer Träume, daß ſie aufſchreit und rücklings vom Stuhle fällt.

Jetzt Nummer Sechs. — Sepherl, ein „Jüngling, den des Wiſſens Durſt nach Sais in Aegypten trieb,“ der auch ins Mikroscop geſchaut, ſeine Geſchichte iſt kurz, aber traurig. Treu zugethan dem Gambrinus, trank er täglich ſeine ſechs Maaß Bier. Da aber trieb ihn ein böſer Dämon mit hin an das Mikroscop, als ſich gerade die Hefenzellen von Bier in ihrer wahren abſchreckenden Geſtalt zeigten. „Ach wär' Hugo heimgeblieben!“ — Scheußlich! entſetzlich! ſchreit er jetzt durch die Hallen und ergreift die Flucht, wenn er nur von fern einen Tropfen Gerſtenſaft wittert. Das Klappen eines Bierdeckels iſt ein Donnerſchlag an ſein Ohr, ſeine Ruh' iſt hin, ſein Herz iſt ſchwer, denn — Bairiſch trinkt er nimmermehr.

So geht er denn, entrückt ſeinem Urelement, wie ein Schemen mit ſchlapper Wade und eingefallenem Bäuchlein einher. Ebenſo der Hausknecht. Weil er keinen Tropfen Waſſer trinkt, hat er dickes Blut bekommen; ſeine Furcht vor dem naſſen Element iſt ſo groß, daß er ſich nicht einmal mehr wäſcht, weshalb in ſeinem Antlitz von der Südſpitze der Vatermörder bis in den Wunderkreis ſeiner Hutkrämpe eine totale Finſterniß eingetreten. — Dies iſt die Geſchichte von den Folgen der Naturforſcher-Verſammlung in Wien.

Sonderbare Befreiung eines Gefangenen. Zu Breſt hatte ſich, wie ein Reiſender erzählt, ein gutmüthiger Arbeitsmann traurig auf einen Balken am Hafen geſetzt. In dieſer Situation traf ihn einer der Züchtlinge und ſprach zu ihm: was fehlt Dir?

„Ach, ich bin der unglücklichſte Menſch unter der Sonne.“

„Du biſt unglücklich und doch frei?“

„Ich brauche 25 Francs und wenn ich nicht binnen acht Tagen das Geld ſchaffen kann, bin ich verloren!“

„Du dauerſt mich, und ich will Etwas für Dich thun. Es iſt etwas Ungewöhnliches, daß ein Sträfling eine gute Handlung verrichtet . . . Ich werde Dir fünfundzwanzig Francs geben.“

„Ach, Sträfling! Du giebſt mir neues Leben und ich wünſchte, daß Du nicht hier wäreſt“, ſagte der Mann, indem er dem Andern die Hand reichte.

„Ich habe freilich das Geld nicht baar“, fuhr der Sträfling fort, „Du mußt es verdienen. Ich kann Dir ein Mittel angeben. Höre mich an. Du weißt, daß derjenige, welcher einen entlaufenen Sträfling in dem Hafen ergreift und zurückbringt, 25 Francs empfängt. Bringe mir morgen, was ich brauche, um meine Ketten durchzufeilen und andere Kleider, ich ſtelle mich, als wollte ich entfliehen, Du warteſt auf mich, ergreifſt mich und — die Sache iſt abgemacht.“

„Sehr wohl, aber Du ſetzeſt Dich dabei einer Strafe aus.“

„Ich bin auf Lebenszeit verurtheilt, man kann alſo meine Strafzeit nicht verlängern. Zwar werde ich eingeſperrt werden und eine Zeitlang den Kerker nicht verlaſſen dürfen, aber man muß ſeinen Mitmenſchen ein Opfer zu bringen im Stande ſein.“

Am andern Tag geſchah, was verabredet worden war. Der Arbeitsmann fand ſich an dem beſtimmten Orte der Zuſammenkunft ein. Die Ketten wurden durchgefeilt und der Sträfling legte andere Kleider an.

„Nun komm“, ſagte der Arbeiter, „ich will Dich in die Anſtalt zurückführen.“

„Wart, mir fällt etwas Anderes ein!“ ſagte der Sträfling, „wir wollen in die Stadt gehen; Du erhältſt, wenn Du mich von da zurückbringſt, funfzig Francs.“

„Aber Du wirſt entlaufen.“

„Dummes Zeug! biſt Du nicht bei mir und kannſt Du nicht jeden Augenblick um Hülfe rufen?“

„Du haſt Recht“, ſagte der Arbeiter, ſie gingen alſo in die Stadt und als ſie da waren, ſagte der Sträfling: „Es fällt mir noch Etwas ein . . . Der Lärmſchuß iſt noch nicht gefallen, man hat mich alſo noch nicht vermißt; komm mit mir aus der Stadt in's Freie hinaus. Du verdienſt hundert Francs, wenn Du mich dort feſthältſt.“

Der Arbeiter wollte nicht darauf eingehen und ſagte: er brauche gar nicht ſo viel Geld. — „So theilen wir“, fiel der Sträfling ein, „Du biſt mir ſo eine Belohnung für den Dienſt ſchuldig, den ich Dir leiſte. Du biſt undankbar, wenn Du nicht einwilligſt.“

Dies wollte der Arbeiter nicht von ſich ſagen laſſen, er ging alſo mit dem Sträflinge aus der Stadt in's Freie hinaus, wo ſein Wohlthäter endlich zu ihm ſagte: „wenn Du mich nun zurückbringſt, wirſt Du keine Belohnung erhalten, ſondern in das Gefängniß wandern müſſen, weil Du zur Flucht eines Sträflings behülflich geweſen biſt und man mich mit Dir Arm in Arm geſehen hat. Aber, da nimm, weil Du gut gegen mich geweſen biſt, Deine 25 Francs — ich habe mir das Geld im Bagno erſpart und — lebe wohl!

Der Arbeiter nahm verblüfft das Geld, der Sträfling

aber machte sich so schnell als möglich aus dem Staube und man hat nie wieder etwas von ihm gehört. So war also Beiden geholfen.

Darf das Publikum im Theater ein Stück auspfeifen? Darauf antwortet ein französischer Kritiker mit „Ja!“ und weist nach, daß das Recht, im Theater zu pfeifen, sich bis zu den Griechen hinauf zurückführen lasse und daß es bei den Römern in voller Ausübung bestanden habe. In unserer Zeit, meint der Anwalt der Pfeifer, sei dies Recht noch von größerer Wichtigkeit, da durch die Verwaltung der Theater Klatscher angestellt wären und das Publikum demnach um so eifriger an seinem uralten Rechte festhalten müsse. Auch lasse sich das Recht des Pfeifens noch auf andere Weise begründen. Man gehe nicht in das Theater wie in die Kirche, um seine Leidenschaften zu beruhigen; die dramatische Kunst sei im Gegentheil gerade die Kunst, das menschliche Herz anzuregen, Thränen, Seufzer, Jubelgeschrei, aber auch Zeichen der Ungeduld und der Mißbilligung hervorzurufen. Das Pfeifen habe wesentlich zum Gedeihen der dramatischen Kunst und Litteratur in Frankreich beigetragen, denn das Pfeifen sei die Kritik. Die Engländer brächten wenig Lustspiele und Dramen und noch weniger gute hervor, warum? — weil man in den Londoner Theatern nicht pfeife und sich nur mit Grunzen begnüge. Man habe dort die griechische, die classische Weise aufgegeben und die Strafe sei nun nachgefolgt.

Zur Lustigkeit geprügelt. Die armen Schwarzen, die man in Afrika wegfängt, wo ein Lieferant kauft, werden, wie ein Schiffscapitain erzählt, an der Küste in sogenannten Barracons oder Sclavenschuppen untergebracht, welche den Armen als Gefängniß dienen, ehe man sie zu Schiffe bringt. Der Erzähler sagt: ich habe die von New Sestres während meines dreitägigen Aufenthaltes genau untersucht. Als ich in dem großen Hofe ankam, war gerade die Zeit der freiwilligen oder unfreiwilligen Unterhaltung. Die Vorsteher dieser Anstalten befolgen sorgsam den Ausspruch, daß die geistige Heiterkeit die Gesundheit des Körpers erhalte, da es ihr Vortheil ist, die Schwarzen gesund zu erhalten. Aus diesem Grunde verschaffen sie denselben täglich zweimal so viel Unterhaltung und Zerstreuung, als möglich ist. Die Unglücklichen, die zu Zweien, wenn sie unbändig sind, zu Fünfen, wenn sie sanft oder Frauen sind, und zu Zehn, wenn es Kinder, an eine Kette gelegt sind, sieht man dann neben einander im Hofe umhersitzen, singen und mit den Händen den Takt schlagen, den einige der Aufseher mit den grotesksten Geberden angeben. Diese Aufseher sind meist ebenfalls Schwarze, die im Solde der Handelsleute stehen und die armen Gefangenen zu beaufsichtigen, zu erlustigen, zu züchtigen und ihnen die elende Nahrung zu geben haben. Einer dieser schwarzen Aufseher, der eine große Peitsche in der Hand hält, stimmt den Gesang an und Wehe dem Gefangenen, der nicht einstimmt, den Takt nicht mit den Händen schlägt oder auch nur nicht laut genug schreit. Die Peitsche schwebt über allen Köpfen und erregt durch die Furcht, die sie einflößt, in dem großen Kreise der versammelten Unglücklichen Lustigkeit, Stille, Lachen und Wehklagen, je nachdem, wie man es haben will. Ein anderer Aufseher streicht seinen schwarzen Körper weiß und gelb an, und sucht durch seine Tänze und Verdrehungen das Lachen der Gefangenen zu erregen. Bei Sonnenuntergang werden alle gleich dem Vieh in die Barracons zurückgetrieben; man untersucht sorgfältig die Ketten und nun die Häuser her werden Wachen aufgestellt.

Die Aepfel. Eine der ersten Neigungen des Kindes, des kleinen Menschen, ist diejenige für Obst, für Aepfel. Wie der englische Naturforscher Barclay behauptete, weist diese Neigung des unentwickelten Menschen, wie des erwachsenen Wilden für Aepfel darauf hin, daß er ursprünglich dem Geschlecht der Baumthiere, den Affen angehört, welche die oberste Stufe der Thierform bildeten, aus der sich sodann die Organisation des Menschen erhob. Da diese Meinung an und für sich etwas Anzügliches, das heißt, für die Menschen besitzt, so wollen wir dieselbe mit besonderer Rücksicht auf die schönere Hälfte unseres Geschlechts nicht weiter ausführen. Deswegen leugnen wir aber durchaus nicht, daß es eben Damen sind, welche dem Obste besonders zugethan erscheinen. Daß unsere schöne Urmutter Eva dem Reize des Apfels nicht widerstehen konnte, ist bekannt. Nicht aber blos die in der Bibel mitgetheilte Schöpfungsgeschichte und diejenige des Sündenfalls bringt das Weib mit Aepfeln in eine verhängnißvolle Verbindung, sondern die Mythen einer ganzen Reihe von Völkern haben uns die Erzählung der Liebhaberei der Frauen für Aepfel aufbewahrt. Die ältesten Mythen der Indier kennen kostbare Aepfel, welche der Hut von weiblichen Wesen anvertraut wurden; in den später abstrakter gewordenen Wundergeschichten und zootomischen Mirakeln, die sich mit den Göttern begaben, sind diese Baum- und Aepfelhistorien jedoch untergegangen. Die Aegypter machten sich mit Aepfeln freilich wenig zu schaffen, obgleich sie ein ackerbauendes Volk waren. Dagegen sind die goldenen Aepfel der Hesperiden, der Apfel der Eris, und was mit ihnen zusammenhängt, nur anzumerken, um den gebührenden Rang einzunehmen. Die Gallier besaßen ihre Göttin Nehalemia, welche den mystischen Korb mit Aepfeln hütete, die nordischen Völker kannten die Iduna, die Gemahlin Braga's, die Göttin der Unsterblichkeit, durch deren Apfel sich die Götter verjüngten. Die Einherjar durften von diesen Früchten ko-

sten, um unsterblich zu werden, und der Raub derselben durch Thiasse, der von Loki unterstützt wurde, brachte die ganze Götterwelt in Aufruhr. Hertha, die deutsche Ceres, und einige Göttinnen der Slaven und Wenden waren Apfelhüterinnen.

Professor A. Menzel in Berlin malt jetzt die Zusammenkunft Friedrichs des Zweiten mit Kaiser Joseph. Die Figuren werden Lebensgröße haben. Zu dem künstlerischen Zweck hat der Buchhändler Herr Julius Hebenstreit aus Leipzig, jetzt in Berlin wohnhaft, einen Anzug des großen Friedrich geliehen, das einzige Costüm des Königs, welches sich in Privatbesitz befindet. Es besteht aus einem rothsammetnen Hausrock, Westen, Hut, Stiefeln, Beinkleidern, Handschuhen, Nachtwams ꝛc. In Menzel's Atelier (Ritterstr. 43.) sind die Garderobengegenstände aufgestellt und jedem Besucher zur Ansicht gestattet. Der Eigenthümer, Herr Hebenstreit, ist Willens, diesen kostbaren Schatz zu veräußern, wenn der Käufer, er sei Privatmann oder juristische Person, eine angemessene Summe bietet. Wir machen das resp. Publikum in seinem eigenen Interesse sowohl auf den Kauf, wie auf den Besuch des Ateliers von Herrn Prof. Menzel aufmerksam.

Curiosa. Unter Heinrich des Achten Regierung, als die Tonkunst mehr als je vorher in England in Ansehen war, hatten die Vorsteher der Dom- und Stiftskirchen die Macht, ihre Kirchen mit Knaben, die gute Stimmen hatten, durch gewaltsames Pressen zu versorgen. Diese Knaben wurden, wie es scheint, gut unterrichtet. Das Pressen der Singknaben für die königliche Capelle dauerte unter den nächsten Regierungen fort, und es wird noch ein von der Königin Elisabeth unterzeichneter Befehl im brittischen Museum aufbewahrt, in allen Theilen ihres Reiches Kinder aufzugreifen, von denen man glaubt, daß sie würdig sind, ihnen in den Wissenschaften, in der Musik und im Singen Unterricht angedeihen zu lassen.

∴ **Jean Paul** schrieb an einen jungen Freund: „Unter dem Schirme des alltäglichen Geschäftslebens reift das Poetische desto grüner, und es wäre gut, wenn jeder Dichter ein bürgerliches Amt verwaltete." — Er selbst aber vermied es sorgfältig.

∴ **Leibschneider, — Mundkoch, — Tischwein** u. s. w. Wie doch so lächerliche Pleonasmen sich erhalten können von Geschlecht zu Geschlecht, denn welcher Schneider schneidert nicht für den Leib, welcher Koch kocht nicht für den Mund — und welcher Wein läßt sich wohl nicht bei Tische trinken?

Litteratur.

Das 11te der Westermann'schen illustrirten deutschen Monatshefte liegt vor uns und befriedigt uns nicht minder, als die früheren Lieferungen; ja das Interesse steigt sogar, wenn wir mit jeder neuen Nummer auch neue Bewährung dessen finden, was dies Journal bei seinem Anfang versprach. In Wahrheit hat, wie der Titel sagt, „das gesammte geistige Leben der Gegenwart" Vertretung darin. Ein Unternehmen, wie dies: für den Preis von 10 Silbergroschen 7 Bogen Text mit so gediegenem Inhalt dem Publikum zu bieten, ist ohne Beispiel. Die Speculation des Verlegers wird aber auch glücken, da sie reell ist. Von Nr. 13., also vom Octoberheft an, geschieht noch ein Uebriges, indem der Druck größere Lettern erhält, so daß jedes Auge sich ohne Anstrengung der Lectüre hingeben kann, was bisher vielleicht nicht der Fall war, da die Buchstaben zwar sehr klar ausgeprägt, aber ziemlich enggereiht standen.

Um das Werk zu rühmen, brauchen wir die Mitarbeiter nicht der Reihe nach namhaft zu machen. Genug, daß viele der besten deutschen Köpfe sich fortdauernd daran betheiligen. Eines Mannes jedoch müssen wir öffentlich Erwähnung thun, durch dessen Fleiß und Talent die Monatshefte ihr einnehmendes Ansehen erhalten; es ist der Redacteur Dr. Adolph Glaser, der in der dritten Abtheilung der vorliegenden Nummer die Fortsetzung der „ungedruckten Briefe von Lavater, Gleim, Klopstock u. A." gegeben. Welche Last auf seinen Schultern liegt und daß sein Amt mindestens ebenso strapaziös ist, wie es durch den Erfolg des Werkes die Mühe lohnt, das wird Jeder begreiflich finden, der bedenkt, welche Zahl Manuscripte selbst dem kleinsten Journal eingesandt werden, wievielmehr demjenigen, das durch das höchste Honorar (50 Thlr. pro Bogen) Autoren aller Art zum Schreiben reizt. Und der Redacteur, wenn er gewissenhaft sein will, kann sich's nicht leicht machen und etwa blos den Namen hergeben, während andre für ihn arbeiten. Er selbst muß alle Inserate vorurtheilslos prüfen, sorgsam sichten und ordnen und den allergrößten Theil der Correspondenz mit den Schriftstellern, die er druckt und die er zurückweist, eigenhändig führen. Beneidenswürdig ist solche Thätigkeit keineswegs, besonders nicht das Lesen unleserlicher Manuscripte, aber um so anerkennenswerther ist es, wenn der Redacteur pflichttreu seine Aufgabe erfüllt.

Moden-Bericht aus Paris.

Selten hatten wir einen so anhaltend schönen und warmen Sommer als in diesem Jahr, und will man der Prophezeihung trauen, die von allen Seiten ausgeht, so haben wir eine gleiche Temperatur bis an sein Ende zu erwarten. Doch diese fast tropische Hitze ist der Mode nur ungünstig; sie erschlafft, sie schwächt das Interesse an der Toilette; und ohne die Rücksichten, die die Gesellschaft erfordert, würde man sich am liebsten in den weiten und leichten Morgenkleidern bewegen, die man jeden Tag mit Bedauern verläßt, um sie am andern Morgen mit neuem Vergnügen wieder anzuziegen. Man ersetzt sie indeß für den Lauf des Tages, wenn auch nicht in Bezug auf die Form, so doch auf den Stoff, mit eben so leichten, luftigen Kleidern, denn wir sind jetzt in der Zeit, wo die Mousselines, der Organdi, Tarlatane, Jaconet, Piqué vorherschend getragen werden.

Die Jaconetkleider, deren kleine Muster diesen Sommer bezaubernd sind, werden fast immer mit sehr vielen Volants garnirt; zuweilen indeß besetzt man sie auch nur mit zwei Volants, in Art der doppelten Röcke, oder mit einem sehr breiten Volant, dessen Beginn oben eine Puffe ziert. Die Taillen dieser Kleider sind ausgeschnitten und mit einem Ueberkragen Marie-Antoinette, den Rüschen oder Puffen garniren, bedeckt.

Die Taillen der Piqué-Kleider werden immer mit langen Schößen angefertigt, wenn sie nicht eine Kasacke, mit Knöpfen oder Eicheln garnirt, vervollständigt. Zu letzterer Garnirung passen Brandenbourgs, oder ein Latz und schürzenartiger Besatz von Eicheln und Knöpfen vortrefflich.

Der bedruckte Piqué wird nur zu Morgenkleidern verwandt und mit baumwollenen Borten und Knöpfen, die den Rock schürzenartig oder an den Seiten garniren, besetzt. Ein Piquégürtel vorn zugeknöpft oder zusammengeschürzt, umschließt die Taille.

Die Morgenkleider von weißem Piqué haben einen Rock und einen kleinen nicht anschließenden Caraco, mit Soutache garnirt; die Stickerei, die sich auf dem Rock wiederholt, kann auch durch weißbaumwollene Eicheln und Knöpfe, die in Mustern garnirt, ersetzt werden. Es ist dies Letztere neuer und eleganter, als die Soutache-Stickereien.

Der weiße Piqué dient auch für ländliche, oder nur häusliche Toiletten; er wird in diesem Fall mit Soutache-Stickereien à deux lés, in die kleine Eicheln gemischt. Das Leibchen ist hoch, vorn zugeknöpft, mit Lancière-Schößen; vorn herunter die Taille gestickt wie der Rock. Dieselbe Stickerei wiederholt sich auf den weiten, offenen, tonnenartigen Aermeln, über die ein kleiner Jockey herabfällt.

Für die Morgen-Toillette haben alle Kragen und Aermel die Pariser Form; vorherschend sind sie von einfachem Nansouk, farbig bedruckt, oder gestickt.

Die ausgeschnittenen Taillen, die jetzt zu allen Kleidern fast ausschließlich getragen werden, begleitet stets ein Uebertuch Marie-Antoinette, Bäuerin, eine runde Peterine, ein Schooßjäckchen von Mousseline oder Spitzen. Nichts Neues giebt es indeß in der Form, nur Abwechselung in den Garnirungen.

Die Unterärmel werden mit ein oder zwei Puffen, mit oder ohne Garnirung, und auch in letzterem Fall mit einer kleinen Mousquetaire-Manchette getragen, die coquett in die Höhe geschlagen ist. Die Puffen werden mit farbigen Bändern, oder mit schmalen schwarzen Sammetbändern, die in Carreaux aufgesetzt sind, oder mit Bandrüschen garnirt. Ein kleiner Pariser Kragen von Mousseline oder Spitzen begleitet ganz übereinstimmend diese Aermel, deren Garnirung auch ihm zur Zierde dient.

Die Basquine Kaiserin und der Bournouß von schwarzem Taffet sind in diesem Augenblick die neusten Moden; besonders letztere, ebenso graziös als elegant, nehmen das Interesse unserer ersten Modedamen in Anspruch. Im Allgemeinen garnirt man sie, so wie das Capüchon mit Rüschen, oder man faßt sie mit sechs bis sieben Centimeter breiten Spitzen ein.

Ganz reizende Mantillen fertigt man von Organdi oder Mousseline an; die ersteren sind mit einer Puffe über einem breiten Volant, in die ein Band gezogen ist, garnirt. Mad. de Lh... trug vor einigen Tagen eine dieser Organdi-Mantillen, in deren Puffen ein blaues Atlasband gezogen war; das Volant war einfach gesäumt, und in den Saum ebenfalls ein blaues Band gezogen.

Außerdem trägt man allerliebste gestreifte Schawls in allen Farben, und kleine schwarze oder violette seidene Mantillen, mit einer breiten schwarzen Spitze besetzt, die eben so kleidend als elegant sind.

Man sieht viele Kleider von einfarbigem Taffet mit doppelten Röcken in grauer oder kastanienbrauner Farbe, mit weiß gestammt. Zuweilen begleitet sie ein schwarzes Taffet-Jäckchen, dessen Schooß fast bis zur Hälfte des Rockes herabfällt. Die Aermel sind sehr weit, eckig und offen, und lassen vollkommen die Schönheit und Frische der Unterärmel sehen. Diese sind von gesticktem Mousseline, von Spitzen, Guipüre, oder plattem Organdi, getrennt und endigend in einer kleinen Puffe, in die Band von der Farbe des Kleides gezogen ist. Die Taffetjacken, in ganz anschließender Form sind mehr oder weniger mit Spitzen oder Fransen, zuweilen indeß

nur mit einem einfachen Saum geziert, und eignen sich in diesem Fall besonders für ganz junge Damen. Es ist überhaupt eine allerliebste Mode, jedoch nur passend für schlanke, junge und elegante Taillen.

Gewöhnlich werden die Jäckchen von einem Crepphut, den einfache Bänder und um den Rand des Schirmes eine Tüllrüsche zieren, begleitet, oder von einem Phantasie-Strohhut mit Feldblumen und weißen Bändern geschmückt.

Die Blumen von Md. Tilman sind immer entzückend, sei es daß sie zwischen Crepp, Blonden, Bänder gemischt und zu der graziösesten Theater- oder Visitenhüten verwandt werden, oder daß man sie auf den hübschesten Reis-, italienischen, Phantasie-Strohhüten zur Garnirung der einfachsten Promenaden-Hüte erblickt. Ueberall erkennt man das seltene Talent von Md. Tilman, das der einfachsten Kornähre, so wie der reichsten, elegantesten Rose den Stempel der neusten Mode und des vollkommsten Geschmackes verleiht.

Erklärung des Modekupfers.

1. Besuchs-Toilette. Kleid von Moirée antique mit breiten, in den Stoff gewebten Seiten-Garnirungen. Dieselben sind oben so breit wie unten und mit einem reichen Pompadourmuster geziert. Hohes Leibchen ohne Schöße, mit offenen Aermeln. Kleine, schmale Mantille von Taffet, mit Stickereien und zwei breiten Spitzen-Volants garnirt. Weißer Crepphut mit Federn von der Farbe des Kleides, im Innern mit Blumentouffes geschmückt.

2. Gesellschafts-Toilette. Kleid von violetter Gaze mit drei Röcken und diese eingefaßt mit Tüllrüschen. Ausgeschnittenes Leibchen mit Draperien und berthenartig mit Rüschen garnirt. Coiffüre von Rosen.

3. Droguetkleid mit Farbe auf Farbe brochirten Blumen. Der Rock hat drei Volants, die an jeder Seite schürzenartig aufgenommen sind. Leibchen mit Schnebbe und abgerundeter, mit Sammet festonirter Berthe. Aermel, oben mit zwei gefältelten Volants, die auf einen breiten Spitzen-Volant herabfallen. Unterärmel und Halsstreifen von englischen Spitzen. Coiffüre von großen Maaßliebchen, langen Gräsern und spanischen Bändern.

4. Kleid von Moirée antique, mit breiten Seitengarnirungen von Spitzen. Ausgeschnittenes Leibchen mit einem Spitzen-Uebertuch Antoinette, das sich vorn kreuzt und in Enden herabfällt. Kleine Puffärmel besetzt mit einer schmalen Spitze. Kleiner Puff Louis XV., von rothen und weißen Rosen, mit langen rosa Bändern auf die Spitze des Haars gesetzt. Diamant-Armbänder.

5. Promenaden-Toilette. Kleid von Gros d'Athènes auf weißem Grunde, mit kleinen einzelnen Bouquets besäet; an den Seiten breite Sammetstreifen, vereinigt durch ein durchsichtiges Flechtenwerk von Sammet. Leibchen ohne Schöße, in Uebereinstimmung mit dem Rocke an den Seiten garnirt. Sammet-Gürtel mit langen Enden. Aermel à la Isabeau, offen bis zu der Achsel, mit Sammet eingefaßt. Schwarzer Taffet-Bournouß, der sehr weit ist und die ganze Gestalt verhüllt, mit einem Spitzen-Capuchon, den gefälteter Taffet und eine große Eichel zieren. Der Bournouß ist so geschnitten, daß, wenn man ihn über den Arm nimmt, er eine Art von Aermel bildet, den zwei Eicheln garniren. Kragen und Aermel von Tarlatane; letztere mit einer Puffe, in die Band gezogen, in ihrer ganzen Länge garnirt; um das Handgelenk eine Puffe mit Band. Weißer Crepphut mit blauen Federn und Band, im Innern mit Blumen garnirt.

6. Haus-Toilette. Popelinekleid ohne Schöße, vorn offen. Schooßjäckchen, welches die Taille freiläßt. Breite, chinirte Bänder bilden die Garnirung dieser Toilette. Die Aermel der Schooßjacke sind kurz und fallen als Jockey auf diejenigen des Kleides. Eine kleine Spitze garnirt den Halsausschnitt. Die Unterärmel mit doppelten Puffen endigen am Handgelenke in einer gestickten, auf die Hand fallenden Manchette. Gesticktes Mousseline-Häubchen, mit rosa Seide gefüttert; das Doppel-Bavolet ist mit einer breiten Spitze garnirt. Die Bindebänder, ebenfalls mit rosa Seide gefüttert, fallen als Barbe an beiden Seiten herab.

Die Abonnenten der ersten (Acht Thaler-) Ausgabe erhalten als Extra-Zugabe:

Ein Herren-Modekupfer.

Die Zeitung für die elegante Welt erscheint wöchentlich und zwar in drei verschiedenen Ausgaben:

Erste Ausgabe mit allen Beilagen zu 8 Thalern jährlich. Enthält im Jahrgange 52 Damen- und 24 Herren-Modekupfer, Musikbeilagen, Mustertafeln für weibliche Arbeiten u. Moden. Schnitt-Tafeln für Herren, Potichinomanie-Bogen, Portraits, Genrebilder ꝛc.
Die zweite Ausgabe zu 5 Thalern jährlich bringt denselben Text und ausschließlich Damen-Modekupfer und Mustertafeln.
Die dritte Ausgabe zu ebenfalls 5 Thalern enthält nur Herren-Modekupfer, bringt aber ebenfalls 52 Lieferungen Text.

Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen Bestellungen an.

Verlag von **Otto Janke in Berlin.** Verantwortlich: Dr. **O. Girndt.**

Buchdruckerei von Gustav Lange in Berlin.

№ 35. Siebenundfünfzigster Jahrgang. 1857.

Zeitung für die elegante Welt.

Die Abonnements-Bedingungen befinden sich am Schlusse des Blattes.

Redaction: Th. Drobisch in Leipzig und Dr. O. Girndt in Berlin.

Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen hierauf an.

Von dieser Zeitschrift erscheint wöchentlich eine Lieferung von 1½ bis 2 Bogen Text, mit artistischen und technischen Beilagen, bestehend in Pariser Modekupfern, Muster- und Schnitt-Tafeln für Damengarderobe ꝛc. in sorgfältigster und reichster Auswahl.

Neue Proben
aus dem Roman
„Rom und Sahara."
Von
Hans Wachenhusen.*)
(II. Band.)

I.
Die neue sicilische Vesper.

Während Ferdinand II. von Neapel, einer jener letzten Bourbonen, die sich noch auf den beiden südlichsten Spitzen Europa's am Ruder erhalten und als letzte schwindsüchtige Schößlinge eines untergehenden Herrschergeschlechtes redlich bemüht sind, dasselbe dem Urtheil der Geschichte in bemitleidenswerther Verkommenheit zu überliefern — während Ferdinand II. Angesichts der verhängnißvollen Ungeschicklichkeiten seines heiligen Nachbarn Pius IX. mit Vertrauen und Zuversicht auf seine Schutzgenien, die treuen Lazzaroni, sah, um im Nothfall durch ein „Neapel ist Euer!" diese Meute zu entfesseln und damit jedem revolutionären Versuch ein schreckliches Ende zu machen — während endlich die Häupter der Verschworenen in Neapel fortwährend an ihre Genossen auf der Insel schrieben: „mäßigt Euch, der Augenblick ist noch nicht gekommen," hatte Michel Amari auf dieser Insel seine „Geschichte der sicilianischen Vesper" geschrieben und durch diese einen Funken in das Pulverfaß geworfen. Der allmächtige Delcarretto, Ferdinands blutige rechte Hand, ließ sofort das Buch confisciren, entsetzte Amari des Amtes, das er in Palermo bekleidete, und befahl ihm, nach Neapel zu kommen, um sich hier vor ihm zu verantworten, d. h. in die Kerker Neapels hinab zu steigen, die ungern wieder herausgeben, was einmal in ihre feuchten Arme gefallen.

Amari war gescheidt genug, diesem Befehle nicht zu folgen; er wußte, welche Ueberraschung seiner in Neapel harrte, und floh nach Frankreich. Delcarretto seinerseits hatte eben so viel Veranlassung, den Verfasser dieses Werkes vor Gericht zu ziehen, wie Amari, sich aus dem Staube zu machen, denn evident war dieses Buch nur geschrieben worden, um die Unzufriedenheit zur Explosion zu bringen, die sich schon seit 1810 manifestirte, wo die größten Städte Siciliens, Messina, Catanea, Syracus, Trapani ꝛc. ihre Deputirten in Palermo vereinigten, um von hier aus sich in den engsten Rapport mit den Unzufriedenen Neapels und Calabriens zu setzen. Delcarretto hatte Amari's surgo carnifex! verstanden und spielte gern selbst den Henker.

Die Aufregung in Sicilien war eine allgemeine. Bei

*) Im Herbst wird dies Werk vollständig in 4 Bänden die Presse verlassen.

der Thronbesteigung Ferdinands II. hatte man allerdings Hoffnungen gefaßt und sich dem Gedanken hingegeben, daß Siciliens stete Sehnsucht, von dem Festlande getrennt regiert und von dem Gouvernement auf eigne Füße gestellt zu werden, endlich einige Aussicht auf Erfüllung habe; indeß erging es den Sicilianern mit diesen Erwartungen nicht besser als den Neapolitanern. In der Abberufung des bisherigen Gouverneurs, des Generals Marquis Delle Favare, und Ersetzung desselben durch den Grafen von Syracus, den dritten Bruder des neuen Königs, in den achtbaren Eigenschaften dieses jungen Prinzen fanden die Sicilianer eine Garantie für bessere Zustände; sie empfingen ihn mit dem Ruf: es lebe Sicilien! Es lebe die Constitution! König Ferdinand aber mißverstand dies sehr bereitwillig und nahm hieran Gelegenheit, den Insulanern erinnerlich zu machen, daß junge Monarchen wohl viel zu versprechen, aber wenig zu halten die Gewohnheit haben.

Besitzen andere Monarchen dieses Recht, wer wollte es einem Bourbonen wehren! Ferdinand II. hatte nicht im Entferntesten die Absicht, seinen unruhigen Sicilianern Butter aufs Brod zu legen, noch weniger aber denselben in ihrer alten Schwärmerei Vorschub zu leisten, mit der sie schon seinem Vorgänger den Kopf warm gemacht. Die guten Sicilianer sahen nämlich ihr Heil nur in einer Verfassung, wie sie Norwegen mit Schweden verbindet; sie wollten nicht mit dem Festlande politisch in einen Topf geworfen werden, hatten über die beste Art der Verfassung mit England und Frankreich viel hin und her correspondirt und vergaßen dabei nur das Eine und Hauptsächliche: daß nämlich für dergleichen demokratische Ausschweifungen am allerwenigsten ein Bourbone Sinn und Geschmack haben kann. Nichtsdestoweniger blieb Norwegen ihr Ideal, während Ferdinand der Meinung war, daß lieber Alles beim Alten bleiben solle.

Der König ergriff nach den erwähnten sanguinischen Exclamationen der Sicilianer sofort die nöthigen Abkühlungs-Maßregeln. Der Graf von Syracus wurde zurückgerufen, das bisher in Neapel eigens für Sicilien bestehende Ministerium aufgelöst; was noch an eine politische Trennung der Insel vom Festlande erinnerte, sorgfältig verwischt. Alle Sicilianer wurden von den Staatsämtern ausgeschlossen, und da endlich die Cholera dem Pöbel zu einigen unbedeutenden Krawallen ohne politischen Charakter Veranlassung gab, so ward Delcarretto beauftragt, die Insel zur Raison zurück zu bringen. Delcarretto verstand dergleichen aus dem Grunde. Alles wurde zusammengeschnürt, kein Vogel durfte ohne seine Erlaubniß auf der Insel singen, kein fremdes Buch das Ufer sehen; es geschahen Acte der empörendsten Willkür und Tyrannei. Die Theater und Druckereien wurden und blieben geschlossen, die Hospitäler verfielen, die Aecker wurden nicht bestellt, die Landstraßen waren im jämmerlichsten Zustande, Alles war öde und gab Zeugniß von Delcarretto's ausgezeichneten Calmirungs-Talenten.

Im Jahre 1837 bereiste Ferdinand endlich die Insel; er sah diese Zerstörung, indeß mußte sie ihm doch nicht aufgefallen sein, denn es geschah nichts, was dem Elend hätte abhelfen können, um so weniger, als er Gelegenheit hatte, sich durch einige, von den Patrioten vereitelte Anschläge auf sein Leben von seiner großen Unpopularität in Sicilien zu überzeugen.

So auch standen die Dinge, als Amari sein Buch veröffentlichte, in welchem er — und nicht ganz mit Unrecht Ferdinand II. mit Carl von Anjou verglich. Alles blieb indeß noch ruhig; die Sicilianer dachten Jahre lang darüber nach, daß die sicilianische Vesper im Grunde keine so dumme Maßregel gewesen, und daß man, wenn man doch einmal im Besitz eines neuen Anjou sei, auch wieder zu einer Vesper seine Zuflucht nehmen könne.

Jetzt verleitete den neuen Papst Pius IX. sein Unstern zu allerlei Concessionen, welche seine Schwäche nicht abwehren konnte; die Kirche gab wider ihren Willen das Signal zur italienischen Revolution und zehn Jahre nach Ferdinands Reise auf der Insel, am 1. September 1847, ertönte in Messina der Ruf: „es lebe Pius IX! Es lebe die Constitution!" Das Volk lief zusammen, ward aber von den Truppen des Königs zerstreut und General Landi statuirte ein Exempel, indem er die Aufrührer bis in die Häuser verfolgen, und die Leichen mehrerer von ihnen unter lustiger Militairmusik durch die Straßen schleifen ließ.

Kaum vier Monate waren nach dieser kleinen Demonstration verflossen, als am 5. Januar 1848 Messina sich abermals und zwar energischer erhob, die Fenster des königlichen Palastes mit Steinen zertrümmerte, das Wappen der Bourbonen in den Koth trat. Catanea, Trapani und die übrigen größeren Städte folgten diesmal dem gegebenen Beispiel; in Palermo ging man so weit, daß Bagnasco, ein junger Sicilianer, unter dem Beifall der Menge Plakate an die Straßenecken heftete, des Inhalts, daß man der Regierung acht Tage Zeit gewähre, Reformen zu bewilligen, widrigenfalls Sicilien die Waffen ergreifen werde.

Vergebens ließ die Polizei unzählige Verhaftungen vornehmen, vergebens consignirte man die Truppen, ließ durch sie die öffentlichen Plätze besetzen. Da die Regierung in keiner Weise den guten Willen zeigte, Bagnasco's kategorischer Zumuthung zu willfahren, sammelte sich schon am 10. Januar das Volk in den Straßen; ein Pistolenschuß desselben Bagnasco*) rief das Volk zu den Waffen; Bürger, Priester, Nobili, sogar

*) Andere Quellen nennen ihn Buscemi.

Fürsten erschienen bewaffnet, und Joseph Lamasa entfaltete die Tricolore.

Die Läden Palermo's wurden geschlossen, in den Kirchen die Sturmglocken geläutet. Jetzt machte das Militair Miene zum Angriff, die Massen wurden zerstreut, ein Haufe von funfzig Mann jedoch setzte sich auf dem Hauptquartier der Aufständischen, dem Platze Fieravecchia fest, wo das Militair sie nicht anzugreifen wagte. Die Fenster erleuchteten sich und füllten sich mit Frauen, Alles rief: „Es lebe Italien! Es lebe die Constitution! Es lebe Pius IX.!"

Der Name Pio nono war nämlich damals noch einer der populärsten in ganz Italien, er durfte in keiner Pronunciation fehlen, als der Ausfluß jener bekannten, freilich weder von ihm selbst noch von dem Volke verstandenen reformatorischen Initiative, und die Sicilianer fanden keine Inconsequenz darin, ihn auch an die Spitze *ihres* Unabhängigkeits-Enthusiasmus zu stellen, obgleich sie keinen Augenblick die Absicht hatten, *ihre* Sache mit der Italiens zu identificiren. Die Sicilianer kannten nur ihr eigenes insularisches Interesse, und wenn sie wirklich zuweilen den Blick auf das übrige Italien warfen und einige Theilnahme für die dortigen Vorgänge zeigten, so geschah dies nur, um hienach ihre eigene Zukunft und Sicherheit zu bemessen, oder um aus den italienischen Prinzen Einen zu wählen, dem man die Krone Siciliens ableten könne.

An diesen Sonderinteressen ging nicht nur die sicilianische Freiheit, sondern auch die der übrigen italienischen Staaten zu Grunde; Ober-, Mittel- und Unteritalien wußten nichts von einander, sträubten sich, gemeinschaftliche Sache zu machen, und Sicilien namentlich ging an seinem Egoismus zu Grunde.

In Palermo also zündeten die Insurgenten auf dem Platze Fieravecchia mit Anbruch der Dunkelheit ihre Nachtfeuer an; unbehindert durch die Soldaten, stießen immer neue Haufen zu ihnen, theils mit Messern, theils mit Sensen oder andern Mordwerkzeugen bewaffnet. Eine wilde, phantastisch und abentheuerlich costümirte Gesellschaft, die sich natürlich aus all' den verschiedenen Elementen recrutirt hatte, wie man sie, zum Theil ein sehr orientalisches Gepräge tragend, und aus Sardiniern, Aegyptern, Tunesen, Griechen, Maltesern und Arabern bestehend, auf dieser Insel zu finden gewohnt ist — ein zusammengelaufenes, verwegenes, vom Schicksal gezeichnetes und oft auch von den heimischen Gerichten gebrandmarktes Volk, das sich hier im süßen Nichtsthun umher treibt, für die herrlichen Landschaften als sehr poetische Staffage dient, diese Insel gleichsam zu einer Schwelle des Orients macht, aber für das Gedeihen des bürgerlichen Wohles schwerlich viel beizutragen im Stande ist.

Sich gegenseitig beobachtend und auf dem qui vive stehend, lagerten die Insurgenten die Nacht hindurch an ihren Feuern, sich mit Freiheitsliedern und vielgängiger Unterhaltung die Zeit vertreibend, während das Militair die übrigen Straßen und Plätze noch occupirt hielt. Kaum aber färbte der erste Schimmer der Morgensonne das Firmament, als auch die Häuser, in deren Fenstern die Illumination des Abends aus Mangel an Brennstoffen erstorben war, sich aufs Neue belebten. Palermo erwachte mit dem halben Siegesbewußtsein republikanischer Errungenschaft, der Gedanke an den bourbonischen Despotismus war wie ein Alp von der Brust der Bevölkerung gewichen. Man sah in dem jungen Morgen den Aufgang einer neuen Aera, und ermuthigt durch die unentschlossene Haltung des Militairs griff man die einzelnen Soldaten-Piquets an, begann man die Verfolgung der verhaßten Gensdarmen des Königs, bis auch der Commandant, angespornt durch Nachrichten von Neapel, die Stadt, freilich ohne Nachdruck, zu bombardiren begann.

So standen die Dinge, als am dritten Tage neun Kriegsschiffe mit fünftausend Mann königlicher Truppen und zahlreicher Artillerie, unter dem Befehle des Grafen Aquila, eines Bruders des Königs, vor dem Hafen Palermo's erschienen. Jetzt begannen die Gransamkeiten. Das Militair nahm die öffentlichen Gebäude, mißhandelte und martete, was ihm in die Hände fiel, steckte einige Häuser in Brand, und das Commando kümmerte sich wenig um die Einsprüche und Vermittelungsversuche der fremden Consuln. — Ein Waffenstillstand trat ein; vier Decrete des Königs Ferdinand wurden veröffentlicht, in welchen den Sicilianern einige Concessionen gemacht und der verhaßte General Majo durch den Grafen von Aquila ersetzt wurde. Dies aber schien den Sicilianern nicht genügend und paßte auch durchaus nicht in ihre Unabhängigkeits-Ideen. Ruggiero Settimo, der würdige Admiral, ein Greis mit Silberhaar und von imponirender Gestalt, war bereits als „Vater des Vaterlandes" ausgerufen und unter seinen Auspicien vereinigten sich die vier von den Insurgenten gebildeten Comité's. —

Nach dieser historischen Andeutung knüpfen wir jetzt wieder den Faden unserer Geschichte an, den wir bei der Zerstörung von Ezzua verloren. Sechs Jahre sind seit jener Schreckensnacht bis zum Ende des Monats Januar 1848 verstrichen, wo die sicilianische Revolution durch einen der größten militairischen Schwabenstreiche zweier Generale zu Gunsten der Insurgenten entschieden werden sollte.

Dreimal war die Sonne bereits über Palermo niedergegangen, seit der Graf von Aquila die Stadt zu bombardiren begonnen; der Sieg hatte sich bisher weder nach der einen, noch nach der andern Seite geneigt, die militairische Macht war indeß der des Volkes bei

weitem überlegen, ein großer Theil derselben hielt noch die amtlichen Gebäude Palermo's und den Palast besetzt, während ein anderer Theil vor der Stadt campirte, um die ferneren Zuzüge der übrigen Städte abzuschneiden und im Nothfall unter dem Schutze der Kriegsschiffe ihren Kameraden zu Hülfe zu kommen. Der Kampf hatte während der letzten Tage in allen Hauptstraßen gewüthet und war namentlich von Seiten der Sicilianer mit fanatischer Heftigkeit geführt worden. Am Abend des 26. war demnach das Militair von mehrern vortheilhaften Positionen verdrängt worden, und die Insurgenten rüsteten sich während der Nacht, um diese Fortschritte am nächsten Morgen mit der nöthigen Energie auszubeuten. Ferdinands Unglück wollte es, daß seine Truppen von den unfähigsten Generalen commandirt wurden, die sich durch die republikanische Fougue leicht ins Bockhorn jagen ließen und den Kopf verloren, wo sie ihn mit der größten Bequemlichkeit zwischen den Schultern hätten behalten können, zumal der größte Theil der Insurgentenführer aus zwar tollkühnen und heißblütigen, aber zu solchen Dingen wenig tauglichen jungen Männern bestand.

Unter der Leitung eines solcher jungen Hitzköpfe campirte in der Nacht vom 26. zum 27. Januar an der Piazza marina ein Trupp von etwa hundert und funfzig Sicilianern, dessen Zusammensetzung eine wahre Musterkarte aller Stände bildete. In militairischer Ordnung waren die Büchsen des kleinen Lagers in Pyramiden zusammengestellt, die Wache, ein Insurgent in dem halb adamischen Costüm eines Lazzaroni, marschirte, das Gewehr im Arm, gravitätisch auf und ab, und warf dann und wann, nach der Ablösung verlangend, einen Blick auf die in kleinen Gruppen Gelagerten, die sich durch ein aus Frutti di mare, Maccaroni und Fritturen bestehendes Dejeuner zum neuen Tagewerk stärkten. Die ausgelassenste Heiterkeit herrschte unter diesen Freiheitshelden und die Sonne vergoldete ihre Waffen eben mit ihren ersten röthlichen Strahlen.

Plötzlich verrieth eine Bewegung in dem Lager etwas Unerwartetes. Der Wachposten riß seine sehnsüchtigen Blicke von den dampfenden Fritturen los, die Insurgenten schauten von ihren Beschäftigungen auf und warfen einander fragende Blicke zu.

— Lorenzo kommt! hieß es in allen Gruppen, und in der That kam wenige Secunden darauf ein junger Sicilianer, anscheinend den besseren Klassen angehörend, mit einer Gravität, die selbst in einem so kritischen Augenblick, wie der gegenwärtige zu sein schien, nicht aus der Rolle fiel und unverkennbar den Anführer dieses Haufens verrieth, in das Lager.

— Zu den Waffen! rief Lorenzo mit von der Anstrengung eines beschleunigten Marsches unterbrochenem Athem.

— Was ist geschehen? hieß es von allen Seiten während die Insurgenten zu ihren Gewehren liefen.

— Die Soldaten haben erfahren, daß uns die Munition fehlt, und dringen von allen Seiten auf uns heran!

— Cospetto, welcher Hund von einem Spion kann ihnen das verrathen haben? rief einer der übrigen Führer, seine Rotten ordnend; Alles stand gut für uns, General Sauget kann sich im Palast nicht mehr halten, es ist drinnen Alles überfüllt mit Leichen und Verwundeten; die Flotte hat ihre Kanonade seit gestern Mittag eingestellt, Ruggiero Settimo ist auf einen Capitulationsantrag Majo's gefaßt ...

— Und heute wird er auf unsre Capitulation gefaßt sein! fiel ein Andrer ein. Hört Ihr nicht den Lärm?

— Accidonte!*) brummte Lorenzo, mit den Zähnen knirschend; Bagnasco erwartet uns bei der Locanda del Garofalo, sie werden uns den Weg abschneiden, wenn wir nicht aufbrechen. Cospetto, wenn ich nur wüßte, wo Seppo bleibt!

Eben wollte sich der Trupp unter dem Dröhnen der vom Meer herüberspielenden Kanonen in Marsch setzen, als aus der Richtung des Quai eine halbnackte Gestalt daher gestürzt kam.

— Bei der heiligen Rosalie! rief Lorenzo, da ist Seppo! ... Halt! commandirte er seinem Trupp, und eilte dem von ihm erwarteten Boten entgegen. Die Rottenführer verließen den Haufen und umringten neugierig den Angekommenen.

Seppo schien zu Lorenzo's Trupp zu gehören und von ihm als Galopin benutzt zu werden; sein Gesicht verrieth eben nicht eine Freudenbotschaft und mit ängstlicher Spannung erwarteten die Insurgentenführer, daß Seppo so gefällig sein werde, den Mund aufzuthun.

— Nun, ist Dir die Zunge festgewachsen? rief Lorenzo, ihn bei der Schulter packend und rütteind, denn seine Ungeduld wuchs in demselben Maße, in welchem der Donner des Bombardements zunahm. Flüchtige Insurgenten eilten von allen Seiten herbei, die Gesichter derselben schienen nicht minder verstört zu sein, als das gutmüthige Schafsgesicht des Herrn Seppo.

— Ach, Signore Lorenzo! jammerte er, er ist Alles vorbei, sämmtliche Teufel der Hölle sind gegen uns losgelassen. In einer Stunde wird in ganz Palermo kein silberner Löffel mehr zu finden sein, kein Stein mehr auf dem andern stehen; die Häuser und die Kirchen werden geplündert, die Mutter Maria und alle Heiligen bestohlen sein ... Ach, Signore Lorenzo, ich schwöre, Santo Crispino, meinen Schutzpotron, zehn Jahre lang täglich

*) Ein sehr lakonischer Fluch: möchtest Du, unvorbereitet, ohne Beichte, eines jähen und schmählichen Todes sterben!

mit frischen Maccaroni zu regaliren, wenn ich heute mit heiler Haut davon komme.

— Und ich schwöre, dem heiligen Crispino, dem Schutzpatron aller Schuster, Deine Haut als Rindsleder zu verkaufen, wenn Du nicht das Maul aufthust! schrie Lorenzo, den Zitternden bei beiden Schultern packend und ihn zusammen rüttelnd, daß ihm die Zähne im Munde klapperten.

Ein wildes Getöse, ein Geheul von tausend Stimmen drang in diesem Augenblick durch die Luft; die Sonne versteckte sich hinter einige dunkle Wolken, die ihren Schatten auf den Monte Pelegrino warfen, an dessen Fuße sich der Pulverrauch der dröhnenden Kanonen sammelte.

— Die Soldateska hat die Galeeren, die Gefängnisse und das Arsenal geöffnet! schrieen die Stimmen mehrerer Daherstürzenden durcheinander. Die Canarinos sind los, sie brechen in die Stadt und haben sich im Arsenal bewaffnet, ergänzte ein Anderer. Gott schütze unsere Insel vor diesen Teufeln!

Lorenzo hatte diese Nachricht mit all' der Fassung angehört, die sich bei derselben überhaupt beobachten ließ: fragend wandte er sich dann an einen seiner Freunde.

Es muß schlecht mit den Königlichen stehen, wenn General Majo die Canarinos losgelassen, sagte dieser mit mehr Vertrauen, was Ferdinand mit so viel Vergnügen hat einkerkern lassen, giebt er nicht für eine Omelette wieder heraus. Suchen wir diese Bande auf unsre Seite zu bringen!

— Zur Locanda del Garofalo! commandirte Lorenzo entschlossen. Die Ordnung kehrte wieder zurück und unbekümmert um die Fliehenden, marschirte der Trupp durch die Straßen. Unterwegs einem Boten Bagnasco's begegnend, der ihm die Nachricht brachte, daß die ganze Streitkraft der Insurgenten sich gegen den Palast gewendet, schlug Lorenzo diesen Weg ein. Der Kanonendonner der Flotte schwieg inzwischen: tiefe Stille lag über den Straßen, nur vom Palast her drang das immer wachsende wilde Geschrei, das Lorenzo den entfesselten Galeeren zuschrieb. Quer über einen der kleineren Plätze marschirend, wurde der Trupp beim Einbiegen in eine enge Gasse plötzlich von einem Gewehrfeuer überrascht, das ein halbes Dutzend der Insurgenten theils todt, theils verwundet auf das Pflaster warf. Lorezo stellte kaltblütig die Seinen in Schlachtordnung auf und commandirte zum Angriff.

— Im Namen des Königs, streckt die Waffen! rief ihm ein junger Offizier zu, vor die Front der Schützen tretend.

— Ei, ei, Signore Camillo, seid Ihr's? rief Lorenzo lachend und sich vor dem Neapolitaner auf die Mündung seiner Flinte stützend. Ich versichre Euch, caro mio, daß es mir ein großes Vergnügen sein würde, Euch unter allen anderen Umständen gefällig zu sein aber Ihr werdet einsehen, daß wir hier verschiedener Ansicht sein müssen.

Aus der Antwort Lorenzo's und der Ueberraschung des jungen Offiziers ging hervor, daß diese beiden Personen sich kannten und keine Ursache haben mochten, einander zu grollen.

— Lorenzo, Du also unter den Aufständischen?

— Ihr seht, Signore Camillo, es bleibt uns armen Teufeln keine große Wahl, und da ich die meinige getroffen, so bitt' ich Euch höflichst, uns aus dem Wege zu gehen, antwortete Lorenzo, mit komischer Ergebenheit seine Mütze ziehend.

— Lorenzo, nimm Vernunft an, Du siehst, Ihr seid verloren, fuhr der Offizier fort, dem ersichtlich daran gelegen war, hier ein Blutvergießen zu vermeiden.

— Ich finde das keineswegs, Signore Conde; Ihr habt zwar die Canarinos und das übrige Gesindel gegen uns losgelassen, aber ich rechne auf den gesunden Verstand dieser Leute, die nicht gern in ihre Gefängnisse zurückkehren werden, nachdem sie für Euch die Kastanien aus dem Feuer geholt ... Aber ich bitt' Euch, macht Platz! fuhr Lorenzo, sich aufrichtend und die Büchse fassend, in anderem Tone fort; wir haben Eile, zum Palast zu kommen. General Majo hat uns zwar nicht eingeladen, aber wir dürfen das heut so streng nicht nehmen.

— Soldaten, thut Eure Schuldigkeit! rief der Offizier, sich verächtlich von Lorenzo abwendend, und commandirte mit der größten Kaltblütigkeit zum Angriff. Auch Lorenzo kehrte eben zu seiner Pflicht als Insurgentenführer zurück, als er plötzlich auf der entgegengesetzten Seite des Platzes ein gellendes Geschrei vernahm und eine Bande gelb uniformirter Verbrecher auf den Platz stürzen sah, deren äußeres Erscheinen wirklich von einem ebenso humoristischen, wie drohenden Effecte war. In ihren kurzen, hellgelben Beinkleidern und Jacken ihrem Spitznamen Canarino Ehre machend, hatte sich diese Bande von etwa hundert und funfzig Sträflingen mit Dem bewaffnet, was sie gerade in dem ihr preisgegebenen Arsenal hatte auffinden können; an ihrer Spitze schritt ein hannlanger, hagerer Mensch mit einer breiten Offizierschärpe über der Schulter, einen Offizierdegen in der Hand, eine Pistole in die Jacke geknöpft. Die Uebrigen trugen, was ihnen der Zufall in die Hände gespielt: Partisanen, krumme Säbel, Gewehre, Pistolen und allerlei fremdartige Waffen, die heut ihre Curiositätszwecke verleugneten, denen sie vielleicht seit langen Jahren im Arsenale gedient.

Mit Besorgniß überschaute Lorenzo den Platz. Die Bande kam näher und näher! er überhörte die abermalige Aufforderung des Offiziers, die Seinigen wurden handgemein mit den Soldaten, ehe er sich dessen in sei-

ner mangelhaften Feldherrn-Praxis versehen, und seinem Collegen den Widerstand gegen die Soldaten überlassend, zog er sich mit einer Abtheilung der Seinigen unter den Schutz eines Hauses, um sich so den Rücken zu decken. Er war keinen Augenblick zweifelhaft, daß diese Bande, den Soldaten dankbar für ihre Befreiung, auf die Insurgenten eindringen werde, und Lorenzo erwartete daher ihren Angriff.

Wirklich stürzte sich die gelbe Bande auf Lorenzo, ihren Anführer voran, der, seine Prärogative benutzend, sofort persönlich mit Lorenzo anzubinden suchte, aber in freudiger Ueberraschung einen Sprung zurückthat, als er seinem Gegner ins Antlitz geschaut.

— Corpo di Bacco! rief er, eine Fratze schneidend, fratelmo, bist Du's wirklich, und wie kommst Du hierher?,

— Auf die einfachste Weise der Welt, Diavolo; ich war eben auf dem Wege, Dir in Deiner Zurückgezogen-Gesellschaft zu leisten, das heißt, wie Du wieder ins Gefängniß zu spazieren, als hier die Sicilianer so freundlich waren, sich zwischen mich und den Bagno zu werfen ... Aber bei der heiligen Mutter Maria, wie kommst Du dazu, Diavolo, mit den Sbirren gemeinschaftliche Sache zu machen?

— Aus Dankbarkeit, Lorenzo! antwortete der Kanarienvogel, die Miene eines Ehrenmannes aufsetzend. Sie kamen zu uns in den Bagno und fragten, ob wir nun den Preis unserer Freiheit sie gegen die Sicilianer zu unterstützen bereit seien; per Dio, wir waren es! Denn betrachte ich, ob ich meine Freiheit oder Sicilien lieber habe, so neigt sich meine Zärtlichkeit immer zu der ersteren ... Holla, Pietro, Giovanni! rief er einigen seiner Kameraden zu, die sehr begierig schienen, sich über die Insurgenten her zu machen, und als ehemalige Banditen ein großes Jucken in den Händen verspüren mochten, wieder das alte Gewerbe zu betreiben; dort stehen unsre Feinde, denn wenn ich's wohl überlege, wären wir große Narren, wollten wir uns gegen unser eignes Fleisch und Blut wenden. Und Ihr, Signore Ufficiale, wandte er sich zu dem Offizier, seid so gütig, Eures Weges zu gehen und meinen Freunden hier kein Haar zu krümmen ... Jetzt, Kinder, schließt Euch zusammen und kommt zum Palast; ich habe eine kapitale Idee und wäre sogar nicht abgeneigt, mich heute zum König von Sicilien ausrufen zu lassen, wenn nicht Ruggiero Settimo diese Krone verdiente, und ich nicht wüßte, was ich Besseres zu thun habe!

(Fortsetzung folgt)

Ueber Leichenfeierlichkeiten der Völker.

Von

Dr. **H. Asmus.**

(Schluß).

Wie nicht anders möglich, entstehn aus wunderlichen Ansichten und Begriffen die seltsamsten Gebräuche und das ist denn auch Ursache, warum man ihrer so viele gerade bei den wilden Völkern findet. Die Caraiben schaffen beinahe mit Angst alles bei, Seite was der Todte lebend berührte, und selbst die Mitbewohner derselben Hütte bringen all' ihr bewegliches Hab' und Gut an die freie Luft, und lassen es dort so lange, bis der Leichengeruch verflogen ist; das währt jedoch eine geraume Z[illegible] das Zuströmen der frischen Luft nicht durch die Thür, sondern nur durch ein Fenster geschieht. Auch in China war früher eine ähnliche Sitte gebräuchlich und man gab als Grund dafür an, „daß die Thür des Hauses den Schmerz zu lange aufbewahren würde." Der Kaiser gab sich freilich Mühe dies Vorurtheil dadurch zu entkräften, daß er beim Begräbniß seiner Gemahlin befahl, dieselbe aus der Thür zu tragen, aber dennoch besteht jener Gebrauch bis auf den heutigen Tag, namentlich in den von der Residenzstadt etwas entfernt liegenden Provinzen. — Bei den Congo-Negern ist es gang und gäbe, das Leichenbegängniß auf einem geraden Wege zu beschaffen, der mit Laub und Reisern bestreut ist; stellt sich unterwegs eine Mauer, ein Haus oder Derartiges entgegen, so wird dergleichen Hinderniß auf der Stelle niedergerissen. Auch tragen in China beim Leichenbegängnisse bestimmte Männer Figuren von Pappe, die Sclaven, Tiger, Bären, Pferde u. dgl. darstellen. Doch warum so weit greifen? Auch aus dem aufgeklärten Frankreich erzählt man sich drollige Sachen. Ein Canonikus zu Evreux verordnete in seinem Testamente hinsichts der Ruhe seiner Seele, daß in der Kirche mitten im Chor auf dem Steinpflaster ein Bahrtuch ausgebreitet und in den vier Ecken desselben vier Flaschen guten Weins und eine fünfte in der Mitte aufgestellt werden solle, und dabei bemerkte er, daß dies Alles den Chorsängern der Kirche zu Gute kommen solle.

Fassen wir die Leichenbegängnisse, wie sie in den verschiedenen Ländern und in den verschiedenen Abstufungen der Gesittung bestehen, etwas näher ins Auge, so dürften wir die Wunderlichkeiten, die dabei vorkommen, leicht erklärlich finden. Der Schmerz sieht alles schwarz oder malt doch grau in grau und bekümmert sich wenig um Zierrathen; ist es daher so auffallend, wenn die Polynesier von Tasitt sich während des Leichenbegängnisses nackt hinsetzen und den ganzen Leib einschwärzen? — Aber characteristisch ist die Wahrnehmung, daß alle Völker

festzustellen suchen, ob der Verblichene eines natürlichen Todes gestorben sei. Bei einigen — bei den Caraiben — ist es eine Hauptbedingung, daß sich die ganze Familie davon überzeuge. Fehlt bei der Todtenschau nur ein Mitglied der Familie, so entsteht der Verdacht der Ermordung und die Ueberzeugung, einer der Verwandten müsse ums Leben gebracht werden. Die Congo-Neger beerdigen keine Leiche, bevor nicht alle Glieder der Familie versammelt sind; kein Umstand rechtfertigt das Nichterscheinen, selbst wenn sie viele Meilen entfernt sein sollten. — Wir alle kennen die Eindrücke des Schmerzes und wissen, daß er in seinem Ausdruck nicht immer die Gränzen innehält, sondern häufig übertreibt, stöhnt, seufzt, oder ein lautes Klagegeschrei erhebt, daß die ganze Nachbarschaft zusammenläuft. Bei den Negern, die, wie bekannt sein möchte, auserlesene Freunde von Possen und lächerlicher Kurzweil sind, äußert sich der Schmerz über einen Todten durch Heulen, je größer dieses, je tiefer jener; deshalb werden vorzugsweise alle Weiber gedungen, welche in der Dorfschaft umherrennen müssen und den Tod durch ein entsetzliches Wehgeschrei bekannt machen. Giebt der Schmerz ihnen nicht genug Thränen, so stecken sie sich Pfeffer in die Nase, damit sie besser und natürlicher weinen und heulen können. Ist der Verstorbene ein Häuptling oder vornehmer Mann, so wird für dies Beweinen eine gewisse Zeit anberaumt, die zwei, auch wohl vier Wochen, und vom Aufgange bis zum Untergange der Sonne dauert. Des Nachts hingegen erholt man sich an einer vortrefflichen Mahlzeit, bestehend aus Reis und Geflügel, das die benachbarten Bewohner pflichtschuldigst den Heulern zubringen müssen, und nach dem Mahle singt und tanzt man. Die Ostiaken heulen ebenfalls mehrere Tage bei der Leiche mit verhülltem Gesichte; in Tuntin aber stützen sich die Söhne des verstorbenen Vaters bei dessen Leiche auf dicke Stöcke, damit sie sich im Schmerze aufrecht halten; nur der älteste Sohn legt sich mitunter auf Augenblicke auf die Erde, zieht die Leiche des Vaters über sich weg und stößt den Sarg, wenn er sich wieder erhoben, mit beiden Händen nach rückwärts, gleichsam um den Todten zu vermögen, an den Aufenthaltsort der Lebenden zurückzukehren.

Aus Pietät glaubt man den Leichnam schmücken zu müssen, eine Sitte, die sich unter allen Völkern des Erdballs ausgebildet hat, bei den Wilden, den Barbaren und selbst bei den aufgeklärten Nationen. Einige Negervölker begnügen sich mit Waschen, andere bemalen die Leiche, frisiren das Haar und schmücken es mit Geschmeide, das der Verstorbene bei Lebzeiten sich angeschafft. Die Abgonkiner aber salben Haar und Bart des Todten mit Oel, bemalen das Gesicht hochroth und bedecken ihn mit schönen Schmuckfedern und Glasperlen. Die Hottentotten tragen nur eine gelbe Farbe auf. In China bekleidet man die Leiche, nachdem sie sorgsam gewaschen, mit den reichsten Kleidern und den Abzeichen der Würde des Verstorbenen, ganz wie es bei den christlichen Völkern der Fall ist. Selbst mit allegorischen Emblemen sucht man die Leichenfeierlichkeiten auszustatten; ein Gebrauch, der schon im Alterthum den alten Römern eigenthümlich war. Die Männer nämlich erscheinen beim Leichenbegängniß verschleiert, die Frauen dagegen nicht; vielleicht um das Leben und den Tod zu versinnbildlichen, da das reizendere Gesicht des weiblichen Geschlechts als Symbol des Lebens dienen kann.

Die Gesetzgebung hat sich veranlaßt gesehen, dem Schmerze Ausdruck zu geben und durch Verordnungen bestimmt, wie man traurig und betrübt sein müsse. Derartige Gesetze findet man überall zu allen Zeiten und unter allen Völkern, bei Christen und Heiden. Allgemein ist es Brauch, am Grabe der Verstorbenen Lob auszusprechen — und wer wollte darin etwas Lächerliches finden? Sei nun das Leb erdichtet oder wahr, so tröstet es doch die Ueberlebenden. Bei Völkern, die noch auf den ersten Stufen der Entwickelung des gesellschaftlichen Zustandes stehen, ist es Sitte, daß die ganze Ortschaft dies Lob im Chorus anstimmt. Bei den Negern treten gewöhnlich nur Frauen und Mädchen als Lobredner auf, vielleicht aus dem Grunde, weil man glaubt, daß gerade sie das Lob des Verstorbenen mit größerer Empfindung aussprechen. Allein die Gegensätze von reich und arm änderten gar bald manches in den Leichenbegängnissen. Der Reiche wollte es nicht dulden, daß seine Leichenbestattung der des armen Mannes glich, und so finden wir, daß es sich später weniger um Beweise der Achtung für den Todten als um Befriedigung des Ehrgeizes der Familie handelte. Ein großer Theil des Vermögens fiel einem solchen Leichenbegängnisse zum Opfer. Die armen Insulaner von Mindanao bieten Alles auf, dem Verstorbenen neue Kleider zu verschaffen und ihm überhaupt eine prächtige Leichenbestattung zu bereiten; sie pflanzen Bäume und Blumen um das Grab, verbrennen Wohlgerüche und stecken vier weiße Fahnen an die Ecken des Grabes, wenn der Todte ein Häuptling der Insel gewesen. Daß mitunter Ansprüche der Art lächerlich wurden, konnte nicht fehlen: bei mehreren Völkern des Alterthums nahmen eine große Menge Pferde an den Leichenbestattungen vornehmer Leute Theil, und bei den aufgeklärten Völkern der Neuzeit reiten und fahren, unter Anstimmung von Trauermusik bei der Beerdigung von Militärpersonen eines hohen Ranges ganze Schwadronen und ganze Batterien mit, um über dem Grabe Salven mit grobem Geschütz abzufeuern und dann bei der Rückkehr vom Grabe lustige Märsche und Gesänge zu blasen. — Die Siamesen lieben es, die Scheiterhaufen sehr hoch zu bauen. La Loubre erzählt, daß bei der Leichenbestattung einer Königin das Gerüste so hoch war, daß man eine große Maschine anwenden mußte, um den Sarg

hinaufzuheben. Die Scheiterhaufen der Prinzen von Geblüt und der großen Herren werden von dem Könige selbst angezündet; allein er verläßt dabei nicht seinen Palast, sondern es ist eine Leine mit brennbarem Stoff vom Scheiterhaufen nach einem Palastfenster geleitet, an dem der König steht. Hat es ein Siamese zu Etwas gebracht, so pflegt er die Asche seines Vaters ausgraben zu lassen, um das Versäumte nachzuholen, wenn demselben bei der Bestattung nicht die gehörigen Ehren erwiesen wurden. — In China schreibt das Gesetz vor, einen weißen Hahn auf dem Sarge zu befestigen; da es aber nicht immer leicht ist, einen Hahn dieser Farbe zu finden, so behilft man sich oft damit, einen Hahn anderer Farbe weiß anzustreichen. Ueberhaupt knüpfen die Chinesen an ihre Beerdigung eine so große Wichtigkeit, daß sie oft zwanzig Jahre vor dem Tode ihren Sarg besorgen, und man feiert als Festtag den glücklichen Tag, wo man ihn ins Haus bringt, stellt ihn viele Jahre hindurch öffentlich aus und findet ein großes Vergnügen daran, sich hineinzulegen. Selbst der Kaiser hat den seinigen; und es ist vorgekommen, daß sich Kinder vermiethet oder gar verkauft haben, um für ihren Vater einen Sarg anschaffen zu können; arme Leute rasten nicht eher mit der Arbeit, bis sie im Besitz des letzten Hauses sind. Alle Särge werden inwendig mit Asphalt oder Pech getränkt und außerhalb sorgfältig gefirnißt; man legt eine kleine Matratze hinein, eine Decke, ein Kopfkissen, Kohlen, kleine Oeffnungen für Lampen, eine Scheere zum Nägelabschneiden ꝛc.

Es ist kaum glaublich, aber doch wahr, daß man den Tod — besteuert und denjenigen ohne Beerdigung gelassen hat, dessen Hinterlassenschaft unvermögend war, diese Steuer zu entrichten. — In einigen Ländern Indiens setzt man die Leichen armer Leute auf öffentlicher Straße aus, um die Mildthätigkeit der Vorübergehenden so lange anzuregen, bis die erforderliche Summe beisammen ist. Im Jahre 1640 verschloß man in Paris den Gottesacker der „heiligen Unschuldigen“ vier Monate lang, weil der Bischof eine zu große Abgabe verlangte und er diejenigen, welche, ohne Zahlung zu leisten, beerdigt wurden, sogar mit der Excommunication belegte. In der Folge nöthigte man die Sterbenden, der Kirche ein Geschenk zu vermachen. Im 16. Jahrhunderte begruben die Pfarrer in Paris Niemand, welcher der Geistlichkeit nicht irgend Etwas vermacht hätte; darauf brach eine Pest aus, bei der die Kranken an nichts weniger als ans Testiren dachten: eine große Menge Leichen blieben mehrere Tage über der Erde stehen; da sie aber anfingen die Luft zu verpesten, so bewilligte man ihnen ein Grab, „ohne aber daraus Folgerungen für die Zukunft ziehen zu dürfen!“ — Und ist der Gebrauch, welcher bei den aufgeklärten Völkern der Jetztzeit herrscht, Gräber und Träger bezahlen zu müssen, nicht auch eine — Steuer?

Feuilleton.

Eine Betrachtung über Häuser. Als Gott der Herr das Erdenhaus gebaut, als er gezimmert die Fenster des Himmels und hineingehangen die ewigen Lampen, da sah der große Hausherr, daß Alles gut war, denn — das Werk lobte den Meister. In diesem wichtigen Moment war fertig die Wohnung des Menschen und er zog ein ohne alle miethscontractlichen Verhältnisse.

Welche herrliche Wohnungen in diesem Erdenhaus! Unten in den Gängen die grünen Teppiche der Wiesen, die Wände mit Moos und Epheu tapezirt, die schwellenden Rasenbänke und überall ein Born mit frischem Wasser. Ach! es ist so schön, dies Erdenhaus, welches die Allmacht des Erschaffers in Lehn genommen. Seine Güte und Weisheit steht darauf als Hypothek, die nie gekündigt werden kann, denn sie ist ewig, wie das Gebäude selbst. Nur Eines ist seltsam und dies sind die Miethscontracte der Bewohner. Dem Einen ist es vergönnt, siebenzig, achtzig, ja wohl gar hundert Jahr darin zu wohnen, während dem Anderen schon wieder gekündigt wird, ehe es ihm beschieden war, dies Haus in seiner Pracht und Herrlichkeit kennen zu lernen.

Was mag wohl das erste Haus gewesen sein, so die Menschen erbauten? Jedenfalls war es ein Lusthaus, denn die ersten Menschen lebten ja in einem Eden und kannten noch nicht die Plagen des Daseins. Es war ein Gartenhaus, welches die Lilien der Unschuld umrankten, geschmückt von den Rosen der Freude, an denen ein guter Engel Wache hielt und im Hauch der Winde dem Menschen zuflüsterte: Vergiß mein nicht! Die Menschen aber wurden sündhaft und hinausgetrieben aus dem Paradies. Sie irrten umher und bedurften des Rathes. Da bauten sie Städte und das erste Gebäude war sicherlich ein Rathhaus.

Im Grunde genommen hat unser Erdenhaus viel Aehnlichkeit mit einem Rathhaus, nur daß sich außer dem großen perpetuirlichen Bürgermeister da droben, noch

so viel kleine Syndici in die Regierung mischen wollen. In einem Rathhaus befinden sich meist die städtischen Einnahmen und Steuer-Expeditionen. Nur zu einer Steuer wollen sich selten die Menschen verstehen, zur — Steuer der Wahrheit. Auf dem Rathhause spielen Stempel und Stempelbogen eine Rolle. Der wahre Mensch drückt sich selbst den Stempel seines Werthes auf und zwar — durch gute Thaten. Jeder Mensch ist Aktenstück im Archiv der Schöpfung und das Gewissen sein Protokollant. Alle Kosten in seinem Lebensprozeß muß er selbst tragen, gleichviel ob sie auf Leib oder Seele repartirt werden. Bei der Gerechtigkeit der Natur findet keine Moderation statt, jedwede Appellation ist vergeblich, und Wehe dem, welcher die Termine vergißt, welche ihm die Zeit gestellt. Das Urtheil freilich wird erst gefällt, wenn die Akten geschlossen sind, welche der Regisirator Zeit selten bis über Pagina 80 gehen läßt.

Von großer Bedeutung in einem Lande ist oft das Zeughaus, so sich stets in der Residenz befindet. Welche Menge von Waffen aus alter und neuer Zeit liegen da aufgestapelt. Fahnen, Schwerter, Gewehre und Geschütze.

Jede Brust des Menschen soll ein Zeughaus, eine Rüstkammer sein, wo er die Waffe findet zur Bekämpfung seiner Leidenschaft. Sein größter Feind ist die Selbstsucht, diese suche er niederzustrecken, damit dann auf dem Felde seiner Thaten die Fahne des Sieges prange.

In unseren Zeiten gelten vorzüglich noch drei Häuser. Es sind die „drei Elemente innig gesellt" welche eigentlich jetzt das Leben und die Welt bauen. Und diese sind? das Brauhaus, das Bierhaus und das Schauspielhaus.

O Bierhaus! Halle des Gambrinus, ja, „du hast deine Säulen dir aufgebaut" und nicht vergebens winkst du der ewig durstigen Schaar.

Das Brauhaus hat für viele Leute oft mehr Interesse und Wichtigkeit, als das „Landhaus," das „Parlementshaus," und auf der Bierbank machten nicht selten politische Brauer ihre ersten Studien, um dann jede Gährung im Volke zu benützen.

Nicht zu vergessen das Schauspielhaus. Jeder Mensch ist von Kindesbeinen an agirendes Mitglied in den großen Dramen und Trauerspielen, welche das Schicksal dichtet und der Regisseur Zeit in Scene setzt. Das Schicksal ist ein merkwürdiger Dichter, denn noch nie hat man gehört, daß es Tantieme oder Honorar verlangt hat. Ach, und diese Requisitenkammer, wenn das Schicksal vielleicht einmal so ein Völkerdrama in Scene setzt, wo Tausende Heldenrollen spielen und aus Kanonenlöchern soufflirt wird. Im Grunde genommen ist jeder Mensch im Spiel des Lebens Schauspieler, Decorateur und Illuminateur in Einer Person. In der Jugend will er ein Repertoir voller Lustspiele, dann aber, wenn er mehr ins Leben tritt, wählt er das Fach des Intriguants, spielt mitunter eine Characterrolle und agirt so fort, bis er in das Fach der Väter und Alten übergeht. Kassirer, Inspector und Direktor will er natürlich immer selbst sein. Nur Einem muß er weichen, wenn es bestimmt ist, daß der Vorhang falle, und dieser Eine ist der Versenkungsmeister Tod.

Mit Scheu erwähnen wir jetzt noch ein Haus, und Wohl einem Jeden, der davon entfernt bleibt. Es ist das Zuchthaus. Das Zuchthaus, meine verehrten Leser, ist eigentlich ein Lagerhaus, ein Ständehaus, wo zum allgemeinen Congreß der Besserung die Sünde und das Laster ihre Vertreter geschickt hat. Das Zuchthaus ist ein Gasthaus, wo sich aber keiner der Gäste eine Gurke herausnehmen darf, obgleich Viele — in der Wolle sitzen.

Das Zuchthaus ist ein Chausseehaus, welches so mancher gern umfahren möchte, aber dennoch angehalten wird, seinen Zoll zu entrichten, wenn er abgewichen vom Wege des Rechtes. Das Zuchthaus ist so ein Wetterhäuschen, welches auf lange Zeit hinaus trübe, stürmische Tage verkündigt. Es ist ein Spritzenhaus, wo Jeder ganz gehörig abgekühlt wird, den ein unreines Feuer ergriffen. — Es ist ein Leihhaus, ein Versatzamt, wohin alle diejenigen versetzt werden, auf welche die Welt nichts mehr giebt; es ist ein Schneckenhaus, wo Alle, mit denen es rückwärts gegangen, ganz gehörig die Hörner einziehen.

Da lobe ich mir das Speisehaus, jene Anstalt, wo der Hunger gleich dem Valentin in Raimund's „Verschwender" den Hebel hinlegt, und der Welt „Ade!" sagt. Im Speisehaus, bei besetzter Tafel, hört aller Haß, aller Groll auf, denn wo Kinnladen in Bewegung sind, da hieß es zu alten Zeiten: hier ist es gut! hier laßt uns Hütten bauen! — Speisehaus! du steinernes Conversations-Lexicon der Gastronomie, wie geschmackvoll sind alle deine Artikel von Artischocke und Ananas bis Zwetschke und Zwiebel. Wie genießbar Alles für einen Jüngling, den Mittags um zwölf Uhr Hunger und süße Gewohnheit des Daseins in's Speisehaus treibt.

O Speisehaus! du Guthaus, wo Appetit und Heißhunger vereint hinabsteigen in die segensreiche Tenfe deiner Küche, in den Schacht lucullischer Genüsse. Hinab in die Ablagerungen geröisteter Cotelettes mit saftig zerstückelten Fragmenten aus der Kartoffel- und Staudensalat-Periode.

Ja! präsentirt's Gewehr! vor dem Speisehaus, welches mit unendlicher Hoheit und Stolz auf ein Haus herabblicken kann, das eigentlich gar nicht den Namen: Haus verdient. Es hat dies Haus keinen Grund, keine Mauern keine Fenster, keine Treppe, keinen Keller, kurz es mangelt Alles. Ich will nicht zögern, es ist — das Schilderhaus.

Und dennoch hat dies Haus trotz seiner Mängel gar viele Vorzüge. Erstens steht auf diesem Hause keine Hypothek und dies ist in unserer Zeit viel werth. Zweitens hat in seinem Raum nie Zank und Streit stattgefunden, von Rauch ist niemals die Rede gewesen. Drittens immer ruhige Nachbarschaft und was das Allerbeste, alle Diejenigen, die dies Haus beziehen, brauchen keinen Miethzins zu bezahlen.

Kommt ihm ein Haus gleich, hat Eines mit ihm Aehnlichkeit, so ist's — das Bahnwärterhäuschen. Ein Bahnwärterhaus ist die in die Schienenprosa des industriellen Lebens gesetzte Idylle. Ein Bahnwärterhäuschen ist ein Zeitabschnitt in der täglich docirenden Geschichte des Dampfwagens. Mit dem ersten Spatenstich zu seiner Erbauung hat es den alten Grundsatz umgestoßen, daß Ruhe die erste Bürgerpflicht sei, denn ein Bahnwärter darf nie Ruhe haben. — Von der Redensart: ein fideles Haus! kann das Bahnwärterhaus nie Gebrauch machen. Ueber sein Dach hinweg gehen die Telegraphendrähte, wird Weltgeschichte gemacht und sonach führt es mehr den Titel: das geheimnißvolle Haus.

Vergessen sei nicht in der Zahl unserer Häuser das Armenhaus, jene Zufluchtsstätte für das hülflose, gebrechliche Alter. Jedes Armenhaus ist ein Denkstein zum Ruhm der Milde und Barmherzigkeit von Seiten treuer Bürger einer Stadt. Das Armenhaus ist der Pensionsfond für die letzten auftauchenden Freuden des Lebens armer Menschen. Es ist ein Bethaus, wo unsichtbare Engel Gottes die Hände falten, um für das Wohl Derer zu flehen, die sich hier als Gründer oder Erhalter zeigten.

So, verehrter Leser, könnte ich dich noch in's Waisenhaus, in's Gewandhaus, in's Schützenhaus und wenn du Lust hast, sogar noch in's Waschhaus führen; aber mir fällt ein Haus ein, vor dem ich allen Respect habe, vor dem ich so zu sagen meine Beine unter'n Arm nehme, denn dieses ist — das Beinhaus.

Th. D.

Die Speisekarte in Carlsbad, vorzüglich wenn sie französische Ausdrücke gebraucht, ist oft ein Rebus, der in der That harte Zähne verlangt. Da steht geschrieben: „Ring-Lotten". Schwerebrett! was mag dieß sein! denkt der Gourmand und bestellt sich das fabelhafte Gericht. Was bringt der Kellner? Gebackene Pflaumen und zwar solche von der runden Art, welche nach der Königin Claudia von Frankreich, der Gemahlin des ritterlichen Franz I. Reine-Claude genannt wird. Also aus der Königin Claudia-Pflaume, aus der Reine-Claude, wird in Deutsch-Böhmen eine „Ring-Lotte" gemacht. — Auch nicht übel.

Eine gute Gesellschaft ging dieser Tage in einem Schiff von England nach dem westlichen Australien ab. Das Schiff hatte nicht weniger als 400 Verbrecher in seinen Räumen. Darunter Sir John Dean Paul, Strahan und Bates, die berüchtigten Banquiers, Robson, der Secretair des Krystallpalastes, Leopold Redpath, Agar, der die großen Golddiebstähle zwischen London und Paris verübte, und der berüchtigte Banknotenfälscher Saward.

Ein merkwürdiges Privilegium. Als neulich eine Gesellschaft von Dresden aus einen kleinen Ausflug nach Böhmen unternahm, fesselte in der Nähe des Klosters Osseg ein Mann ihre Aufmerksamkeit. Es trug dieses Individuum eine Kopfbedeckung in Form einer Bischofsmütze und darauf stand mit großer lesbarer Schrift: „Privilegium zum Betteln." Einige aus der Gesellschaft glaubten es hier mit einem Irren zu thun zu haben, oder einem Betrüger. Etliche Leute aber, die des Weges kamen, verneinten dies und sagten: Es verhält sich leider so, wie zu lesen, der Kerl hat ein Privilegium auf's Betteln.

Die „Toilette der Nägel" erforderte bei den Frauzosen, namentlich in Paris, immer viel Aufmerksamkeit und es ist bekannt, daß elegante Modendamen sich ihre Nägel von besonderen Nägelabschneidern putzen ließen. Nun giebt es aber viele Menschen, denen die Natur schlechtgeformte Finger und Nägel verliehen hat; letztere namentlich recht breit, nicht ovale Form. Diesem Uebel abzuhelfen, verkauft man jetzt in Paris eine Art Fingerhüte von dünnem Blech, welche die Länge des ersten Fingergliedes bedecken. An jedem dieser Fingerhüte ist unten eine Oeffnung angebracht, wodurch sich ein seidenes Bändchen zieht, welches am Handgelenk festgebunden wird. Diese kleine Fingerverschönerungs-Maschine wird des Nachts vor dem Schlafengehen angelegt.

Musik.

Einem musikalischen Publikum empfehlen wir das im Druck und Verlag von G. Reichardt in Eisleben erschienene Werk „Immortellen. Auswahl des Besten aus den Werken der großen Meister im Reiche der Tonkunst. Für das Pianoforte eingerichtet und herausgegeben von Julius Hopfe.". 13 Lieferungen, à 10 Sgr., sind davon heraus, und wir müssen sagen: jede derselbe ist gediegenen Inhalts voll. Die Anordnung der einzelnen Piecen ist mit Geschmack getroffen. Die Käufer werden sich nicht betrogen finden, zumal ja hierbei Niemand „die Katze im Sack kauft," wie man zu sagen pflegt, sondern durch das Inhaltsverzeichniß der Titelblätter gleich genügend belehrt ist, welche Hefte seiner musikalischen Richtung und Liebhaberei am meisten zusagen werden.

Litteratur.

Im Verlag von Gustav Emich zu Pest erscheint „Belletristisches Lese-Cabinet der magyarischen Litteratur in sorgfältiger Uebersetzung." Von diesem Werk liegen die 9. bis 18. Lieferung in 2 Bände zusammengefaßt vor uns. Sie enthalten den Roman „Ein ungarischer Nabob" in 3 Theilen von Moriz Jókai, aus dem Ungarischen übersetzt von Adolph Dux. Der Autor ist, nach dieser Arbeit zu urtheilen, ein bedeutender Psycholog, der die Ausstrahlungen des menschlichen Herzens in interessanten Spiegeln zu reflectiren weiß. Der Roman hat uns sehr gefesselt und gespannt erhalten. Wir empfehlen ihn deßhalb allen Freunden der Belletristik. Der Humor findet ebenso seine Vertretung darin, wie der Ernst, der aus schmerzlichen Situationen und Stimmungen hervorgeht.

Theater.

Berlin. Wie sich die Friedrich-Wilhelmsstadt ein großes Verdienst um den liebenswürdigen Lortzing erwirbt, indem sie seine trefflichen Opern mit besten Kräften fortgesetzt aufführt und aus denjenigen seiner Werke, die augenblicklich nicht ihrem Repertoir angehören, (z. B. Undine) wenigstens Fragmente darstellt — ebenso anerkennenswerth ist es von der Königsstadt, daß sie den poesievollsten, wahrhaftesten deutschen Possendichter Ferdinand Raimund nicht in Vergessenheit sinken läßt, vielmehr diese köstlichen Producte des tiefsinnigsten Humors mit allem möglichen Aufwande nach und nach wieder auffrischt. Der neueinstudirte „Alpenkönig und Menschenfeind" erfreut sich lebhafter Theilnahme. Director Wallner selbst spielt die Rolle des „Rappelkopf" mit großer Bravour.

Moden-Bericht aus Paris.

Mousseline, Gaze, Barège; Barège, Gaze, Mousseline. Von Nichts Anderem ist jetzt die Rede, und es ist klug und weise für einen so ungewöhnlich warmen Sommer, als derjenige ist, dessen wir uns augenblicklich erfreuen. Desto schlimmer aber für die Modebericht-Erstatterinnen, die wenig Neues zu sagen haben und sehr glücklich wären, dürften sie diesen Umstand benutzen und ebenfalls Paris verlassen, wie jetzt alle Welt thut, um frische Luft zu schöpfen. Aber die unerbittliche Pflicht hält sie zurück und nöthigt sie zu bleiben, um immer zu wiederholen, daß nichts Neues im Reiche der Mode vorfällt. Nicht etwa, daß die schönsten Stoffe in dem Magazin des Villes de France mangelten; nicht daß Chagot oder Mlle. Grafetot der Ruhe pflegten, oder daß man unthätig wäre in den Hallen der Ville de Lyon, aber in dieser Epoche beschäftigt man sich nur ernstlich mit den Vorbereitungen für die Herbstmoden, über die uns noch nicht gestattet ist zu sprechen.

Wir wollen daher heute mit der Beschreibung einiger vollständigen Toiletten beginnen, Toiletten aus den geschmackvollsten, frischesten Arbeiten von Clementine Bara, Mlle. Grafetot und Chagot zusammengestellt.

Ein Kleid von rosa Gaze Chambéry; den Rock zieren fünf Volants, die auf rosa Taffet-Volants gesetzt sind; den Band der letzteren faßt eine Band-Rüsche ein, die das Gaze-Volant graziös emporhebt. Ueber das ausgeschnittene Taffetleibchen geht das hohe von Gaze; es ist glatt, mit einer Berthen-Draparie verziert, die sich vorn kreuzt und hinten geknüpft ist; eine Rüsche gleich denjenigen der Volants faßt sie ein. Um den Halsausschnitt geht eine doppelte weiße und rosa Rüsche. Die Aermel, oben in Puffen, fallen in großen, eckigen, offenen, mit Rüschen gestützten Unterärmeln herab. Die Vervollständigung dieser Toilette bildet ein weißer Guipüre-Shawl, und ein rosa in Puffen gezogener und mit Reisstrohborten besetzter Crepphut; leichte rosa und weiße Marabouts zieren den Rand des Schirmes und als halber Kranz die Innenseite. Eine weiße Guipüre fällt auf die Stirn herab und zieht sich um das Bavolet herum.

Ein weißes Mousseline-Kleid, besäet mit kleinen lila Blumen, hat fünf abgepaßte Volants; das hohe Leibchen ist gefältelt und um die Taille mit einem Gürtel zusammengefaßt. Aermel mit schmalen Volants. Schooßjacke von schwarzem Taffet mit neun Reihen Eichelknöpfen garnirt; runde Berthe mit Eichelknöpfen bedeckt; Aermel à la Juive mit neun Reihen Eichelknöpfen eingefaßt. Hut von grauem englischen Stroh, an der Seite mit einer langen gewundenen Feder garnirt; lila Bindebänder, im Innern Fliederzweige.

Die Toiletten für den ländlichen Aufenthalt werden sehr einfach zusammengestellt; eine große Anzahl derselben ist mit den zierlichsten Bandschleifen und graziösen Rüschen der Glaneuse garnirt. Das Band findet noch immer die allgemeinste und beliebteste Verwendung, man setzt es glatt auf den Rand der doppelten Röcke; man verziert mit ihm als Brandenbourg die Taille, man legt es als Gürtel mit langen flatternden Enden und Schleifen um die Taille.

Wir geben hier die Beschreibung einiger ländlichen Toiletten: Ein Kleid von grauem Ziegenhaar mit schmalen grünen Atlasstreifen, vorn herunter schürzenartig verziert mit schmalen grünen Bändern, die ein schwarzer Streifen einfaßt. Das Leibchen hat einen Schooß; die Aermel sind aus einem Jockey und einem tonnenartigen spitzen Volant zusammengesetzt.

Ein schwarz und weiß damenbrettartig carrirtes Taffetkleid mit doppelten Röcken, an den Seiten mit schwarzen Sammetbändern besetzt, die an jedem Ende ein Knopf beschließt. Leibchen ohne Schooß, mit einen neapolitanischen Tuch von schwarzem Sammet, das vorn lange Enden hat, bedeckt. Ueber die in große Falten gelegten Aermel fällt ein Jockey.

Ein violettes Grenadine-Kleid mit fünf Volants und diese eingefaßt mit violettem Band und besetzt mit schwarzen Spitzen. Ueberfragen Antoinette von schwarzen Spitzen und violetten Bändern. Italienischer Strohhut von Marlton, mit einer weidenartigen weiß und violetten Feder von Zacharias.

Die beliebtesten Kleider-Garnirungen sind noch immer die vielfältigsten, hübschesten Posamenterien, die mannichfachsten Fransen, Eicheln, Borten; doch sieht man auch viel Sammetstreifen, Rüschen u. s. w. Besonders heben wir ein sammetartiges schönes Band hervor, das sich zur Garnirung der doppelten Röcke sehr eignet; man besetzt damit den ersten Rock zwei Mal, den zweiten nur ein Mal. Die Taillen werden immer in vollkommenster Uebereinstimmung mit den Röcken garnirt.

Wir sahen die Volants einiger sehr hübschen seidenen und Popeline-Kleider mit Schrägstreifen von Taffet, Popeline oder Sammet eingefaßt; sie waren von der gleichen oder auch von abstechender Farbe, immer aber sah es sehr hübsch und vornehm zugleich aus.

Die kleinen Spitzen-Mantillen und doppelten Shawls sind noch immer eine unserer beliebtesten Moden; außerdem die Shawls Marie-Antoinette mit zwei Volants, für die man im Winter auf den Ball-Tolletten eine passende Verwendung finden wird.

Die Mode der Bournouße kommt mehr und mehr en vogue und verspricht noch beliebter für den Herbst zu werden. Bis jetzt sah man sie hauptsächlich von Taffet; die spätere Zeit wird sie uns von Sammet und schweren Stoffen bringen. Eine reizende Verzierung derselben ist in Rüschen gefälteltes Band, das den ganzen Bournouß umgiebt; der untere Rand ist drei Mal damit besetzt. Das Capuchon ist in gleicher Weise verziert; an die Spitze ist eine große, dicke, seidene Quaste gesetzt.

Unter den neusten und schönsten Hut-Modellen von Mlle. Alexandrine machen augenblicklich der Pamela- und der Lorrain-Hut das größte Aufsehen; beide graziös und jugendlich sind auch kleidend im höchsten Grade. Zu ihren Reisstrohhüten verwendet die genannte Künstlerin sehr häufig Federn und besonders weiße Federn; von ihr arrangirt eine der graziösesten Garnirungen, die sich denken läßt.

Bis jetzt sind es noch immer die weißen Schleier, die den Vorrang vor allen andern haben, indessen müssen sie weich, schön und von echten Spitzen sein, wogegen sie im andern Fall schwarz vorzuziehen sind.

Erklärung des Modekupfers.

1. Barège-Kleid mit vier Volants und diese eingefaßt mit einem breiten louisenblauen Bande. Hohes Leibchen ohne Schooß; runde Berthe und Aermel mit vier schmalen Volants, beides eingefaßt wie die Volants des Rockes. Grauer Strohhut, garnirt mit Kornblumen-Touffe und blaue Bindebänder.

2. Schwarzes Grenadine-Kleid, schwarz- und roth-carrirt, mit doppelten Röcken; der obere Rock ist mit einer Bandrüsche eingefaßt, die sich als Seitengarnirung bis zur Taille hinaufzieht; diese Garnirung ist an beiden Seiten durch Schleifen zusammengefaßt. Leibchen ohne Schooß mit einem Ausschnitt à la Jeanno de Flandre; derselbe ist mit einer Rüsche eingefaßt und das Leibchen vorn herunter mit Schleifen garnirt. Sehr lange und weite Aermel, mit einer Rüsche eingefaßt und einer Schleife aufgenommen. Schwarzer Spitzen-Shawl. Weißer Crepphut Marie Stuart, mit schwarzen Spitzen bedeckt und einem Kranze kleiner rother Marabouts eingefaßt. Rothe Bindebänder. Eine schwarze Spitze fällt auf die Haare herab.

Die Abonnenten der ersten (Acht Thaler-) Ausgabe erhalten als Extra-Zugabe:

Die Mahlzeit im Walde.

Die Zeitung für die elegante Welt erscheint wöchentlich und zwar in drei verschiedenen Ausgaben:

Erste Ausgabe mit allen Beilagen zu 8 Thalern jährlich. Enthält im Jahrgange 52 Damen- und 24 Herren-Modekupfer, Musikbeilagen, Mustertafeln für weibliche Arbeiten u. Moden, Schnitt-Tafeln für Herren, Potichiomanie-Bogen, Portraits, Genrebilder ꝛc.
Die zweite Ausgabe zu 6 Thalern jährlich bringt denselben Text und ausschließlich Damen-Modekupfer und Mustertafeln.
Die dritte Ausgabe zu ebenfalls 5 Thalern enthält nur Herren-Modekupfer, bringt aber ebenfalls 52 Lieferungen Text.

Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen Bestellungen an.

Verlag von **Otto Janke in Berlin.** Verantwortlich: Dr. **O. Girndt.**

Buchdruckerei von Gustav Lange in Berlin.

№ 36. Siebenundfünfzigster Jahrgang. 1857.

Zeitung für die elegante Welt.

Die Abonnements-Bedingungen befinden sich am Schlusse des Blattes.

Redaction: Th. Drobisch in Leipzig und Dr. O. Girndt in Berlin.

Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen hierauf an.

Von dieser Zeitschrift erscheint wöchentlich eine Lieferung von 1½ bis 2 Bogen Text, mit artistischen und technischen Beilagen, bestehend in Pariser Modekupfern, Muster- und Schnitt-Tafeln für Damengarderobe ꝛc. in sorgfältigster und reichster Auswahl.

Neue Proben

aus dem Roman

„Rom und Sahara."

Von

Hans Wachenhusen.*)

(Fortsetzung.)

Den Arm um Lorenzo's Schulter legend und in der Rechten den Degen schwingend, riß der Canarino seinen wiedergefundenen Freund die Straße hinab; betroffen und der Uebermacht weichend, traten die Soldaten zurück, froh, diese Bande nicht gegen sich zu haben, die sie für sich zu haben geglaubt, und im Sturm eilte der Haufe dem Palast zu, vor welchem ein Tumult der seltensten und buntesten Art herrschte. In Massen nämlich hatten sich die Gefangenen und die Galeerensclaven, deren die Kerker nicht weniger als fünfzehn Tausend ausgespieen, auf dem Platze versammelt, alle mit Lanzen, Säbeln, Knitteln, zuweilen sogar mit Waffen versehen, deren sich ein Fürst nicht geschämt haben würde; eine Versammlung des Auswurfs der Menschheit, unter der allerdings auch wohl manche Elemente sein mochten, die von der huldreichen neapolitanischen Regierung hiezu gemacht oder von ihrer unbestechlichen Gerechtigkeit erst zu Verbrechern gestempelt worden.

Das Militär hatte noch den Palast besetzt, die Fenster desselben waren jedoch zertrümmert, die Thüren und Außenwände trugen die Spuren heftiger Angriffe; Uniformen strichen zuweilen an den Fenstern vorüber, das Jammern der Verwundeten drang aus denselben heraus, wenn sich auf einige Secunden der auf der Straße herrschende Tumult beschwichtigen zu wollen schien. Insurgenten und Sträflinge standen einander gegenüber; es mußten schon Kämpfe zwischen ihnen stattgefunden haben, denn auf den Schwellen der Häuser sah man Verwundete beider Theile liegen. Wahrscheinlich erwarteten die so unvermuthet Freigelassenen den Angriff der Insurgenten auf den Palast, um in der ersten Anwandlung der von Diavolo gerühmten Dankbarkeit das dem Anscheine nach nicht mehr sehr kampfbegierige Militär in seiner Position zu schützen. Das Bombardement von Seiten der Flotte hatte gänzlich aufgehört; auch im Palast schien eine gewisse Rathlosigkeit, eine Verwirrung unter dem Militär zu herrschen, die man sich draußen nicht ganz erklären konnte.

Plötzlich machte ein sonderbarer Vorfall der momentanen Unthätigkeit, dem gegenseitigen Beobachten der Parteien ein Ende. Ein Volkshaufe war von der Rückseite in den einen Flügel des Palastes gedrungen; mehrere Insurgenten erschienen an einem Fenster und streckten die Tricolore aus demselben heraus; einige Soldaten-

leichen wurden aus dem nächsten Fenster auf die Straße hinabgeworfen; ein heftiger Kampf entspann sich im Palast. Jetzt erschien ein junger Mann auf dem Balkon eines Privathauses und hielt, vielfach durch Exclamationen für und wider ihn unterbrochen, dem Volk eine Anrede, in welcher er dasselbe aufforderte, den Palast zu stürmen und dadurch der Gewaltherrschaft auf Sicilien ein Ende zu machen. Ein Steinwurf, der ihn rückwärts auf den Balkon schlenderte, machte der Rede ein Ende, und dies war zugleich das Signal zum neuen Sturm. — Nieder mit dem König! Es lebe die Constitution! brüllte es aus hundert Kehlen zugleich. — Es lebe der König! war die Antwort einer Anzahl Sträflinge; die große Mehrzahl derselben jedoch schwieg; sie schien nicht zu wissen, was sie schreien sollte, denn ihr Enthusiasmus für den König war keineswegs bedeutend, und wiederum glaubten sie, es sei doch ihre Pflicht und Schuldigkeit, wenigstens *etwas* für ihn zu thun.

Dies war der Augenblick, wo Diavolo mit seinen Kanarienvögeln vor dem Palast eintraf. Mit einem Blick überschaute er die Situation; des ersten Gegenstandes sich bemächtigend, der geeignet war, ihm einen erhöhten Standpunkt zu geben, ragte er um einige Fuß über die Masse hervor, um seinerseits eine Ansprache an die Masse und zwar an die seiner Kollegen, der Sträflinge, zu halten.

Kameraden! rief er mit einer Donnerstimme, man hat uns unsere Freiheit wiedergegeben, das ist wahr; aber *warum* hat man sie uns gegeben und *wem* verdanken wir sie? Per Dio, nicht den Dienern des Despotismus, die unsere Ketten brachen, um uns gegen unsere eigenen Brüder zu waffnen, sondern dem Volk der Sicilianer, das die seinigen zertrat, um frei und unabhängig zu sein, wie Gott diese Insel ins Meer gelegt. Sicilien hat das Joch der Tyrannei von sich geschüttelt, Neapel wird seinem Beispiel folgen und vom Capitol herab wird Pio nono, ein neuer Moses, die Gesetze einer neuen Zeit verkünden! Kameraden, sollen wir, die wir so lange nach Freiheit geschmachtet, sollen wir die Hand küssen, die uns schmachvoll in Eisen geschmiedet? sollen wir die Füße Dessen küssen, der uns in den Abgrund gestürzt? Kameraden, wir sind geblendet wie Einer, den man plötzlich aus der Finsterniß ins Licht führt, geblendet durch eine vorübergehende Anwandlung von Dankbarkeit, die wir theuer werden bezahlen müssen! Besinnt Euch und erwägt: sollen wir der Hammer sein, der unsere eigenen Ketten wieder schmiedet? Sollen wir den Sbirren und Soldaten beistehen, um unsere Freunde zu tödten, um uns, wenn wir dies gethan, wieder einfangen und zurück auf die Galeeren schleppen zu lassen? Kameraden, nicht das Volk ist Euer Feind; seht um Euch: hier steht die Freiheit, dort Anjou! Verbrennt die Galeeren, verjagt die Sbirren! Sicilien und Freiheit! Es lebe Ruggiero Settimo, der Vater des Vaterlandes!

Diavolo's Rede zündete wie ein Blitz; einige tausend heisere Kehlen schrieen ihm jubelnd und beistimmend entgegen, das Volk umarmte sich mit den Canarinos, Freudenschüsse erschütterten auf allen Seiten die Luft, und, Diavolo an der Spitze, schritt man zum Sturm auf den königlichen Palast. Die Artilleristen, die bisher mit brennenden Lunten vor demselben bei ihren Kanonen gestanden, waren rathlos, da ihnen das Commando fehlte, und verließen, in den Palast fliehend, ihre Geschütze, die jubelnd von dem Volk in Empfang genommen und gegen das Gebäude gerichtet wurden. Der Palast war in wenigen Secunden gestürmt, in wilder Flucht retteten sich die Offiziere und Soldaten und suchten die Thore zu gewinnen, vor welchen die übrigen Truppen ihr Lager aufgeschlagen hatten. Diavolo fand im Schloß nicht den geringsten Widerstand, wohl aber die zahllosen Leichen und Verwundeten, mit denen fast sämmtliche Gemächer angefüllt waren und von denen die Letzteren mit Entsetzen die raub- und mordlustigen Galeerensträflinge hereindringen sahen.

Gab es nichts zu morden, so gab es doch Manches zu plündern; das ganze Innere des Palastes wurde geleert, verwüstet, die Mobilien unter dem Jubel der Volksmasse zum Fenster hinausgeworfen. Actenstücke, Gemälde, Stühle und Tische, Betten und allerlei Geräthschaften regneten auf das Pflaster herab unter dem Freudenlärm der Masse und dem Jammern und Schreien der Verwundeten, der Weiber und Kinder, welche im Palaste Zuflucht gesucht hatten. Die dreifarbige Fahne wehte alsbald vom Dach und aus den Fenstern — denn Palermo war *frei*, wie es alsbald ganz Sicilien ward, mit Ausnahme des Castell von Messina, in welchem sich noch die Soldaten behaupteten.

Während die Fanatischsten der Palermitaner eine allgemeine Sbirrenverfolgung anstellten, in welche so ziemlich Alles mit einbegriffen ward, was in den Geruche des entschiedenen Royalismus stand, durchzogen ganze Haufen von gelben Sträflingen die Gassen der Stadt, die Lorbeern ihrer Verdienste um Sicilien zu pflücken, d. h. so viel zu rauben und zu stehlen, als sich irgend Gelegenheit bot, und Diavolo's vorzügliche Idee zu preisen, die sie zu Herrn der Stadt, vielleicht der ganzen Insel gemacht. Mit Entsetzen überschaute die Bevölkerung all das Unheil, welches General Sanget über Sicilien gebracht, als er diese funfzehn Tausend Banditen entfesselt, die alsbald das ganze Land überschwemmten.

In der That war das eine Maßregel nicht allein der Verzweiflung, sondern auch der niedrigsten Rache, zu der nur ein Mann wie Sanget im Stande sein konnte. Als der General-Lieutenant de Majo die zunehmende Entmuthigung seiner Truppen und die Fortschritte der

Insurgenten sah, hielt er es nämlich für das Beste, seine Gewalt in Sanguets Hände zu legen, Palermo, das mit der Hälfte der ihm zu Gebote stehenden Truppen zu halten gewesen wäre, ganz im Stiche zu lassen und nach Neapel zu gehen. In eine Matratze gewickelt, gelang es ihm, sich durch die Volkshaufen hindurch schmuggeln zu lassen, während General Bial, Oberkommandant der Truppen, als Frau verkleidet, das Weite suchte.*) Die Nachricht von dem Entweichen dieser beiden Befehlshaber verbreitete sich schnell unter den Soldaten des Palastes, auch sie flohen zu den außerhalb der Stadt lagernden Truppen, und was noch im Palaste war, übergab denselben bereitwillig den stürmenden Insurgenten.

General Sanguet seinerseits machte es wie seine Herren Collegen; anstatt, wie ihm Ferdinand aufs Strengste befohlen, mit den in den festesten, durch die Flotte geschützten Positionen außerhalb der Thore campirenden Truppen vorzugehen, anstatt sich im Nothfalle auf den Succurs zu verlassen, den ihm die Flotte jeden Augenblick senden konnte, und laut Ordre „Palermo zu rasiren und der Erde gleich zu machen", reiste auch Sanguet am 27. Januar nach Neapel ab. Auf geheimen Umwegen, geführt von dem Henker (denn kein Andrer hatte ihm als Führer dienen wollen), erreichte er das Ufer, schiffte sich am 31. Januar drei Meilen von der Stadt entfernt ein, und hinterließ am Strande eine Menge von Waffen und Equipirungs-Stücken, so wie die Cadaver von dreihundert Pferden, welche die Soldaten getödtet hatten, da es ihnen an Zeit und Mitteln zur Einschiffung derselben fehlte.**) — Den Augenblick seiner Flucht aus Palermo selbst bezeichnete er durch jenen Act des elendesten Raffinements, indem er die Stadt den Galeeren preisgab.

Von den Generalen, welchen Ferdinand die Züchtigung Siciliens übergeben, war mithin einer so unfähig und feig wie der andere; unverantwortlicher Weise überließen sie die einzelnen Detachements, welche ihre Posten in der Stadt selbst muthig behauptet hatten, der Uebermacht des Volkes; sie selbst suchten, trotz so vortheilhafter Stellungen, ihr Heil in schmählicher Flucht und hatten also in ihrer Rechtfertigung vor dem Könige sich gegenseitig keine Vorwürfe zu machen.

II.

Diavolo.

Feste und Volksaufzüge waren die nächste Folge des billigen Sieges der Sicilianer über die königlichen Truppen; die Paläste waren mit Blumen, die Balcone mit Teppichen geschmückt, die revolutionären Clubbs, welche bis dahin zwar nach einem Ziele, aber nicht immer in einem Sinne agirt, hatten sich zu einem einzigen verschmolzen und die Freiheit, das Wohl des Vaterlandes in die Hände des ehrwürdigen Ruggiero Settimo gelegt, eines Greises von majestätischer Gestalt, chevalereskem Wesen und einer Denkweise, die ihm eine Art bürgerlicher Heiligkeit in den Augen aller Parteien gab und diesen Mann inmitten der heißesten parlamentarischen, überhaupt politischen Kämpfe vor jedem Angriff, jeder Verdächtigung schützte.

Allerdings lag noch immer die Flotte von Neapel auf der Höhe Palermo's, allerdings hielten sich im Fort von Messina die königlichen Truppen noch immer, Niemand aber zweifelte daran, daß der Re patata*) sich die schönste Perle, Sicilien, gutmüthig aus seiner Krone brechen lassen werde. Die Tribunen der Insel beschäftigten sich daher angelegentlich mit der wichtigen Frage, ob man der Insel demnächst eine republikanische Regierungsform geben, oder einem der jüngeren Fürsten Ober-Italiens den Inselthron anbieten solle. Bekanntlich entschied man sich für das Letztere und offerirte diese Ehre dem Herzog von Genua.

Inzwischen sandten die übrigen Städte Siciliens ihre Deputationen nach Palermo, um der provisorischen Regierung ihre Anerkennung auszusprechen; die Nationalgarde bezog die Posten, welche bisher die königlichen Truppen inne gehabt, die Sbirren wurden vom Volkshaß bis auf den letzten verfolgt und ausgerottet; selbst die Sonne und das Meer schienen zufrieden mit dieser Wiedergeburt Siciliens, denn die erste beleuchtete, nicht durch das leiseste Wölkchen getrübt, den vielgerühmten Monte Pellegrino mit einer Art von Siegesschein, das Meer umrauschte gratulirend die schöne Trinakria — Sicilien war glücklich wie ein Kind, das seinen Willen bekommen hat. —

Am zweiten Tage nach den eben erwähnten Scenen finden wir einen unserer Helden, und zwar Diavolo, in einer der obscursten Locanden am Hafen wieder. Zahllosses Gesindel, zum Theil Ausfluß der Gefängnisse, zum Theil Landstreicher, die ihren Weizen in Palermo blühen sahen, hatte sich in der Hauptstadt zusammen gefunden und sein Quartier aufgeschlagen, wo es eben Platz fand. Siciliens Himmel ist gastlich; wer kein Obdach bekommen konnte, lagerte sich sorglos in den Straßen; die Locanda's, Albergos und Osterien waren mit Individuen überfüllt, deren Existenz ebenso zweideutig wie ihre äußere Erscheinung; der Freiheitsbaum Siciliens, der gleich zu Anfang so üppige Triebe schoß, hatte sich mit einem Schwarm von Ungeziefer bedeckt, das ihm nothwendig am Leben fressen mußte.

*) Perrens, deux ans de révolution en Italie.
**) Perrens, deux ans etc.

*) So nennt man den König, weil sein Kopf die Form einer Kartoffel hat.

Die Locanda del Zingano am Hafenquai war zu allen Zeiten der Sammelplatz von Strolchen aus jener Sorte der allerglücklichsten Leute, denen das Loos zu Theil geworden, sich um ihre Existenzmittel keine grauen Haare wachsen zu lassen, die heute ohne Pater noster auf der Schwelle einer Kirche, morgen unter den Arkaden eines Palastes einschlummern und sich der bürgerlichen Unbequemlichkeit des Geldverdienens höchstens dann unterziehen, wenn es sich darum handelt, ihrem Schutzheiligen an seinem Festtage eine schuldige Aufmerksamkeit zu erzeigen — glückliche Menschen, die überall am Busen der Natur ruhen und sich durch keinerlei falschen Ehrgeiz ihrer unmittelbaren Beziehung zu Gottes großer Schöpfung entreißen lassen.

Auch an diesem frühen Morgen finden wir die genannte Locanda mit solchen Naturschwärmern überfüllt. Die große Halle, welche zugleich Küche und Gastzimmer, am Tage Schauplatz der Fritturen und Maccaroni, Nachts das Lager aller Derer ist, die noch ein Plätzchen hier finden, wohin sie ihre Glieder strecken können — die Halle ist auch diesmal von einigen zwanzig Individuen in Anspruch genommen, die je nach Laune und Gelegenheit, den Kopf auf den Ellenbogen gebettet, von den Anstrengungen des Tages ausruhen und durch den tiefsten Schlummer ein durchaus reines Gewissen bekunden. Eine ziemlich gebrechliche Leiter führt aus diesem von Rauch geschwärzten Raum in das obere Stockwerk des Albergo, in welchem das Licht durch eine vom Wetter forcirte Oeffnung des Daches dringt. Zwei gebrechliche, an einigen festgenagelten Lederstücken hangende Thüren, aus rohen Brettern gefertigt, führen hier in das Wohnzimmer der Padrona und das von demselben durch eine morsche Bretterwand getrennte Logirzimmer, das für solche bestimmt scheint, deren Interessen nicht mit den allgemeinen da unten übereinstimmen und die also dem Einkehrenden eine gewisse Einsamkeit wünschenswerth machen.

In einem dieser Gemächer sehen wir die Wirthin mit ihrer Tochter, beide auf ein Lager hingestreckt, von dessen Sauberkeit wir uns mit Vergnügen abwenden. Weder Waschgeschirr noch irgend ein anderer Toiletten-Gegenstand verräth, daß man hier von dem Vorurtheil übergroßer Reinlichkeit befangen. Die Mutter, eine Matrone mit harten, männlichen Gesichtszügen, sowohl wie die Tochter, die sich beide mit einem Lager behelfen, zeugen in ihrem Nachtcostüm von der patriarchalischen Ursprünglichkeit ihrer Lebensweise, und namentlich die Tochter, die mit der Unbefangenheit eines Kindes ihre vollen, untadelhaften Reize dem durch das kleine Dachfenster hereindringenden Dämmerlicht entgegenträgt, verräth durch den grauen Blüthenstaub der täglichen Beschäftigung, der sich schützend über den braunen Teint ihres Körpers gelagert, daß man von ihrer Erziehung alle jene Prinzipien fern gehalten, die im Stande sind, auf von der Natur verliehene persönliche Vortheile eitel zu machen. Ebenso scheint die Signorina auch von der Prüderie keine Ahnung zu haben, da selbst der Umstand, daß das Nebengemach bewohnt und man von diesem einen ziemlich freien Blick durch die fingerbreiten Spalten der Zwischenwand in das jungfräuliche Schlafgemach genießen kann, sie nicht bestimmt hat, der Ungenirtheit ihrer nächtlichen Gewohnheit Zwang anzuthun.

Während Mutter und Tochter aus Leibeskräften schnarchten, erschallten plötzlich unten an der Pforte des Hauses einige heftige Schläge, die sich in kurzen Zwischenräumen wiederholten. Im Nebengemach ward es plötzlich lebendig; ein Mann von langer, hagerer, aber muskulöser Gestalt sprang von dem schmutzigen Feldbett. Lorenzo! murmelte er vor sich hin; bald hätt' ich die Zeit verschlafen!... Holla, Gianetta! rief er, an die Holzwand tretend, steht auf und öffnet, man verlangt nach mir!

Aufgeschreckt durch das Klopfen lauschte die Alte. Gianetta, öffnet die Thür! wiederholte die Stimme des Gastes; laßt den Boten herein und führt ihn zu mir!

Unwillig und in holder Naturwüchsigkeit mit beiden Armen um sich schlagend, erwachte die Tochter durch das Rütteln von Seiten der Mutter, rieb sich die Augen, streckte sich schlaftrunken und die Spannkraft ihrer gesunden Muskeln auf die Probe stellend, einige Male und verstand sich erst nach einer abermaligen Aufforderung dazu, sich vom Lager zu erheben.

— Gianettina, mein brauner Engel, spute Dich und öffne dem Boten! wiederholte der Gast, den Mund an eine der Spalten legend. Es ist drei Uhr; mit dem ersten Sonnenstrahl muß ich unterweges sein! Ich will Dir jede Minute, die ich Dir von Deinem Schlummer verkürze, mit einem halben Tari bezahlen; aber spute Dich, mein Engel!

Trotz dieser glänzenden Offerte sammelte Signora Gianettina ihre runden Glieder mit der größten Ruhe vom Lager, stieg, wie sie da war, die Treppe hinab und begab sich durch die Küche zur Thür, auf dem dunklen Wege hier einem Schläfer in's Gesicht, dort einem Andern auf die Arme tretend und endlich mit einiger Anstrengung den schweren Holzriegel zurückschiebend.

— Signore Landolfo d'Aurla? fragte der Einlaß Begehrende, in einen groben Mantel von ziemlich verschossener brauner Farbe gehüllt, den italienischen Spitzhut herausfordernd über das eine Ohr des jugendlichen, interessanten Gesichtes gerückt und nebenbei mit der Miene eines Sachkenners das ungezwungene Nachtcostüm der jungen Sicilianerin überfliegend, das zur Zeit des Belisar nicht freier gewesen sein konnte.

— Wenn Ihr den Signore Diavolo meint, der erwartet Euch! antwortete Gianetta mit einer Höflichkeit, an der das hübsche Gesicht des Fremden eben so viel Theil haben mochte wie die ihr versprochenen Tari.

Brummend und fluchend über diese Störung und das durch die geöffnete Thür in die dunkle Küche hereindringende Licht, schoben sich die halbwachen Lazzaroni, respective Ladroni ein wenig bei Seite, um den Fremden nicht über ihre Leiber spazieren zu lassen; Gianettina schloß die Thür hinter ihm, und sich durch die Schlafenden stolpernd, folgte der Fremde der Signora die Hühnerstiege hinan.

— Alles in Ordnung! rief der Eintretende, hin welchem wir Lorenzo wieder erkennen, einen dicken Brief auf das Feldbett werfend. Eine heiße Nacht, Diavolo! Die Moderati werden alles verderben; Ruggiero Settimo hat sie Alle am Bande; schwimmen wollen sie, aber sich nicht naß machen. Wenn es so fort geht, werden sie dem Dey von Tunis die Regentschaft übertragen.... Hier sind die Briefe an Carlo Poërio; reise mit Gott, Diavolo! Wenn die in Neapel uns nicht zu Hülfe kommen, geht Alles wieder in's alte Geleise zurück und wir in's Castello nuovo, wo man uns als alte Freunde wieder aufnehmen wird ... Der Teufel hole die Wirthschaft! Wenn Bagnasco nicht die Ohren steif hielte, für die Sache der Republik gäbe ich keinen Denaro!

— Ruggiero Settimo hält es mit allen Parteien; er will die Brücken nicht hinter sich abbrechen! versetzte Diavolo ... Was habt Ihr die Nacht hindurch berathen?

— Die Republik zu proklamiren und mit den Neapolitanern Hand in Hand zu gehen. Sicilien mag sich politisch vom Festlande trennen, um diese Trennung aber zu ermöglichen, muß auch Neapel die Bourbonen verjagen.

— Und was habt Ihr Carlo Poërio geschrieben?

— Loszuschlagen, ehe noch die Flotte zurückkehrt ... Die Soldaten sind kampfscheu und entmuthigt; Poërio soll die Nachricht von dem Siege der Sicilianer benutzen, das Eisen schmieden, so lange es warm ist. Wie die Sachen augenblicklich stehen, wird Ferdinand nur auf seine Schweizer rechnen können.

— Und was gedenkst Du zu thun, Lorenzo?

— Hier zu bleiben und den Moderati die Spitze bieten helfen. Sicilien liegt mir mehr am Herzen als Neapel; wenn Ihr drüben jedoch Eure Schuldigkeit gethan, ist es möglich, daß Du mich dort sehen wirst.

— Lorenzo, ich versichere Dich, ich gehe mit bangen Gefühlen nach so langen Jahren wieder in die Heimath; mir ist, seit ich die Ketten von mir gestreift, wie einem Kinde, das gehen lernt, sprach Diavolo, sich auf das Feldbett setzend und die Stirn in die Hand legend. Der Rausch des feurigen Syracusers, den mir der erste Moment der Freiheit in die Adern goß, ist verflogen, die Ahnung dessen, was meiner daheim harren mag, des Jammers, in welchem ich vielleicht die Meinigen finde, drückt mich wie ein Alp und läßt keinen Schlummer in meine Augen kommen. Den ganzen gestrigen Tag habe ich dazu verwendet, um bei allen Denen, welche in Neapel bekannt, nach dem Schicksal meiner Familie zu forschen, aber Niemand wußte mir von ihr zu sagen... Lorenzo, denke Dir einen Vater, der nach jahrelanger entehrender Kerkerpein heimlich zurückkehrt, seinen Kopf wagt, um sein Weib, sein Kind wieder zu sehen.... Denke Dir einen Vater, der die Seinen in Jammer und Elend wiederfindet oder gar vergebens nach ihnen forscht, sein Weib, das er wie seinen Abgott liebte, vom Gram dahingerissen unter der grünen Decke des Rasens findet... Lorenzo, mir graut vor einer Möglichkeit....

— Landolfo d'Amria, Ihr solltet Euch Eures Kleinmuths schämen! unterbrach ihn Lorenzo, keineswegs so gefühllos wie er sich stellte, aber doch von der Nothwendigkeit überzeugt, seinen Unglücksgefährten im Interesse so wichtiger politischer Angelegenheiten, wie sie ihm übergeben wurden, zur Thatkraft aufzustacheln. Ihr wißt, Landolfo, daß auch ich mich keineswegs über allzu große Bevorzugung von Seiten des Schicksals zu beklagen habe. Das Vaterland aber ist mir theurer als meine Person und für die Freiheit Italiens bin ich im Stande, meine Familie zu opfern, setzte er exaltirt hinzu.

— Und was ist Dir ein Vaterland ohne Familie?

— Fragt etwa der Adler nach dem Schicksal seiner Jungen, wenn sie flügge geworden und die Lüfte durchschneiden? Sieh, Landolfo, wir sind so ziemlich in gleicher Lage, wenn sie auch gerade die umgekehrte ist. Du bist Vater, ich Sohn; Du quälst Dich um das Schicksal Deiner Kinder, ich sollte mich um das meiner Eltern kümmern und werde dies unfehlbar thun, sobald ich hiezu die nöthige Muße habe. Kannst Du wissen, Landolfo, ob Dein Weib, Dein Kind Dich nicht vergessen haben, ebenso gut wie ich Ursach habe, anzunehmen, daß meine Eltern sich weniger aus meinem Schicksal machen würden, wenn ich nicht das Unglück hätte, ihren aristokratischen Namen zu tragen, den man mir leider im Bagno nicht in meine Ketten eingeschrieben haben würde, wenn die Erhebung der Sicilianer ihnen nicht die Mühe erspart hätte, mich wieder in die Sträflingsjacke zu stecken?

— Lorenzo, Du bist so herzlos wie Du leichtsinnig bist!

— Das letztere bin ich, das erstere nicht. Besäße ich weniger Herz, ich würde nicht verurtheilt worden sein, mich nicht mit meiner Familie überworfen, endlich nicht die unverzeihliche Thorheit begangen haben, mich aufgreifen zu lassen, nachdem ich Seiner Majestät unbestechlicher Gerechtigkeit ein Jahr lang ein Schnippchen geschlagen und mich unerkannt auf Sicilien umhergetrieben habe... Doch, wozu Dich mit Dingen unterhalten, für die Du keinen Sinn hast! Verlasse immerhin im Augenblick, wo Alles zu gewinnen, ja, wo unsre Sache bereits halb gewonnen ist, eine Fahne, für die Du emst

mit Freuden Dein Blut hingegeben hättest. Geh jetzt nach Neapel, strecke Dich knieend vor dem Throne Ferdinand's hin, wenn man es nicht für gut findet, Dich schon vorher wieder einzufangen, und schwöre zu bereuen und wieder gut zu machen, was Du verbrochen! Geh zum Barbier Seiner gestorbenen Majestät, Francesco, zum Signore Viglia, und sag ihm: Herr, ich habe Euch immer für einen Erzlumpenbuben gehalten, weil man Euch nachsagte, Ihr verkauftet die Ministerstellen für dreißigtausend Ducaten und schenktet Sr. Majestät Tochter Marie Christina bei ihrer Vermählung Glassteine anstatt der Diamanten, welche der König für sie zu kaufen Euch beauftragte; aber ich habe mich geirrt, Ihr seid ein Ehrenmann! — Geht zu dem Pfaffen Peloso, bittet ihn fußfällig um Verzeihung und sagt ihm: ehrwürdiger Vater, oder Monsignore, Ihr seid zwar ein Polizeispion, der die Väter schöner Töchter in die Gefängnisse schickt und die Töchter verkuppelt, Ihr seid ein Galgenstrick, aber Ihr seid doch ein Mann Gottes, und mir geschah ganz Recht, wenn ich in Eisen geschmiedet wurde, weil ich an Eurer Frömmigkeit gezweifelt! — Geht zum Monsignore Cocle, küßt seine Füße und gesteht ihm, daß Se. Herrlichkeit ein Segen des Landes sei. Oder endlich: geht zum General Delcarretto, Eurem Schutzengel, und sagt ihm: Excellenza, die Leute sagen, Ihr seid ein Bluthund, der unsägliches Elend über Hunderte von Familien gebracht, das Land gebrandschatzt und seinen zehnjährigen Sohn zum Oberschatzmeister mit fünfhundert Ducaten monatlichen Gehaltes ernannt; der, weil er meinem Kinde nachstellte, mich in den tiefsten Kerker des Castello nuovo und der mehreren Sicherheit wegen in den Bagno Siciliens schickte; aber ich habe mich getäuscht und bitte um Verzeihung, denn nicht Ihr seid der Schurke, sondern ich, und ich danke Euch, daß Eure Augen mein Kind ihres Wohlgefallens für würdig fanden und Ihr mir die Sorgen um ihre Erziehung spartet.... Geht, Landolfo d'Auria, man hat Euch Unrecht gethan, Ihr habt alles Talent, noch einmal ein ausgezeichneter Bürger zu werden! Vorher aber laßt mich den Brief an Carlo Poërio zurücknehmen; ich zweifle zwar nicht an Eurer Zuverlässigkeit, Signore Diavolo, aber Poërio würde mit allem Recht erstaunen, wie wir auf den Einfall gerathen, einen so loyalen Botschafter zu wählen!

Lorenzo hatte sich, ohne eigentlich wehe thun zu wollen, dermaßen in Hitze geredet, daß selbst die beiden Nachbarinnen erschreckt aufhorchten und unten in der Küche eine Bewegung unter den Schläfern entstand. Leicht empfänglich und leidenschaftlich von Natur hatte er in seiner Aufwallung vergessen, was er Landolfo, oder Diavolo, wie wir diesen Mann mit seinem ihm von den übrigen Sträflingen beigelegten Namen einstweilen noch bezeichnen wollen, verdankte; er sah in Diavolo's Muthlosigkeit eine strafbare Gleichgültigkeit für die heilige Sache der italienischen Freiheit, die damals alle jungen Brauseköpfe begeisterte, und mit einer halb verächtlichen Bewegung griff er nach dem ihm von den revolutionären Comités übergebenen Schreiben an das Haupt der neapolitanischen Verschwörung, Carlo Poërio.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Besuch an Max von Schenkendorfs Grabe.

Aus

„Rheinfahrten"

von

F. Becker.

Motto: Wie ein Schiffer von dem kühlen, winterlichen, öden Meere plötzlich auf einer Küste aussteigt, die im warmen, vollen Frühling blüht, so gelangen wir durch einen einzigen Stoß unseres Schiffes nach unserm Winter auf einmal im ewigen Frühling an.

Jean Paul.

Wenn ich auf einer Reise in eine Stadt komme, so ist es mein Erstes, daß ich darin lebende große Männer aufsuche, oder die Häuser und die Gräber derselben besuche. Und so war es denn auch in Coblenz mir eine heilige Pflicht, Max von Schenkendorfs Ruhestätte aufzusuchen. Der Weg zum Kirchhofe (richtiger eigentlich zum Friedhofe, denn man kann einen Friedhof nur dann einen Kirchhof nennen, wenn sich derselbe bei der Kirche befindet) führt uns durch das Löhrthor auf eine mit Nußbäumen bepflanzte Chaussee, die nach Oberwerth und der Laubach geht. Bald haben wir das Fort Constantin vor uns, von ihm führt ein Weg rechts ab nach Schenkendorfs Ruhestätte.

Betreten wir den Kirchhof selbst, so werden wir überrascht durch die großartigen, prächtigen Denkmäler, welche sich fast ohne Ausnahme auf jedem Grabe zeigen. Der Kirchhof ist katholisch und ist ganz angefüllt mit Muttergottesbildern, Crucifixen und Heiligenbildern. Ueberall sieht man die abgeschmacktesten Lobeserhebungen, wie ich sie selbst auf einem katholischen Kirchhofe lange nicht gesehen habe. Ich hätte beinahe, wie jener Landpfarrer, an die Eingangsthür die Worte schreiben mögen: Hier liegen die Todten und hier lügen die Lebendigen. Besonders viel abgebrochene Säulen sind als Denkmäler hingestellt. Was mögen doch, dachte ich, diese bedeuten? denn ohne Bezug auf die Menschen können sie nicht hingestellt sein. Bald hatte ich's errathen. Gleichwie die Säule zum Himmel emporstrebt, so erhebt sich der Mensch in der Welt und im geistigen Leben zu erhabenen Dingen; er kann nicht hoch genug an die Stufen

des Glücks hinaufklimmen, er sucht das Himmlische, Geheimnißvolle zu erforschen. Plötzlich aber, wenn er sich bald am Ziele seiner Pläne wähnt und die Früchte seines Strebens zu genießen hofft, kommt der Tod und nimmt ihn hinweg. Dann ist der hohe Sterbliche zerknickt, gleich der abgebrochenen Säule, und mit ihm sind seine großen Pläne vernichtet, alle sein menschliche Größe ist in den Staub gesunken. Eine abgebrochene Säule giebt eigentlich wohl nur das Bild eines stolzen Menschen, der im Tode das Ende seines Glückes sieht und nicht an ein Fortleben in jener Welt glaubt. Deshalb ist eine zertrümmerte Säule heidnisch und paßt nicht auf das Grab eines Christen; wie weit schöner und erhabener würde es sein, wenn statt der abgebrochenen eine zum Himmel anstrebende auf den Grabhügel gesetzt würde. Sie giebt das Bild eines guten Menschen, der erst im Tode den Anfang seines Glückes sieht und sich mit Verlangen zum Himmel erhebt, wo er den Abglanz zu schauen hofft.. —

Lange suchte ich vergebens nach Schenkendorfs Grab. Ich glaubte, auch seinen Hügel würde ein großartiges Monument zieren, wie er es wohl mehr als alle Andere verdient hätte. Doch darin hatte ich mich getäuscht. Ich war während des Suchens allmählig nach dem älteren Theile des Kirchhofes gekommen und fragte, des Suchens müde, den in einiger Entfernung von mir mit dem Graben eines frischen Grabes beschäftigten Todtengräber nach Max von Schenkendorfs Ruhestätte. „Sie stehen ja gerade davor," war seine Antwort. Verwundert schaute ich auf das Grab zu meinen Füßen.

Der Hügel war ganz eingesunken; auf demselben wucherten Flieder und wilde Rosen. Am Kopfende stand ein ganz kleines, einfaches Kreuz von Sandstein mit der einfachen Inschrift:

Gottfried Friedrich Max von Schenkendorf
geb. zu Tilsit den 11. Dez. 1784
gest. zu Coblenz den 11. Dez. 1817.

An seiner Seite ruht seine Gemahlin. Statt der Lobeserhebungen, wie sie sich bei den andern Gräbern finden, steht der fünfundzwanzigste Vers des elften Capitels des Evangeliums Johannes: Ich bin die Auferstehung und das Leben. Wer an mich glaubt, der wird leben, ob er gleich stürbe. Das Kreuz ist dicht mit Epheu umrankt, so daß die Inschrift kaum noch zu lesen ist.

Gern um Alles, was verlassen,
Schlingt der treue Epheu sich,
Und von dem, was er erkoren,
Trennt er nimmer sich.

Ja, gewiß. Der Epheu ist der einzige, der letzte Freund, der dem Grabe Schenkendorfs geblieben ist. Wird auch sonst sein Name genannt und gepriesen — um sein Grab kümmert sich Niemand. Die umliegenden Gräber werden jetzt wieder alle zu neuen Gräbern benutzt, und der Todtengräber sagte: Schenkendorfs Grab käme in drei bis vier Jahren auch an die Reihe. Nun das wird hoffentlich nicht geschehen; so wenig man sich auch um das Grab eines so großen Mannes, wie Schenkendorf war, zu kümmern scheint, so wird man doch wenigstens so viel Achtung vor seinen irdischen Ueberresten haben, daß man nicht einen anderen Menschen auf ihm begräbt.

Ich kann wohl sagen, es hat mich noch nie so ein Grab an die Vergänglichkeit erinnert, als Schenkendorfs Grab. Ich habe Klopstocks, Göthe's, Schillers, Tiecks und so vieler anderer mehr oder weniger bedeutenden Männer Gräber und Grüfte besucht, doch überall habe ich ihre Ruhestätten wohl gepflegt und ihre Namen in frischem Andenken gefunden. Von Schenkendorfs Gebeinen gelten recht Matthissons Worte:

Kaum daß halb versunk'ne Leichensteine
Noch die Stätte zeigen, wo sie ruhn.

Ich pflückte mir zum Andenken an Schenkendorfs Grab einen Epheuzweig ab. So oft ich ihn sehe, ruft er in mir den Gedanken an die Vergänglichkeit alles Irdischen wach.

Ja, Monumente, die wir großen Männern setzen, werden vergehen, ja, ihr Ruhm, ihr Name, ihre Verdienste werden vergessen werden, Königreiche werden ihr Grab finden, Welten werden einst, aus ihren Angeln gerissen, in Nichts zerfallen — doch unser Geist wird ewig leben!

Ein Kaffeeservice als Sauvegarde.

Das Service, dessen sich Friedrich der Große in den schlesischen Kriegen und zu Anfang des siebenjährigen Krieges bediente, ist jetzt im Besitz des Herrn Obrist-Lieutenant von Voß in Berlin. Ein Vorfahr der Frau von Voß, General von Reitzenstein, hatte es von Friedrich dem Großen für einen wichtigen Dienst zum Geschenk erhalten. Die Kornmagazine der Preußen waren nämlich den Oestreichern in die Hände gefallen. Für die Preußen waren sie verloren, um sie aber auch den Oestreichern zu entreißen, schlich sich der General von Reitzenstein mit zwölf Mann in das feindliche Lager und steckte das Magazin in Brand.

Von ihm erbte eine Nichte des Generals, eine Frau von Zadav, das Service. Als im Jahre 1806 die Franzosen Pommern besetzten, befand sich Frau von Zadav gerade mit dem Service auf ihrem Rittergute, Alt-Wurow. Schon hatte General Millet den Befehl gegeben, das Dorf zu plündern und dann den Flammen zu übergeben, als er das Service erblickte und erklärte, er wolle das Dorf verschonen, wenn er das schöne Service erhalten könne. Die Verlegenheit der Frau war groß

Endlich aber entschloß sie sich, dem General zu erzählen, wer dasselbe früher besessen und wie ungern sie sich von dem theuren Andenken trenne. Da sagte General Millet: „Auch in Frankreich, gnädige Frau, ehren wir Ihren großen König und so bitte ich mir denn von Ihnen als Geschenk nur die Zuckerschale und zwei Tassen aus.“

So wurde das ganze Dorf durch dieses Service verschont. Bei einer Durchreise durch Bromberg trank Seine Majestät Friedrich Wilhelm IV. im Hause des Herrn Obrist-Lieutenants, damals Majors von Voß Thee aus diesem Service.

F. Becker.

Feuilleton.

Die Auflösung eines Stückes Zucker in einer Theetasse kann als Bürgschaft für die Fortdauer der Seele nach der Auflösung des Körpers angesehen werden, denn wir wissen, daß der Zucker nichts an seinen Eigenthümlichkeiten durch den chemischen Proceß verlor, der ihn für die Organe des Gesichts und Gefühls unsichtbar macht. Der Zuckerstoff kann ja durch das Abdampfen der Flüssigkeit bis zur Trockenheit in fester Form wieder hergestellt werden, indem das Residuum in Zuckerkrystallen besteht, welche gerade wieder ebensoviel wiegen als das frühere Stück. Wenn also die Erfahrung lehrt, daß diejenigen Operationen, die man gewöhnlich für die zerstörendsten hält, in der That nicht ein einziges Theilchen der Materie zerstören, und diese Operationen nur Wirkungen neuer Combinationen sind, abhängig von der Operation der letzteren, so erhalten wir dadurch zunehmende Gewißheit der unwiderlegbarsten Art, die künftige Fortdauer analogisch zu beweisen. Wir begreifen nun, daß es diesen Vorgängen, welche die Gestalt der Körper verändern, unmöglich sein würde, die letzten Partikeln der Materie zu zerstören, weil diese Vorgänge selbst bloße Wirkungen der schon vorgegangenen Wirkungen sind und nur die Vollendung der neuen Combinationen anzeigen. So müssen wir denn in Folge dieser Masse von Evidenz, die zu groß ist, als daß man ihr widerstehen könnte, glauben, daß die Elemente der Materie, welche jemals erschaffen worden, nur durch die directe Vermittelung der allmächtigen Kraft, die ihnen das Dasein gab, auch wieder zerstört werden können. Folglich: die beim Tode eintretenden Veränderungen sind nicht bedeutender und gewähren keine entschiedenere Ansicht der Vernichtung als die Auflösung des Zuckers in Wasser. Wenn wir nun diese Thatsachen, hinsichtlich der Unzerstörbarkeit der Materie zusammenstellen, und unsere Unfähigkeit in Betracht ziehen, unmaterielle Stoffe zu untersuchen, so erhalten wir dadurch die Ueberzeugung, daß der Geist ebenso unvergänglich ist, als die materielle Substanz, und erkennen die Unhaltbarkeit der Einwürfe, die man gegen die abgesonderte Existenz der Seele blos aus dem Grunde erhoben hat, daß ein solcher Zustand der Trennung unbegreiflich sei.

Eine böse dramatische Gerechtigkeit. Es ist wohl oft schon mancher Schauspieldirektor in Schwulität gewesen, gewiß aber Keiner, so wie einst der Direktor des Theaters zu Wilna. Als nämlich der russische Feldmarschall Kutusow nach der Flucht der Franzosen als Sieger in Wilna einzog, ließ sich bei ihm der dortige Schauspieldirektor anmelden. Eingetreten bei dem Marschall, bringt er die Bitte an, mit seiner Gesellschaft ein Stück aufführen zu dürfen, welches die Feier des Tages mit verherrlichen möge. Kutusow lehnte das Gesuch ab, verlangte aber jedenfalls das Stück zu sehen, welches der Direktor am Tage des Einzugs der französischen Truppen hatte aufführen lassen, ein Stück voll bitterer Anspielungen auf die Russen und voll kriechender Lobhudeleien Napoleons. Der Direktor machte demüthige Gegenvorstellungen, aber ohne Erfolg, er mußte gehorchen. — Am Abend der Vorstellung fand sich Kutusow in Begleitung seines ganzen Generalstabes im Theater ein, um durch seine Gegenwart allen Tumult zu verhindern, und bei jeder Lobeserhebung auf Napoleon, die mit seiner Flucht in schneidendem Contrast stand, klatschte er den Schauspielern Beifall zu. Alle Zuschauer folgten diesem Beispiel, und nie hat wohl eine Schauspielergesellschaft den ihr gezollten Beifall so empfunden, als die ganze Wilna'sche an jenem Abend. Angstschweiß trat sämmtlichen Darstellern auf die Stirn. Jedes Wort, das sie declamirten, pochte an ihr Herz, und doch durften sie es nicht wagen, auch nur Ein Wort zu ändern oder wegzulassen, aus Furcht, man könne sie des Ungehorsams beschuldigen und dann Alle nach Sibirien transportiren. — Das war eine fürchterliche dramatische Gerechtigkeit, welche die Muse an ihren Jüngern nahm.

Geruchlosen Pflanzen künstliche Wohlgerüche mitzutheilen, ist einem Blumenfreund in Aricia nach mehrfachen Versuchen glänzend gelungen. Er erzielte einen künstlichen Erfolg dadurch, daß er die Wurzeln der Blumen mit wohlriechender Erde überdeckte. Mittelst eines Absuds von Rosen z. B. hat er dem Rhododendron den vollkommenen Geruch der Rose gegeben. Zur Sicherung des Erfolges indessen sollte schon der Samen der Pflanze, welcher man einen solchen Wohlgeruch mittheilen will, auf diese Art behandelt werden. Man tauche sie daher zwei oder drei Tage lang in eine beliebige Essenz, trockene sie dann im Schatten und säe sie bald darauf.

Schicksalswechsel. Im Bade zu Spaa starb neulich der Vicomte de Lévy. Er stammte von mütterlicher Seite von Kellermann, dem Herzog von Valmy, und erbte mehr denn eine Million Franken. Seine unendliche Vorliebe für das Theater und Alles, was damit in Verbindung steht, trieb ihn an das Theater Porte Saint-Martin in Paris. Hier steckte er Summen über Summen mit in das Unternehmen, bis er — als Bettler Paris verließ und sich im Jahre 1852 nach London wendete. Seiner Noth erbarmte sich daselbst Armand Villot und der ehemalige Millionär erhielt am Prinzeß-Theater eine Stelle als Souffleur mit einer Gage von täglich zwei Schilling.

Der Inseratenblödsinn ist wirklich hoch gestiegen und zwar in einem Aufrufe, den ein Breslauer Schneider an das Publikum ergehen läßt. Dieser führt keinen geringern Titel als: „Platzmanns Plaidoyer in dem Complotprozeß" und lautet wie folgt: „Meine Herren! der französische Complotprozeß ist bis auf das Contumacial-Erkenntniß beendet, aber sicherlich viel zu sehr übereilt worden, um die Gesellschaft vor den Anzapfungen des Mazzinismus sicher zu stellen, welcher nicht blos die italienischen Geldleute zur Annahme seiner Anleihen nöthigt, sondern in allen Hotels seine Emissäre von Stube zu Stube schickt, um den Nichts ahnenden Fremden in sein Garn zu locken. Wende man mir nicht ein, daß der Hausierhandel mit neuen Kleidern eben Hausierhandel sei, die respectabeln Firmen gerade, auf welche der Schacher sich beruft, beweisen gegen die Hotelläufer, daß sie ihre schlechte Waare unter guter Firma einschmuggeln, um den arglosen Fremden zu einem Handgeld zu verleiten, durch welches er dem Verderben verfällt. Meine Herren! wenn man Sie in den Hotels mit Offerten jagt, sich neu zu kleiden, seien Sie versichert, daß man Sie nur ausziehen will und daß ein Lump bleibt Lump, ob er schachert mit alten Kleidern oder hausiert mit neuen Gewändern."

Witzige Bemerkung von Göthe. Zur Zeit, als in Ruhla das Eisenbad eröffnet wurde, besuchte dasselbe auch Göthe, wohl weniger seiner Gesundheit wegen, als um in den Gebirgen mineralogische Beute zu suchen. Eines Tages unternahm er mit einem Freiherrn von Stein eine größere Wanderung, die zugleich dem alten Inselberg mitgelten sollte. Die Wanderer hatten jedoch das Ziel ihrer Tour noch nicht zur Hälfte erreicht, als es anfing, ziemlich stark zu regnen. Stein trieb zur Eile, doch Göthe war nicht von seinen mineralogischen Forschungen abzubringen; der schon durchnäßte Stein verlor endlich die Geduld und sagte etwas lebhaft: „Wenn Sie durchaus Steine untersuchen wollen, so sagen Sie mir doch, zu welcher Gattung ich gehöre? — Ohne sich lange zu besinnen, antwortete Göthe: „Zu den Kalksteinen; denn wenn sie naß werden, brausen sie auf."

Sonst und Jetzt. Die Zeitungen berichteten, am Rhein sei für den Sommeraufenthalt des Prinzen von Wales ein Hotel gemiethet worden, dessen Miethpreis täglich 400 Thaler betrage. Aus Wien meldet man, daß bei Gelegenheit des Maria-Theresia-Ordensfestes drei Herren eine dreitägige Zeche in einem Gasthofe mit 1297 Gulden (etwa 800 Thaler) bezahlen mußten. — Das war früher anders. Als Herzog Wilhelm von Sachsen im Jahre 1452 mit einem Gefolge von dreißig Personen und 92 Pferden vier Tage in Saalfeld verweilte, betrugen die ganzen Zehrungskosten laut der dortigen Amtsrechnung mit Einrechnung der Trinkgelder und der Anschaffung von 4 Fässern Wein, 90 Schock Broden, 64 Scheffel Hafer und der Beforgung von Fleisch, Fischen u. s. w. nicht mehr und nicht weniger als: Sieben Thaler 14 Groschen und 7 Pfennige.

Das heißt den Buchstaben auffassen. In dem Taschenbuch „Minerva" vom Jahre 1811 befindet sich ein Kupferstich: „Thekla und Max" aus Schillers „Wallenstein" mit der Unterschrift: „Es geht ein finst'rer Geist durch unser Haus" und siehe, der finstere Geist steht wirklich da, dicht hinter Thekla, eingehüllt in eine schwarze Capuze.

Ein Wink für die Damen der Crinoline. In der Schweiz, wo jetzt die Pietisterei mit dem jesuitenfreundlichen Ultramontanismus gleiche Fortschritte macht, eiferte neulich ein Prediger von der Kanzel gegen das Tragen der Crinoline-Röcke und sagte: „Zum Himmel führt nur Ein Weg und der ist schmal. Mit solchen Röcken also könnt Ihr nicht hineinkommen, Ihr müßt davon entfernt bleiben, da wo ewige Verdammniß und Qual."

Eine seltsame Aenderung. Herder hatte zu seiner Zeit einen großen Zorn gefaßt gegen das Lied aus Schillers Räubern: „Ein freies Leben führen wir," an welchem dagegen die gesammte damalige Jugend, namentlich die studirende, ihrerseits sehr großen Geschmack fand. Er bezeichnete dasselbe öffentlich als ein „ruchloses, kannibalisches Lied" und brachte, wenn man die Melodie denn einmal nicht fahren lassen wollte, folgenden sittsamen Text in Vorschlag:

„Der Musen Leben führen wir,
Ein Leben voller Wonne,
Bescheidenheit ist unsre Zier,
Die Wahrheit unsre Sonne."

Eine schöne Summe. Nach der Mittheilung eines englischen Blattes wird die Gesammtsumme, die man in England jährlich für Litteratur ausgiebt, auf sechzehn Millionen Thaler geschätzt.

Verfrüht. Wenn man jetzt das Laub der Bäume betrachtet, so bemerkt man überall ein frühzeitiges Welken. Schon in der Mitte des August steckten die Bäume die gelbe Cocarde heraus und die Blätter fielen nieder, ehe ihre Zeit gekommen. Es erinnert diese Erscheinung an das Jahr 1848, wo in der Baumwelt ein gleiches Welken und Verdorren eintrat, obgleich der Sommer an Hitze sich durchaus nicht mit dem heurigen messen konnte. Aber damals, 1848, ...

Das Jahr war alt geworden,
Weil es so viel erlebt.

Emile Augier zu Paris hat ein neues Schauspiel in fünf Acten „die Jugend" geschrieben. Deutsche Uebersetzer werden nicht zögern und dies ist gut, denn die Jugend auf der deutschen Bühne können wir gebrauchen, da sich bisher das Alter nun doch etwas zu breit gemacht.

Großväter spielen den Narciß,
Ja Hamlet selbst, der Däne,
Er wechselt nach dem ersten Akt
Haupthaar und Waden, daß es knackt,
Und — holt sich neue Zähne.

Frau Nimbs, der bekannten Sängerin, sind auf der Reise Pretiosen, Effecten und Geld gestohlen worden, die einen Werth von mehr denn tausend Thaler umfassen. — Dies ist schlimm, sehr schlimm, doch .....

Verzage nicht, o Sängerin!
Ob man dies Geld auch stehle,
Du hast noch Geld und dies ist das
Metall in Deiner Kehle.

Der Kehlkopf ist in dieser Zeit
Der beste Sommermeyer,
Vorzüglich wenn gespielt noch wird
Dabei so recht mit Feuer.

Den Schlüssel dazu hat die Zeit
Allein nur in den Händen,
Denn oft heißt's über Nacht: Pack ein!
Vorüber sind die Renten!

D'rum nützet dies Metall, eh' sich
Die Zeit bewährt im Grimme,
Damit Ihr wenigstens dann habt
Noch eine — Actienstimme.

Verschiedene Definitionen.
Holzhacker: „Braud-Materialien-Zertheilungs-Factor."
Improvisator: „Stegreif-Angst-Arbeiter."

Curiosa. Hepp! hepp! der bekannte Verfolgungsruf, ist aus den Anfangsbuchstaben der Worte gebildet worden: „Hierosolyma est perdita" — Jerusalem ist zerstört!

⁂ Die bekannte Nonne Roswitha (im Kloster Gandersheim um's Jahr 980) schrieb unter anderm ein Stück „Dulcitius". Dieser Dulcitius, Statthalter, schleicht, von unkeuscher Liebe entbrannt, Nachts zu den drei heiligen Jungfrauen. Allein in seiner unvernünftigen Leidenschaft umarmt er statt der Jungfrauen ihre Töpfe und Bratpfannen und schwärzt sich das Gesicht. Voll Wuth hierüber giebt er seinem Unterbefehlshaber Sisinius den Befehl, die Jungfrauen zu strafen. Allein auch dies gelingt ihm nicht und er wird auf vielfältige Weise getäuscht, bis daß er endlich ihren Tod beschließt. Zwei der Jungfrauen werden hierauf verbrannt und die Dritte erstochen.

Moden-Bericht aus Paris.

Noch ist es uns nicht gestattet, über die, für die neue Saison vorbereiteten Neuheiten zu sprechen; noch verhüllt ein Schleier die Herrlichkeiten, die unserer in so kurzer Zeit warten: Aber die Kunstwerkstätten sind in vollster Thätigkeit, und die Erfindungen unserer Künstler ruhen keinen Augenblick. Bald also werden wir viel Neues sehen, bald werden wir die Herbstmoden kritisiren, mit denen man in der Regel nicht so geheimnißvoll umgeht, und nicht so lange zögert, um von ihnen sprechen zu lassen. Doch daran ist dieser so warme, so beständige Sommer Schuld; er macht uns das schöne Wetter und mit ihm die luftigen Toiletten zu einer lieben Gewohnheit, der zu entsagen uns nicht so leicht werden wird.

Die Mode der grauen runden Strohhüte erhält sich noch immer; sie sind indeß auch eine der hübschesten Coiffüren für die ländliche Toilette, und die jungen, hübschen Frauen erscheinen noch reizender in diesen Hüten, deren Schirm im Innern ein wenig aufgenommen ist durch Rosen-Touffes, oder Bandschleifen, während sich auf dem Schirm eine lange Feder um das Köpfchen legt, um sich hinten wieder zu vereinigen. Zuweilen faßt ein schwarzer Sammetstreifen oder ein Band den Rand des Schirmes ein; bei einigen setzt man rundumher eine schmale schwarze Spitze, die nur als Zierde dient, während bei andern dieselbe sehr breit als Halbschleier bis auf die Schultern herabfällt.

Sehr beliebt sind die italienischen Strohhüte in der Pamelaform; sie werden mit Aehrenbüscheln, mit Feldblumen-, mit Veilchen- oder Stiefmütterchen-Touffes garnirt, und erscheinen täglich neu und reizend in den graziösesten Abwechslungen bei Mlle. Desberoff.

Das Band nimmt jetzt den Rang in der Mode ein, dessen es sich in den Zeiten Louis XIV. und XV. erfreute; man verwendet es überall, von dem kleinen Morgenschuh der Aschenbrödel bis zu dem Sonnenschirm, von dem einfachen Gartenhut und der Capeline bis zu dem italienischen oder Reisstrohhut.

Ein Reisstrohhut, geschmückt mit einem schönen chinirten Bande auf weißem Grunde, mit purpurrothen Blumen, zur Hälfte dunkler schattirt, ist ganz im Style Pompadour. Das chinirte Band ist überhaupt jetzt sehr en vogue und bereitet einer Band- und Posamenterie-Fabrik, unter der Leitung der Handlung Saint-Cécile, die größten Triumphe. Dieselbe Fabrik bereitet auch für den Herbst die graziösesten Seitengarnirungen von Sammet und Posamenterieen vor, was uns annehmen läßt, daß man ohne Zweifel dieser Mode noch länger huldigen wird.

Unserer Gewohnheit folgend, die uns immer von Zeit zu Zeit in die von der Mode als erste ihres Ranges anerkannten Räume führt, waren wir in das Magazin Persan eingetreten und sahen hier in Cachemire- und Spitzen-Shawls wahre Kunstschätze. Unter den ersteren, die dort von den reichsten bis zu den einfachsten zu finden sind, erwähnen wir hier nur vier indische Cachemire von unbeschreiblicher Schönheit. Der erste auf grünem und der zweite auf weißem Grunde, sind für einen Hochzeitskorb bestimmt. Der dritte ist auf himmelblauem Grunde; den vierten faßt eine breite und köstliche Palmen-Bordüre ein, und schmückt in der Mitte ein entzückendes Medaillon von übereinstimmenden Farben und Muster.

Von den Spitzen-Shawls mit besonderen schönen Volants nennen wir zwei; der eine einfach, mit einem Muster, das sich hinten fächerartig ausbreitet; der andere doppelt, mit Blumen bedeckt; rund um diese Bouquets, die auf den Fond gestreut sind, schlingen sich Palmen graziös in einander. Nichts Bewunderungswertheres, Schöneres läßt sich denken, als dieser Shawl.

Wir haben heut noch Nichts von Seidenstoffen gesagt; und obgleich es deren jetzt noch keine neuen giebt, wollen wir doch von den vielen schönen Roben, die wir bei Gagelin bemerkt haben, zwei hier näher beschreiben, die für eine reiche Aneſteuer bestimmt waren.

Ein weißes Moirée-antique Kleid mit sehr weitem langen Rock und einer Schleppe. Denselben ziert an den Seiten eine Garnirung von brüsseler Spitzen-Application, eingefaßt durch eine weiße Schmelzstickerei. Leibchen und Rock sind mit einander vereinigt; ersteres ziert eine Spitzen-Berthe und eine Schmelzstickerei. Den Aermel bildet eine Moirée-Puffe und über derselben doppelte Spitzen-Volants.

Ein Visiten-Kleid auf himmelblauem Grunde hat drei Volants mit Rosenguirlanden brochirt; das hohe Leibchen hat Schöße; die Aermel drei Volants.

Morgenkleider von gesticktem Mousseline garnirt man sehr gern mit einigen Bandschleifen; die Toilette gewinnt dadurch sogleich an Eleganz und Reichthum. Man setzt

diese Schleifen an beide Seiten des Rockes; drei bis sechs Schleifen genügen hierzu, und garnirt Taille und Aermel übereinstimmend.

Wir geben die Beschreibung dreier sehr hübschen Toiletten, die als das Neueste einer unserer elegantesten Reisenden nachgesandt wurden.

Ein hellgrünes Taffetkleid mit fünf Volants, die ein in derselben Farbe gesticktes Erbsmuster bedeckt; den Rand des Volants ziert eine Guirlande. Ueber das hohe Leibchen legt sich ein sich vorn kreuzendes, an der Taille schließendes Uebertuch ohne Enden, gestickt wie die Volants. Die Aermel, oben glatt, endigen in zwei gestickten Volants. Der Bournouß von schwarzen Spitzen ist sehr lang, und hat ein spitzes Capüchon. Den weißen gezogenen Crepphut ziert eine leichte Guirlande von grünen und weißen Marabouts, die hinten unter einer Taffetschleife endigt.

Ein chinablaues Taffetkleid hat doppelte Röcke, von denen der obere in sehr spitzen Zacken endigt, und die mit schwarzen Spitzenrüschen eingefaßt sind. Ueber den Saum des unteren Rockes sind im Zick-Zack drei Reihen derselben Rüschen gesetzt. Das ausgeschnittene glatte Leibchen begleitet ein sich vorn kreuzendes Uebertuch von schwarzen Spitzen, durch drei Rüschen von chinablauem Taffet im Zick-Zack eingefaßt. Aermel mit doppelten Volants, die in tiefen, mit Rüschen besetzten Zacken endigen. Kleine Shawl-Mantille von blauem Taffet, garnirt wie das Kleid und mit zwei breiten schwarzen Spitzen-Volants besetzt. Reisstrohhut mit chinablauen Kornblumen garnirt.

Ein Grenadine-Kleid, ganz klein, weiß und rosa carrirt. Den Rock zieren drei breite Volants, die in Taffetrüschen und gekräuselten Fransen endigen. Hohes Leibchen, Uebertuch Marie-Antoinette von demselben Stoff, garnirt wie die Volants. Venetianische Aermel, ebenfalls mit Rüschen und Fransen besetzt. Algierischer Bournouß von weißem Cachemire, mit einer Menge Seiden-Quasten verziert. Weißer Tüllhut mit rosa Rüschen, weißen und rosa Glockenblumen garnirt.

Erklärung des Modekupfers.

N. 1. Promenaden-Toiletten. Grauer genähter Strohhut, mit Taffetband, an welchem Fransen, garnirt. Im Innern Maaßliebchen in Tüllrüschen. Das Bavolet ist von Stoh, welches in vier Falten gelegt ist, und eingefaßt mit einem Bande, wie das auf dem Bavolet befindliche. Klein carrirtes Taffetkleid, mit einer schmalen schwarzen Spitze garnirt. Das Leibchen ist ausgeschnitten, und endigt an der Taille in einen schmalen Gürtel, der vorn eine kleine Schnebbe bildet. Ueber das Leibchen ist ein hoch heraufgehender Ueberkragen gelegt, der vorn und hinten spitz, und vorn herunter, wo er mit einer schmalen Spitze garnirt, zugeknöpft ist. Der Kragen ist rund herum mit einem Taffetschrägstreifen eingefaßt, der am Rande in Bogen geschnitten und mit einer Spitze eingefaßt ist. Der Jockey und die beiden Volants der Aermel haben eine übereinstimmende Garnirung. Doppelte Röcke, der untere sieben Breiten, der obere sechs Breiten weit; letzterer ist mit Schrägstreifen garnirt, die, zu beiden Seiten heraufsteigend und nach oben zu schmaler werdend, eine Seitengarnirung bilden.

Nr. 2. Kleines Mädchen von vier Jahren. Runder italienischer Strohhut, mit Taffet gefüttert, um das Käppchen mit einem Bande garnirt; hängende Bindebänder. Percale-Kleid mit englisch gestickten Garnirungen. Weiße gestickte Pantalons. Weißer Cachemire-Paletot, mit zwei Reihen großer weißer Knöpfe garnirt. Kleiner zurückgeschlagener Kragen. Aermel unten weiter werdend mit einem Revers, und auf diesem zwei Knöpfe. Dieselbe Form wird auch in weißem Piqué oder Nanking benutzt.

Nr. 3. Kleiner Knabe. Anschließendes, kurzes, etwas abgerundetes Jäckchen von Popeline, am Halse geschlossen. Pagoden-Aermel. Popeline-Rock, rund um die Taille an einem Gürtel in tiefe Falten gelegt. Schwarze Sammetsterne zieren den Rand des Jäckchens und der Aermel; der Rand des Rockes und die Seiten der Aermel sind mit Sammetstreifen, 15 Millimeter breit und ausgeschlagen, carrirt besetzt. Batist-Chemisette; gestickte Einsätze trennen Batist-Puffen; an die unterste ist ein gesticktes Volant herangesetzt. Pantalons mit dem Chemisette übereinstimmend gestickt.

Die Abonnenten der ersten (Acht Thaler-) Ausgabe erhalten als Extra-Zugabe:

Ein Herren-Modekupfer.

Die Zeitung für die elegante Welt erscheint wöchentlich und zwar in drei verschiedenen Ausgaben:

Erste Ausgabe mit allen Beilagen zu 8 Thalern jährlich. Enthält im Jahrgange 52 Damen- und 24 Herren-Modekupfer, Musikbeilagen, Mustertafeln für weibliche Arbeiten u. Moden. Schnitt-Tafeln für Herren, Patschouemanie-Bogen, Portraits, Genrebilder ꝛc.
Die zweite Ausgabe zu 5 Thalern jährlich bringt denselben Text und ausschließlich Damen-Modekupfer und Mustertafeln.
Die dritte Ausgabe zu ebenfalls 5 Thalern enthält nur Herren-Modekupfer, bringt aber ebenfalls 52 Lieferungen Text.

Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen Bestellungen an.

Verlag von **Otto Janke in Berlin.** Verantwortlich: Dr. **O. Girndt.**

Buchdruckerei von Gustav Lange in Berlin.

№ 37. Siebenundfünfzigster Jahrgang. 1857.

Zeitung für die elegante Welt.

Die Abonnements-Bedingungen befinden sich am Schlusse des Blattes.

Redaction: Th. Drobisch in Leipzig und Dr. O. Girndt in Berlin.

Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen hierauf an.

Von dieser Zeitschrift erscheint wöchentlich eine Lieferung von 1½ bis 2 Bogen Text, mit artistischen und technischen Beilagen, bestehend in Pariser Modekupfern, Muster- und Schnitt-Tafeln für Damengarderobe ꝛc. in sorgfältigster und reichster Auswahl.

Neue Proben

aus dem Roman

„Rom und Sahara."

Von

Hans Wachenhusen.

(Schluß.)

Diavolo hatte ihm anfangs zugehört, wie ein in Leiden und Erfahrungen gestählter, reifer Charakter die Ueberschwenglichkeiten eines jungen Hitzkopfes hinzunehmen pflegt; Lorenzo aber hatte sehr bald, und wahrscheinlich mit Absicht, die Stelle in Diavolo's Herzen berührt, die noch immer blutete. Die Namen Peloso und Delcarretto jagten ihm das Blut in die Schläfen; mit steigender Wuth biß er die Zähne knirschend zusammen; sein Auge fiel, als er die Stirn aus den Händen erhob, auf die breiten, dunkelrothen Bänder, welche die Ketten des Wagno auf seine Handgelenke gezeichnet, und mit der Wildheit eines Rasenden packte er den Arm Lorenzo's, als dieser nach dem neben ihm liegenden Briefe griff.

— Lorenzo! schrie er, weißt Du, warum man mich im Bagno den Diavolo nannte?

— Ich glaube davon gehört zu haben, antwortete Lorenzo mit scheinbarer Gleichgültigkeit; ganz Sicilien erzählte sich lange von unglaublichen Dingen, durch welche Du Deinen Wärtern zu schaffen gemacht und zu denen, wie man glaubte, die Fähigkeiten eines Teufels gehörten; aber der bist Du nicht mehr!

— Gut also, Lorenzo, Du hast mir in's Gedächtniß gerufen, daß Neapel ein Paradies ist, das von Teufeln regiert wird. Es war ein Moment für mich gekommen, wo es weich und versöhnlich in meiner Seele geworden; der Gedanke, mein heimisches Paradies wieder zu sehen, vielleicht nach einer Zeit der tiefsten, unverschuldeten Schmach einige Jahre der Ruhe, des Friedens und des Glückes zu genießen, dieser Gedanke löste all den Groll, all den Haß in Harmonien, welchen Knechtschaft und Mißhandlung in mir gesammelt .... Doch, Du hattest Recht, Lorenzo, es war eine Anwandlung von Schwäche, von Egoismus; das Vaterland hat größere Ansprüche auf mich, als eine Familie, die .... mich vielleicht vergessen hat .... Ja, ja, vielleicht hat sie mich vergessen, setzte er den Kopf senkend hinzu .... Verzeih meine Schwäche, Lorenzo, sie ist vorüber und kann nicht wiederkehren! fuhr er, sich schnell in seiner ganzen Länge aufrichtend, fort. Die Sonne kommt bereits; hat Bagnasco Alles zu meiner Abreise angeordnet?

— Das Boot liegt am Quai bereit; die Schiffer erwarten Dich, zwei zuverlässige Schmuggler von Capri, denen selber daran liegt, der Flotte nicht in die Hände zu gerathen.

— So laß uns gehen! sagte Diavolo, den kurzen braunen Mantel über die Schulter werfend und durch die Mütze sich die Miene eines neapolitanischen Fischers gebend. Gianettina, die, wie wir wissen, ihr besonderes Interesse an dem Gaste hatte, erwartete denselben bereits auf der Schwelle der Kammer; mit ihrem holdseligsten Lächeln auf den vollen, braunen Wangen und dem „grazie, Signore“, das selbst die häßlichste Italienerin mit einem unnachahmbaren Wohlklange spricht, auf den Lippen, empfing sie ihre versprochenen Tari, und völlig gerüstet zur Oeffnung der Locanda für den mit der Sonne beginnenden Tagesbesuch, eilte sie den beiden Männern voran, um die Pforte zu öffnen. A rivederci, Eccellenza! rief sie, vergnügt über die liberale Belohnung, dem Gaste nach und trat unter die inzwischen erwachten übrigen Gäste zurück.

Schweigend begaben sich die Beiden den Quai entlang; dünne Nebel wogten noch auf dem glatten Spiegel des Mittelmeeres, allerlei wunderbare Florgestalten bildend und mit den ersten unsicheren Sonnenstrahlen spielend, die ihr Recht behauptend mit wachsender Intensivität das Meer von seinen bleichen Traumgebilden befreiten.

— Wir sind zur Stelle, begann Lorenzo das Schweigen brechend, als beide vor einem kleinen Fruchtschiff angelangt waren, zugleich vergebens nach den Schiffern spähend, die vermuthlich in einer der benachbarten Schenken die Ankunft ihres Passagiers erwarten mochten. Anstatt ihrer stieß Lorenzo auf eine sonderbare Gestalt, die, den Kopf auf einen der Steine gebettet, schlafend am Bollwerk lag.

— Vielleicht kann uns dieser da Auskunft über das Verbleiben der Schiffer geben, sagte Lorenzo, dem Schlafenden etwas unsanft mit dem Fuß in die Rippen stoßend. Heda, Freund, wer seid Ihr? rief er, ihm in's Gesicht schauend und dies sowohl wie seine Kleidung mit großer Neugier betrachtend. Der Schläfer erwachte sehr unwillig, raffte sich auf, stellte sich schlaftrunken auf seine Füße und blickte verwundert bald Lorenzo, bald Diävolo an, die ihm Beide wie aus den Wolken gefallen erscheinen mochten.

— Gehört Ihr zu dem Boote da? fragte Lorenzo, dessen Amtseifer, seinen Gefährten sobald als möglich nach Neapel zu schaffen, diesen gar nicht zu Worte kommen ließ, zumal derselbe sehr mit seinen eigenen Angelegenheiten beschäftigt war.

Der Fremde schien von Lorenzo's Anrede wenig oder gar nichts verstanden, oder vielmehr ihn mißverstanden zu haben; denn während Lorenzo, ihm auf den Leib rückend, seine Frage sehr barsch wiederholte, fiel der Blick des Unbekannten auf das in seinem Gürtel steckende Messer und zwar in einer Weise, die keineswegs mißzuverstehen war.

Dieser Mensch war in der That sowohl seinem Benehmen, als seinem Aeußeren nach eine ungewöhnliche Erscheinung. Etwa sechszig Jahre alt und von einer Größe, welche selbst die Landolfo's um einige Zoll überragte, trug er ein weites tunesisches Beinkleid, das in zahllosen Falten um seine Glieder hing und an das sich über den Hüften ein breiter, rother Shawl schloß. Die knappe griechische Jacke mit verblaßter Stickerei deckte nur halb den Rücken, das nach orientalischer Sitte ungeglättete Hemd öffnete sich über einer von Sonne und Wetter förmlich gegerbten und mit mehreren tiefen Narben durchfurchten Brust. Zwischen den breiten Schultern erhob sich über dem sehnigen Halse ein nicht minder sonnverbranntes Antlitz mit scharf hervorspringender Habichtsnase; die tiefliegenden, lauernden Augen irrten, von schwarzgrauen Ringen umgeben, mit einem stechenden, durchdringenden Ausdruck umher und vermochten auf keinem Gegenstande zu rasten. Blattern und Wunden schienen sich auf diesem seltsamen Gesicht gleichsam das Terrain streitig gemacht zu haben, und wo die Züge nicht von diesen beiden gänzlich entstellt waren, gab ihnen innere Leidenschaft und eine fast aufreibende Unruhe einen unverkennbaren Ausdruck von Menschenfeindlichkeit und finsterer Abgeschlossenheit. Mit ganz besonderer Aufmerksamkeit hatte dieser Mann um den auf seinem Schädel sitzenden hohen tunesischen Fez den ebenso verschossenen blau-roth-gelben Shawl bis auf den Nacken hinab gewunden. Der Schlaf hatte diese Kopfbedeckung jedoch ein wenig verrückt und der Zweck seiner Vorsicht war insofern vereitelt, als in Folge dessen Diavolo zu seiner Verwunderung entdeckte, daß diesem seltsamen Menschen das eine Ohr abgehauen worden.

— Seid Ihr stumm oder schlaft Ihr noch? fragte Lorenzo, ungeduldig, aus diesem Manne ein Wort herauszubringen.

— Was wollt Ihr? antwortete endlich der Unbekannte gebrochen und in dem confusen Dialect der vom schwarzen bis zum mittelländischen Meere viel gebräuchlichen Lingua franca, eines Gemisches von Sprachen, welches durch Zuthun der Slaven, Türken, Griechen, Italiener und Spanier zu einem förmlichen Zungensalat geworden ist und in welchem sich diese so verschiedenen Völker hier zu verstehen pflegen.

— Ihr seid Grieche? fragte Lorenzo, sein Verhör fortsetzend.

— Nein! antwortete der Unbekannte.

— So seid Ihr Malteser, schloß Lorenzo, ihn von Kopf bis zu Füßen messend, wie man es bei einem Menschen thut, an welchem jeder Zoll ein Schurke ist, und zugleich das Wort Malteser mit einer unzweideutigen Betonung aussprechend.

Von der Insel Sardinien nämlich bis zur afrikanischen und asiatischen Küste, von Gibraltar bis zur Meerenge von Kertsch und darüber hinaus gilt das Epithe-

ton Malteser für den Inbegriff aller menschlichen Verworfenheit. In jedem außerhalb seiner heimischen Felseninsel sich umhertreibenden Malteser ist man gern geneigt, einen Banditen zu sehen; denn die völkerfreundliche Gewohnheit des englischen Gouvernements auf Malta, die meisten Verbrecher durch Verbannung zu strafen, wirft seit lange ein Contingent von Taugenichtsen an die benachbarten Küsten, deren Ruf so fest begründet ist, daß die Bezeichnung Malteser ein Collectivname für alle Strolche und Halsabschneider dieser südlichen Binnenmeere geworden ist, mögen sie nun wirklich aus Malta stammen oder nicht.

Lorenzo hatte daher so Unrecht nicht, als er nach dem sehr abenteuerlichen Erscheinen und der Sprache dieses Unbekannten schließend auch in ihm einen jener Schelme gefunden zu haben glaubte, die auf Sicilien nicht zur Seltenheit gehören.

Eben traten auch die beiden Schmuggler herzu, ein paar schmächtige Burschen, auf deren gebräunten Gesichtern jedoch die Durchtriebenheit und Entschlossenheit stand, die eben das Haupterforderniß ihres Berufes ist.

— Verzeiht, Eccelenza, begann der Eine, sich zu Lorenzo wendend, daß wir auf uns haben warten lassen; besser wär's gewesen, hätten wir am Abend schon unter Segel gehen können, denn die Flotte schuvbert fortwährend an der Küste herum. Da Ihr aber Eure Depeschen nicht früher besorgen konntet, müssen wir uns auch am Tage durchzuschleichen suchen ... Kennt Ihr diesen Mann da, Eccellenza? Er treibt sich schon seit dem Abend hier herum und möchte gern mit nach Neapel. Seiner Sprache und seinem Aeußeren nach muß er aus Marocco sein, das ist aber Alles, was ich aus ihm habe herausbringen können.

Prüfend schaute Lorenzo den Fremden an.

— Was treibt Euch nach Neapel? fragte er, sein Verhör fortsetzend, und zu wem wünscht Ihr dort zu gehen?

Anstatt der Antwort zog der Fremde einen schon etwas schmutzig gewordenen Zettel aus seinem Gürtel und reichte ihn Lorenzo. Dieser verrieth einige Ueberraschung, als er in bereits vergilbter Schrift auf dem Papier die Namen: „Sennor Don Alejandro de Vuelto y Concha“, und die nach spanischer Sitte gefaßte Adresse: „Roma, Casa de Vuelto“ las.

— Landolfo, sagte er halbleise, diesem den Zettel reichend, eine Botschaft an Don Alessandro! Wie mir aber scheint, hat sich der Bote nicht allzusehr übereilt, denn der Schrift nach zu urtheilen ist dieser Zettel mindestens ein Jahr alt.

Mit einer gewissen Hast griff Diavolo nach dem Zettel. — Don Alessandro! rief er mit einer sichtlichen Aufregung. Sein Blick irrte von dem Zettel zu dem Träger desselben, der dieses Papier wie einen Schatz zu hüten schien und die kleinste Bewegung Diavolo's beobachtete.

— Kennt Ihr diesen Mann? fragte der Letztere gespannt.

Der Fremde nickte mit dem Kopfe und streckte die Hand nach dem Papier aus.

— Was führt Euch zu ihm? fuhr Diavolo mit derselben Spannung fort.

Der Unbekannte zuckte schweigend die Achsel und faßte nach dem Papier.

— Wann habt Ihr ihn gesehen? fragte Diavolo, den Zettel an sich ziehend, als mache er eine Antwort zur Bedingung der Rückgabe desselben unumgänglich nothwendig.

— Es ist schon sehr lange her! antwortete der Fremde.

— Kennt Ihr seine Familie?

— Nein!

Wie es schien, hatte der Fremde durchaus keine Lust, sich auf nähere Erklärungen einzulassen; für Landolfo hingegen mußte sowohl dieser Mann, als besonders der Name, welchen er in Händen hielt, von jenem Interesse sein, das ein Gegenstand einflößt, der uns unerwartet einen Anhaltspunkt giebt, oder Dinge und Verhältnisse in Zusammenhang bringt, die seit lange auseinander gegangen und plötzlich wieder in enge Beziehung gerathen.

— Lorenzo, dieser Mann wird mich begleiten! rief er, dem Ersteren einen stummen Wink gebend.

— Wie Du willst, Landolfo! sei jedoch vorsichtig und beobachte ihn. Was Du uns mitzutheilen hast, fuhr er, Landolfo bei Seite nehmend, fort, übergieb diesen beiden Burschen hier, sie sind zuverlässig und werden Dir den Ort bezeichnen, wo Du sie treffen kannst ... Doch jetzt leb wohl, Landolfo; Amari erwartet meine Rückkehr. Solltet Ihr in die Hände der Flotte gerathen, so versenke Deine Depesche in's Meer. In Neapel sehen wir uns wieder.

Nach einem herzlichen Händedruck schied Lorenzo von Diavolo, der in der That in dem Grade mit seinen eigenen Angelegenheiten beschäftigt war, daß er Minuten lang noch immer den Zettel anstarrte ... Don Alessandro! murmelte er vor sich hin. Ein Fingerzeig des Himmels; undankbar wär's von mir, wollte ich seinen Boten zurückstoßen, der mir vielleicht noch ferner von Nutzen sein kann ... Ich dank' Euch, mein Freund, setzte er endlich laut hinzu, dem Fremden den Zettel zurückgebend, den dieser sorgfältig wieder im Gürtel barg. Laßt uns gute Reisegefährten sein, und wenn uns unterwegs Etwas zustoßen sollte, seid so schweigsam, wie Ihr es gegen uns gewesen.

Der Fremde schien Landolfo nur halb zu verstehen. Die Hast, mit welcher letzterer ihn in das kleine Frucht-

ſchiff ſpringen ſah, contraſtirte dermaßen mit ſeiner bisherigen Indifferenz und Ruhe, daß Landolfo plötzlich ein Mißtrauen gegen ihn beſchlich; indeß der Fremde war ſo ſchnell zu ſeiner alten Faſſung wieder zurückgekehrt, als er ſich am Ziel ſeiner Wünſche, d. h. in dem Boote ſah, daß Landolfo in ſeinen verwitterten Zügen auch nicht die mindeſte Gemüthsbewegung zu leſen vermochte. Schweigend und ſeinen Gedanken folgend, ſtreckte er ſich auf den ihm von den Schmugglern unter einer aufgeſtützten Matte ausgebreiteten Teppich und wenige Minuten darauf ſchoß das kleine Fahrzeug vor der friſchen Morgenbriſe an der Küſte dahin, zwei Perſonen mit ſich führend, die, ohne es zu ahnen, in doppelter Beziehung auf ein und daſſelbe Ziel loſſteuerten.

Die Bitte der Braut.

Novelle

von

Frdr. Schrader.

In den ſchattigen Gängen des Weimarer Parks, welche ſich in Windungen am Ufer der Ilm hinziehen, und an deren Ausgangspunkte eine in Stein gehauene Schlange mit einem Brod im Munde als Sinnbild ſich befindet, welches die Bedeutung haben ſoll, daß Jedem auf dieſem Wege etwas Angenehmes begegnen möge, wandelte regelmäßig jeden Tag um die Mittagszeit ein langer hagerer Mann mit hochgewölbter Stirne und großen blauen Augen auf und nieder; ſein Blick war nachdenklich zur Erde geſenkt, wie überhaupt ſein Oberkörper etwas gebeugt war und von anſtrengender ſitzender Lebensart zeugte. Seine ganze Erſcheinung war höchſt einfach, ſein Antlitz hatte etwas ungemein Zutrauenerweckendes.

So oft Aennchen, die Tochter des Gaſtwirths zu Oberweimar, auf dieſem Gange nach der Stadt wandelte, begegnete ſie dieſem Herrn, der ſtumm und in tiefem Nachdenken an ihr vorüberſchritt. Jedesmal blieb ſie ſtehen und ihr Auge begleitete ihn mit einem wehmuthsvollen Blicke. „Ob er uns wohl helfen könnte?“ ſeufzte ſie und ging weiter. Aennchen war die Braut des Schneidergeſellen Silberglanz, eines fleißigen jungen Mannes, der auf dem Punkte ſtand, ſein Meiſterſtück zu machen, aber, weil er in Weimar nicht heimiſch war, von der Innung nicht zugelaſſen werden ſollte. Er arbeitete zur Zeit noch in der Werkſtatt eines Meiſters und Aennchen brachte ihm jeden Mittag das Eſſen nach der Stadt.

„Höre, lieber Anton,“ ſagte ſie eines Tages zu ihm, „ohne Fürſprache gelangen wir wohl kaum zum Ziele, und wenn du nun wieder weiter wandern müßteſt, dann würde ja unſer Vorhaben bis zur Ewigkeit verſchoben.“

„Du haſt wohl Recht, liebes Annchen, aber wer ſoll ſich denn für einen armen fremden Geſellen verwenden?“ entgegnete Anton niedergeſchlagen. „Man ſagte mir, ſie hätten ſelber Landeskinder genug, die dieſe Profeſſion betrieben, und man wolle nicht auch Fremde ſich hier noch feſtſetzen laſſen. Kann man dagegen etwas machen? Jeder ſoll an ſeiner Scholle kleben bleiben, und ſo weiß ich keinen andern Ausweg, als mein Bündel wieder zu ſchnüren und nach meiner Heimath zurück zu wandern.“

„Nein, mein lieber Anton, das darf nicht geſchehen, ich laſſe dich nicht wieder von mir! Weißt du was? Es begegnet mir jeden Tag auf meinem Gange nach der Stadt ein feiner Herr, der lächelt immer ſtill vor ſich hin und ſcheint recht gut von Herzen; wenn er mir morgen wieder begegnet, dann werde ich ihm unſere Lage vorſtellen, vielleicht verwendet er ſich für uns, wenn er nicht ſelber helfen kann.“

„Einen Herrn auf ſeinem Spaziergange anhalten, das will ſich nicht gut ſchicken für ein ehrbares Mädchen. Auch weißt du ja gar nicht, wer er iſt, und haſt keine Gewißheit, ob er dir rathen oder helfen kann. Ich bitte dich, laß den Herrn ungeſchoren. Mußt du denn auch dieſem angenehmen Herrn alle Tage begegnen? Wenn du weißt, daß er regelmäßig dieſen Weg geht, warum ſchlägſt du nicht einen andern ein?“

„Du wirſt doch nicht ſchon wieder eiferſüchtig ſein, Anton?“ ſprach das Mädchen; „dann wollt' ich lieber, ich hätte dir nichts davon geſagt und hätte ganz im Geheimen gethan, was ich für nützlich halte. Ein andermal werd' ich's auch ſo machen.“ — Sie wollte gehen.

Der Jüngling faßte ihre Hand, zog ſie zu ſich und küßte ſie; Aennchen aber ſchmollte fort.

„Wenn ich's nur erſt dahin bringen könnte, daß du nicht mehr eiferſüchtig wärſt. Aber nun wend' ich mich erſt recht an den Herrn, wenn er mir morgen wieder begegnet. Ich denke uns dadurch zu nützen und dir deine Eiferſucht abzugewöhnen.“ — Damit ging ſie fort.

Am andern Mittag trat ſie wie gewöhnlich mit dem Eſſen für Anton ihren Weg nach der Stadt an. Diesmal aber fühlte ſie ihr Herz noch mehr bedrückt als ſonſt, denn was ſollte ſie zu dem fremden Herrn ſagen? Würden ihr auch die rechten Worte zu Gebote ſtehen? Ihr Herz klopfte ſtärker und ſtärker, je näher ſie an den Eingang des Parks gelangte, wo ſie mit Jenem gewöhnlich zuſammentraf. Endlich hatte ſie den ſchattigen Laubgang erreicht; ſie lauſchte, ob ſie nicht ſeine Schritte höre; doch vernahm ſie nichts, wohl aber bewegten ſich zur Linken die Zweige, als ob ſich jemand im Gebüſch verſteckt habe. Sie dachte noch darüber nach, was es wohl ſein könnte, als ſie in einiger Entfernung den fremden Herrn auf ſich zukommen ſah. Sie ging ihm langſam entgegen, ſetzte dann ihr Geſchirr mit dem Eſſen auf die Erde, und als der Unbekannte wie gewöhn-

lich stumm an ihr vorüber schreiten wollte, faßte sie sich ein Herz, stellte sich vor ihn und sprach: „Ach, mein verehrter Herr, Ihr verzeiht mir wohl, wenn ich Euch in Euren Betrachtungen störe. Ich bin Gastwirths Aennchen aus Oberweimar und habe einen Schneider zum Bräutigam, der aber in diesem Lande nicht heimisch ist. Wir möchten uns gern heirathen und deshalb wollte mein Anton auch das Meisterstück machen. Da läßt ihn aber die Innung nicht dazu kommen, weil er ein Ausländischer ist. Könntet ihr mir nicht vielleicht einen guten Rath oder ein Mittel an die Hand geben, was da zu machen sei? Ich kann doch meinen Anton nicht wieder in die Fremde wandern lassen!“

Abermals rasselte es zur Seite im Gebüsch, wo der junge Wald an steiler Höhe sich hinaufzog. Beider Blicke richteten sich dorthin, aber gleich nachher war es wieder still.

„Wo ist denn dein Bräutigam her, liebes Kind?“ fragte der Fremde in gütigem Tone. „Versteht er denn auch das Meisterstück vorschriftsmäßig und tadellos zu vollenden?“

„Mein Anton ist aus Schwaben,“ entgegnete das Mädchen, „sein Meister ist gar wohl mit ihm zufrieden und er würde ihn nur ungern verlieren, denn alle Kunden loben seine Arbeit. Ach, wenn der Herr sich seiner doch nur ein wenig annehmen wollte.“

In diesem Augenblicke sah Aennchen die Gestalt ihres Bräutigams aus dem nächsten Gebüsch sich erheben. Die Eifersucht hatte ihm keine Ruhe gelassen. Er hatte sehen wollen, was hier vorgehe, und sich in dieser Absicht im Buschwerk versteckt, war auf dem schlüpfrigen Abhange näher herangeschlichen und hatte sich dabei an einem dürren Zweig festgehalten, dieser aber war gebrochen und Anton wäre fast zu Boden gefallen.

„Bist du auch hier?“ sprach verwundert das Mädchen. „Na, siehst du, das ist der Herr, von dem ich dir erzählt habe, nun kannst du selber deine Sache bei ihm vorbringen. Du bist gewiß wieder einmal eifersüchtig gewesen!“

Der fremde Herr lächelte über diesen Vorwurf und sein freundlicher Blick musterte den jungen Mann, der ganz verlegen vor ihm stand.

„Sie sind ein Schwabe, wie ich eben gehört habe?“ redete er ihn freundlich an, und als der Schneidergesell diese Frage kleinlaut beantwortete, fuhr er fort: „Dann begrüß' ich Sie als meinen Landsmann. Kommen Sie doch gelegentlich einmal zu mir und nehmen mir das Maaß zu einem neuen Kleid. Ich will damit Ihre Geschicklichkeit erproben, wenn ich dann etwas für Sie thun kann, soll es mit Vergnügen geschehen.“

Der Fremde grüßte das junge Paar und schritt weiter.

„So frage doch zum wenigsten den Herrn, wer er sei und wo er wohne, wie kannst du ihn sonst auffinden, wenn du ihm das Maaß nehmen willst?“ sprach leise das Mädchen.

Silberglanz eilte dem Herrn nach und bat ihn um seinen Namen.

„Ja so; da werd' ich Ihnen meine Karte geben,“ sprach der Unbekannte und reichte dem jungen Manne ein Kärtchen. Silberglanz ging wieder zu seiner Anna zurück; Beide betrachteten das zierliche Billet und es dauerte lange, ehe sie die künstlich verschlungenen Schriftzüge entziffert hatten. Endlich gelang es ihnen und sie lasen den Namen: Friedrich von Schiller.

„Nun ist mir dieser Herr nicht mehr unbekannt,“ rief Silberglanz hocherfreut; „das ist ja der berühmte Dichter, der die schönen Theaterstücke geschrieben hat, bei denen, wenn sie gegeben werden, man kaum ein Plätzchen bekommen kann. Ach, wenn er uns helfen wollte, Aennchen, wir würden glücklich sein!“

Mit dieser frohen Hoffnung trennte sich das liebende Paar. Anton ging nach der Stadt, Annchen nach ihrem Dorfe zurück.

Gegen Abend verließ der junge Geselle seine Werkstatt und schritt der Esplanade zu, wo Schillers Wohnung lag. Von Frau von Schiller freundlich empfangen, ward er in das Zimmer des Dichters gewiesen, der schreibend zwischen Büchern saß.

Schiller begrüßte ihn und sagte: „Sie sehen, es will Herbst werden und da wünschte ich, daß Sie mir eine Art von Oberrock machen, zum Schutz gegen die rauhe Herbstluft, aber so, daß sich der Körper darin nicht beengt fühlt, mehr mantelartig, mit Aermeln und etwas faltenreich. Getrauen Sie sich, einen solchen Ueberwurf herzustellen?“

Silberglanz bejahete es.

„Nun so geben Sie sich Mühe. Von dem Gelingen der Arbeit hängt Ihr Meisterwerden, Ihre häusliche Niederlassung und wahrscheinlich auch eine zahlreiche Kundschaft ab. Ich werde Sie zu empfehlen wissen.“

Silberglanz nahm dem Dichter das Maaß, berechnete den Bedarf des Stoffes, und Schiller behändigte ihm den Betrag zum Ankauf desselben.

Als Geselle durfte der junge Schwabe ohne Wissen des Meisters kein neues Stück anfertigen. Gleichwohl hielt er es nicht für rathsam, dem Meister von diesem Auftrag etwas zu sagen. Er kaufte ein schönes dunkelbraunes Tuch und andere Zuthaten und bereitete sich eine Werkstatt bei Aennchens Eltern im Gasthofe zu Oberweimar. Dort arbeitete er nach der Feierabendszeit mehrere Stunden des Nachts und nahm außerdem die Sonntage mit zur Hülfe; so wurde das Kleid fertig, ohne daß Jemand etwas davon erfuhr. Es war ihm gut gelungen und er beeilte sich, es dem Besteller abzuliefern.

Schiller empfing ihn überaus freundlich und freute sich, daß er mit dem Kleid schon so bald fertig geworden sei. Der Schneider zog sein Tuch auseinander, Schiller beobachtete die Arbeit mit Wohlgefallen. Er zog den Rock an und stellte sich damit vor den Spiegel. Silberglanz hatte seinen Geschmack vollkommen getroffen und der Dichter erging sich in Lobeserhebungen über die wohlgelungene Arbeit. Er drückte dem jungen Manne einen Louisd'or in die Hand. „Geben Sie sich der besten Hoffnung hin, Herr Silberglanz, fügte er lächelnd hinzu, Männer von solchem schöpferischen Geist stößt Weimar nicht von sich. Sobald etwas für Sie geschehen ist, werde ich Sie's wissen lassen."

Silberglanz verabschiedete sich von seinem Gönner und überließ sich nun mit seinem Aennchen der besten Hoffnung, wie der Dichter ihm gesagt hatte. —

Bald darauf fand in dem herzoglichen Lustschlosse zu Ettersburg eine jener theatralischen Vorstellungen statt, die von Kavalieren, Hofdamen und andern hoffähigen Personen gegeben wurden und welchen sämmtliche Mitglieder des Hofes beizuwohnen pflegten. Schiller durfte natürlich nicht fehlen, und da es ein schöner, warmer Herbsttag war, der, wie sich erwarten ließ, einen kühlen Abend im Gefolge haben würde, so ließ er sich seinen neuen Oberrock nachbringen.

Das Theaterspiel hatte eine besondere Heiterkeit über den ganzen vornehmen Kreis verbreitet. Es war ein Gelegenheitsstück, ich weiß nicht von welchem Verfasser, worin eine Zigeunerbande vorkam, deren Hauptmann von einem gewissen Hofrath B., einem großen, dicken Manne, dargestellt wurde, der, um besser zu imponiren, sich in fleischfarbiges Zeug hatte einnähen lassen. Bei einer der vielen Bewegungen aber, die er zu machen hatte, platzte das Zeug und der Vorhang mußte unter großem Gelächter der Zuschauer schnell herabgelassen werden. Der arme Hofrath B. warf sich platt auf die Bühne, der Riß wurde eiligst wieder zugenäht, einige Augenblicke später rauschte der Vorhang wieder in die Höhe und der Zigeunerhauptmann ward mit großem Applaus empfangen. Das Stück ging ohne weiteren Unfall zu Ende und erst als es später Abend geworden war, machte sich die Gesellschaft bereit, bei Fackelschein den Rückweg nach der Residenz anzutreten.

Jetzt warf Schiller sein neues Kleid um und ein lautes bewunderndes Ah! durchtönte den Saal.

„Sagen Sie mir doch, lieber Schiller", sprach Karl August, „wer hat denn diesen superben Rock gemacht, der kleidet Sie ja ganz vorzüglich?"

„Ein junger, noch ganz unbekannter Kleiderkünstler", entgegnete der Gefragte, „ein Landsmann von mir, der gern sein Meisterstück machen und die Wirthstochter von Oberweimar heirathen möchte, den aber die Weimarer Innung nicht aufnehmen will, weil er ein Ausländer ist. Seit ich mich überzeugte, daß der junge Mann in seiner Weise nicht ohne Talent ist, habe ich ihm Hoffnung gemacht, vielleicht etwas dazu beitragen zu können, daß er sich in Weimar niederlassen dürfe und habe dabei natürlich an meines gnädigen Fürsten Beistand gedacht."

„Damit haben Sie ganz recht gethan. Dieser junge Mann muß in die Innung aufgenommen werden. Wir bedürfen ohnehin eines geschickten Schneiders. Wie heißt Ihr Protegé?"

Schiller nannte den Namen des Schneidergesellen und der Fürst notirte sich denselben, dann brach die Gesellschaft auf.

Schon am nächsten Vormittag ertheilte Karl August den Befehl, den Obermeister der Schneider-Innung zu ihm zu bescheiden, und alsbald stand ein kleines hageres Männchen im Vorzimmer des Fürsten und begehrte zur Audienz gelassen zu werden.

„Meister", sagte der Fürst, „es hat jüngst ein gewisser Silberglanz, aus Schwaben gebürtig, um das Meisterwerden nachgesucht, womit Ihr ihn aber abgewiesen habt, weil er ein Ausländer ist. Nun ist aber der Silberglanz ein reputirlicher Mensch, der seine Sache gelernt hat, und ich wünsche daher, daß er zum Verfertigen des Meisterstücks zugelassen werde. Ich werde bei der Prüfung selber zugegen sein." — Mit diesem Bescheid wurde der Obermeister entlassen.

Der Wunsch des Fürsten, der wie ein Befehl respektirt werden mußte, verbreitete sich schnell unter den Mitgliedern der Innung; die Schneider hätten zwar gar zu gern ihren Willen durchgesetzt, aber Keiner wagte es, dem Landesherrn gegenüber Einsprache zu thun. So wurde denn die Zeit zur Anfertigung des Meisterstücks für Silberglanz festgesetzt und weil nun damit auch seine Verheirathung mit Aennchen zusammenhing, so war diese desto fleißiger, ihren Brautstaat herzurichten.

Das Meisterstück war zu der bestimmten Frist fertig, der Herzog wurde zur Prüfung desselben eingeladen.

„Nun? wie hat Silberglanz seine Probe bestanden?" fragte Karl August.

Einige wollten sich da mausig machen und diesen und jenen Tadel laut werden lassen.

„Ah bah!" versetzte der Fürst. „Es ist nicht das erste Stück, das ich von Silberglanz zu sehen bekomme und ich glaube nicht, daß es Einer von Euch besser machen kann."

Die Schneider schwiegen beschämt. Silberglanz wurde zum Meister gesprochen.

„Komm morgen auf's Schloß, Du sollst mir das Maaß zu einem Jagdanzuge nehmen", sprach Karl August zu dem jungen Meister und verließ darauf das Haus des Obermeisters, Silberglanz ging zu der geeigneten Stunde dahin und kehrte mit dem Patent als Hofschneider zu seiner Verlobten zurück.

Ach, wie freute ſich da Aennchen, daß Alles ſo gut von Statten ging und daß ſich ihr eine ſo ſchöne ſorgenfreie Zukunft aufthat. „Wir wollen die gütige Verwendung des Herrn Hofrath Schiller niemals vergeſſen, lieber Anton; denn er iſt's doch eigentlich, dem wir unſer Glück zu danken haben."

„Du haſt Recht, lieb Aennchen", ſagte der glückliche Hofſchneider, „und damit der gute Herr ſieht, daß wir ſeine freundliche Verwendung dankbar vergelten, ſo wollen wir ihm an unſerm Ehrentage einen Hochzeitskuchen hintragen und ihn zu unſerer Hochzeit bitten."

Im Gaſthofe zu Oberweimar ward es nun bald geſchäftiger als je. Wagen brachten neues Hausgeräthe; Kuchen wurden gebacken, Zimmer geſäubert und weiße Gardinen aufgeſteckt. Die Hochzeitkuchen waren herrlich gerathen. Als das duftende Gebäck der Reihe nach da lag, deutete Aennchen auf einen Ringelkuchen von beſonders ſchönem Ausſehen und ſagte: „Dieſer iſt für unſern Wohlthäter beſtimmt."

„Viele Kuchenſchnitten wurden an gute Freunde geſandt, zu Schiller aber ging Aennchen ſelber. Sie dankte ihm aus vollem Herzen, daß er ſo gütig geweſen und ſich ihrer ſo freundlich angenommen habe; dann langte ſie ſchüchtern den Kuchen hervor und fügte einige bittende Worte hinzu, ihn anzunehmen. — „Wenn Sie uns die Ehre Ihrer Gegenwart ſchenken wollen, Herr Hofrath", fügte ſie hinzu, „morgen werden wir getraut."

Hatte Aennchen jemals ein freundliches Geſicht geſehen, ſo war es das Schillers; ſein ganzes wohlwollendes, von Edelmuth erfülltes Herz offenbarte ſich in dieſen Zügen. Seine Augen füllten ſich mit Thränen, als er dem ſchönen Mädchen ſeine Glückwünſche darbrachte.

Kaum war ſie fort, ſo ſprach der Herzog bei Schiller ein, um ihn für morgen zu einer Partie nach Belvedere einzuladen.

„Ich werde es kaum zuſagen können, Durchlaucht", ſprach der Dichter; „denn ich bin ſoeben von der Braut unſeres Silberglanz eingeladen worden, morgen ihrer Trauung beizuwohnen. Solche Leute geben etwas darauf und ſo möcht' ich doch zu ihrer Freude das Meinige beitragen."

Der Herzog ſtimmte ihm bei:

„Unſer Ausflug hat Zeit. Da dächt' ich, wir richteten es ſo ein, daß wir erſt der Trauung beiwohnten und dann gleich nach Belvedere hinaufführen. Das Brautpaar wird's wohl nicht übelnehmen, wenn ich als ungeladener Gaſt mitkomme. Haben Sie auch ſchon ein Hochzeitsgeſchenk in Bereitſchaft?"

„Daran, Durchlaucht, hab' ich wahrhaftig noch nicht gedacht."

„Nun, ſo überlaſſen Sie das mir; ich werde es für Sie beſorgen."

Das Brautpaar wurde ſchon am nächſten Morgen mit einer koſtbaren Standuhr und einem prächtigen Kaffee-Service von Meißener Porzellan überraſcht. Man übergab dieſe Geſchenke im Namen Schillers. Die glücklichen Brautleute waren vor Freude ganz außer ſich. Wie viel mehr aber war man erſtaunt, als gegen den Schluß des Vormittagsgottesdienſtes eine Reihe von Hofchaiſen daher gerollt kam, angefüllt mit Herren und Damen, die alle vor der Kirche ausſtiegen und hineingingen. Der Altar war anmuthig von Aennchens Freundinnen mit Blumen geſchmückt. Bald erſchien das Brautpaar, vor ihm her gingen zwei kleine Mädchen in weißen Kleidern, die den Weg mit Blumen beſtreuten. Nie hatten einer Trauung in dieſem Dörfchen ſo viele Menſchen beigewohnt, noch weniger ſo viel vornehme Perſonen. Die Erſten, die den Neuvermählten ihre Glückwünſche darbrachten, waren Schiller und Carl Auguſt. Die hohen Perſonen beſtiegen dann ihre Wagen und fort ging's nach Belvedere. Dieſe Trauung ward des vornehmen Beſuches wegen noch lange beſprochen. Das Alles geſchah im Jahre 1800.

Am andern Tage bezog das junge Paar ſeine Wohnung in der Stadt. Silberglanz erhielt bald eine zahlreiche Kundſchaft und vermöge ſeines Fleißes, ſeiner Geſchicklichkeit und ſeiner Ordnungsliebe erwarb er ſich ein hübſches Vermögen.

Als Schiller im Jahre 1805 ſtarb, war der dankbare Schneidermeiſter einer der erſten, welche ſich im Trauerhauſe einfanden. Er fertigte ſeinem Wohlthäter ein ſeidenes Todtengewand an, nach Schnitt und Form, wie er es im Leben gern zu tragen pflegte; auch erbot er ſich, die zur Beſtattung nöthigen Leute zu beſtellen. Die Wittwe lehnte es ab; ſie war von doppeltem Schmerze ergriffen, einmal, daß ſie den Gemahl in der Blüthe ſeiner Jahre verloren hatte und dann, daß ſie ſo entblößt von Mitteln war, daß ſie ihm ſogar das ſeiner würdige Begräbniß verſagen mußte. Der Herzog war verreiſt. Silberglanz kam Abends in die Armbruſtſchützen-Geſellſchaft, wo die Bürger zuſammentraten, um die Beſtattung Schillers zu übernehmen; an ihre Stelle trat jedoch ſpäter ein Verein junger Gelehrter und Künſtler. Wegen Kürze der Zeit konnte nicht mehr Alles beſorgt und hergeſtellt werden, wie die Bürger von Weimar es vielleicht gewünſcht hätten. Am Abend des 11. Mai wandelte daher blos ein ſtiller Leichenzug durch die Esplanade nach dem St. Jakobs-Kirchhofe, einfach und ohne alles Gepränge; eine nur mäßige Anzahl Leidtragender begleitete den Dichter der deutſchen Nation auf ſeinem letzten Gang. Oeffentliche Blätter trugen die Kunde davon in alle Welt und ſo erfuhr ſie auch der Herzog Karl Auguſt. „Schiller ſoll einſt an meiner Seite ruhen!" ſprach er; und ſo geſchah es. Schillers Tod gab die Idee zum Bau der Fürſtengruft.

Feuilleton.

Das Lottospiel iſt in Italien zu einer wahren Wuth ausgeartet, namentlich in Neapel, denn in der Seele des Neapolitaners ſtehen alle Leidenſchaften im Superlativ. Von vier Gewölben iſt wenigſtens Eins davon ein Lottobureau. Es iſt wie bei uns mit den Schenkhäuſern. Leute, die kein Hemd und kein Brod haben, die mit einem Paar Pfennigen von einem Tage zum andern leben, werfen jährlich über eine Million Thaler in dieſes Danaidenfaß. Am Tage vor der Ziehung reichen kaum ſechs Perſonen in jedem Bureau zur Ausgabe der Billets hin. Uebrigens bedient man ſich auch aller möglichen Lockungsmittel. Das Bureau iſt mit prächtigen Feſtons geſchmückt. Guirlanden von allen Farben feſſeln die Vorübergehenden und halten ihnen harlekinbunte Ternen vor. Liebſt du dies Roth? Setze dein Geld auf die rothe Nummer. Ziehſt du dies Gelb vor? Dein Glück iſt gemacht; da glänzt eine goldgelbe Terne. Oft bemerkt man im Hintergrunde des Bureaus auf einem Transparente drei Nummern, die, beſſer als die andern, mit Blumen bekränzt und mit der Umſchrift umgeben ſind: „Ecco la vera sorte“. Die Verwaltung des Lottos kündet ſo uneigennützig das Reſultat der Ziehung ſelbſt an; wie könnte man an dem Glücke zweifeln?

Durch das Buch der Smorfia kann Alles zum Einſatz in's Lotto umgewandelt werden. Es iſt dies eine Sammlung von Hauptwörtern mit einer Nummer gegenüber. Fällt Einem eine Sache zufällig auf, träumt man von Etwas u. ſ. w., ſo ſchlägt man das Buch auf, ſucht das Wort darin, merkt ſich die entſprechende Zahl und ſetzt darauf. Die glücklichſten und die geſuchteſten dieſer Nummern ſind die der Unglücksfälle, der Todſchläge ꝛc. Iſt irgendwo eine Feuersbrunſt geweſen, gleich werden die Lotteläden belagert; Jedermann ſetzt auf die Nummer der Feuersbrunſt. Man muß die Ausgabe beſchränken und wenn die ſo ſehr verlangte Nummer genug hat, wie man ſagt, giebt man keine Billets mehr aus. Um ſo ſchlimmer für den, welcher zu ſpät kam. Bei ſolchen Kriſen iſt die Lottoverwaltung nicht ohne Beſorgniß. Eine Laune des Zufalls könnte ſie um eine ungeheure Summe bringen. Selbſt in den römiſchen Staaten ſind Sonntags die Lottobureaux geöffnet, während alle andern Gewölbe geſchloſſen werden müſſen. Der Schläfer, der Mittags erwacht, findet keine Reſtauration mehr, wo er eſſen könnte; aber das Geld, das er für ſein Frühſtück nicht ausgeben kann, darf er in's Lotto tragen. Und nicht blos die Smorfia reizt zum Spiele. Kauft man ein Paketchen Schwefelhölzer, ſo findet man auf dem Umſchlage italieniſche Verſe, welche das Lotto empfehlen, z. B. „Das Lotto iſt der ſichere Weg zum Reichthum“ u. ſ. w. Nun folgen drei Nummern, für deren Vortrefflichkeit ſich der Kaufmann verbürgt.

Eine Baumwollenfabrik in Manchester zu beſuchen, vielleicht eines der acht Stock hohen Gebäude, gewährt dem denkenden Menſchen jedenfalls Intereſſe. Schon der Hof feſſelt den Blick, auf welchem kleinere Gebäude ſtehen, von wo aus ſämmtliche Maſchinen in dem Hauptgebäude betrieben werden und mit dieſem durch lange, oft leibdicke Röhren verbunden ſind. Das dumpfe Dröhnen, das klappernde, ſchrillende Getöſe in ſolch einer Fabrik überſteigt alle Beſchreibung. Tritt man zum erſten Male in die unabſehbare Werkſtätte, ſo erregen die verſchiedenen, mit mathematiſcher Genauigkeit in einander ſchlagenden Maſchinen das höchſte Erſtaunen. Mit gefangenen Sinnen blickt man wie verdummt auf die niegeſehenen Werkzeuge, auf die von Menſchen geſchaffene übermenſchliche Kraft des Mechanismus, jedoch nicht lange und das Auge gewöhnt ſich an den Anblick der rollenden und ſtampfenden Walzen, der mit Windesſchnelle wirbelnden Räder und Spindeln, und dann bleibt der Blick an Hunderten von kleinen menſchlichen Geſchöpfen hängen, die in dieſer ſchwülen, von den Ausdünſtungen der Menſchen und Oele peſtartig geſchwängerten Atmoſphäre inmitten dieſes furchtbaren Getriebes Baumwolle zupfen oder ähnliche Arbeiten verrichten, zu welchen kleine und geſchmeidige Finger erfordert werden. Dieſe armen Geſchöpfe, meiſt Kinder von 4 bis 14 Jahren, haben alle ein krankhaftes, ſchmutziges Ausſehen. Hier und da ſorgen Aufſeher mit langen Knotenpeitſchen, daß keines von den unglücklichen Kindern einſchläft oder auch nur ermüdet. Auch vergeht ſelten eine Woche, daß nicht durch Unvorſichtigkeit das eine oder das andere von den Rädern der Maſchinen ergriffen, verſtümmelt, auch wohl zermalmt wird.

„Gar luſtig iſt die Jägerei“ heißt eine Strophe im „Jäger aus Churpfalz“; luſtiger aber iſt das ganze Waidmannstreiben in Frankreich. Man muß in einer franzöſiſchen Provinzialſtadt gelebt und über das komiſche Verfahren der „Jäger“ gelacht haben, wie ſich jeder

Franzose nennt, der einmal nach einem Sperling geschossen hat. Man sieht sie früh am Tage in verschiedenen malerischen und phantastischen Anzügen auswandern, die Lenden mit einem breiten ledernen Gürtel gegürtelt, eine sehr geräumige Jagdtasche umgehangen und eine höchst mörderisch aussehende Jagdflinte in der Hand, den Kopf zum Schutze gegen die Octobersonne mit jeder denkbaren Art von Mütze und Hut bedeckt. So gehen sie allein, zu zweien oder dreien, begleitet von einem ganzen Regimente von Hunden, die meist von schlechter Race und schlecht dressirt sind. Es laufen diese Hunde auf eine Art im Felde herum, daß ein Engländer sie sofort erschießen würde. Gegen Abend kommen die Helden zurück und fragt man, wie die Jagd ausgefallen sei, so antworten sie: „nicht übel!“ Sie greifen in die Jagdtasche und zeigen mit triumphirender Miene eine schwindsüchtige Schnepfe, eine Holztaube, eine abgemagerte Wachtel und Etwas, das man im Anfange für einen Krammetsvogel hält, das aber eine Wasserhenne ist. Hat ein solcher Jäger zufällig ein rothfüßiges Feldhuhn niedergebracht, so kennt seine Freude keine Grenzen. Der Tag, an welchem ihm das Glück lächelte, wird in seinem Kalender für alle Zeiten roth angestrichen und er legt die Erzählung unfehlbar mit aller Ausführlichkeit im Familien-Archive nieder.

Lebensgefährlichkeit mancher Arbeiten. Der feine Metallstaub, der bei dem Schleifen hervorgebracht und von den Arbeitern eingeathmet wird, ist der Gesundheit in hohem Grade nachtheilig. Am gefährdetsten sind z. B. in Sheffield die Gabel- und Nadelschleifer. Von tausend Personen zwischen 20 und 29 Jahren sterben in England im Durchschnitt 160 Personen, in Sheffield 184, unter den Gabelschleifern dagegen 475. Von tausend Personen werden in England im fünfzigsten Jahre noch 451, in Sheffield 399 leben, aber kein einziger Gabelschleifer. Noch gefährlicher ist das Nadelschleifen, mit dem sich zum Glück Wenige beschäftigen. Sie werden selten über dreißig Jahr alt und im 30. Jahre hat der Arbeiter meist seine Beschäftigung schon vor mehreren Jahren aufgeben müssen. Gleichwohl dürfen diese Nadelschleifer täglich nicht mehr als sechs Stunden arbeiten. — Das Schleifen der Scheeren, Rasirmesser, Tischmesser u. s. w. ist nicht so gefährlich, wenn auch immer noch gefährlicher als andere Beschäftigungen, da selten ein Schleifer über funfzig Jahre alt wird und die Meisten viel früher sterben.

Das Steinkohlenlager zwischen Saarlouis und Kreuznach lieferte in den letzten Jahren jährlich 9 Millionen Centner Steinkohle. Nach angestellten Untersuchungen hat sich ergeben, daß dies Steinkohlenlager fähig ist, noch 90,000 Jahre eine gleiche Masse liefern zu können. Wenn nun, nach Liebig, ein preußischer Morgen an Pflanzen jährlich so viel erzeugt, daß 10 Centner Kohlenstoff darin enthalten sind, so waren bei einer Mächtigkeit des Kohlenlagers von 338 Fuß 1,004,177 Jahre erforderlich, diese Kohlenmasse zu bilden.

Die Zahl der geisteskranken Frauen ist stets um ein Drittel größer, als die der Männer: Dieser Umstand erklärt sich aus dem ganzen Leben der Frau in unserer Gesellschaft; sie schafft sich ihre Stellung nicht selbst, sondern nimmt die an, welche ihr gegeben wird. Da sie mehr zu leiden hat, als der Mann, so muß sie natürlich auch öfter unterliegen. Ihr empfänglicher, zarterer, schwächerer Charakter wird überdieß in dem Zusammenstoß der Leidenschaften leichter erschüttert werden; der Einfluß der unglücklichen Liebe ist drittehalb Mal stärker bei der Frau, als dem Manne; dasselbe gilt von der Eifersucht. Dagegen fallen durch Vermögensunfälle unter den Männern dreimal mehr Opfer, als unter den Frauen, und durch getäuschten Ehrgeiz sogar fünfmal mehr. Nur die Armuth wirkt auf beide Geschlechter gleich ein. Auch in Hinsicht auf den bürgerlichen Zustand zeigt sich ein nicht minder bemerkenswerther Contrast. Unter den Männern liefern die Ehelosen die meisten Irren, unter den Frauen dagegen die Verheiratheten.

Die Gewalt eines Vulkanes. Bekanntlich bringen vulkanische Ausbrüche stets eine Menge gasiger Erzeugnisse zum Vorschein, und mit einer ungeheuren Menge von Wasserdampf sind verschiedene Säuren, Salzsäuren, schwefelige Säuren und Kohlensäuren vermischt. Die Spannkraft dieser Dämpfe und die Kraft, welche eine Lavasäule bis zur Spitze eines Vulcanes hinauftreibt, vermag der Mensch sich gar nicht vorzustellen. Die stärksten Dampfmaschinen, welche der Mensch bis jetzt anzuwenden gewagt, hatten nicht mehr als die Kraft von acht bis zehn Atmosphären. Da nun z. B. der Aetna 3300 Metres hoch ist, so läßt sich mathematisch berechnen, daß, wenn der Ausbruch durch seinen obern Krater erfolgt, der unterirdische Druck, welcher die geschmolzenen Massen so hoch emportreibt, dem Drucke von achthundert Atmosphären gleich sein muß. Man sieht daraus, wie weit von dieser ungeheuren Kraft unsere stärksten Dampfmaschinen noch entfernt sind.

Findelkinder in der Moldau. In Jassy besteht eine aus alter Zeit herrührende Gewohnheit, daß neugeborene Kinder an der Thür der Metropolitenkirche zur Nachtzeit ausgesetzt werden. Diese läßt der Erzbischof — das Oberhaupt der griechischen Kirche in der Moldau — bis zum Alter von zehn Jahren auf seine Kosten erziehen, dann findet sich leicht Jemand, der

ein solches elternloses Kind aufnimmt. Wird aber derjenige, welcher ein solches Kind an der Metropolie niederlegt, auf der That betroffen, so ergreift man ihn, befestigt ein eisernes Gewicht von bedeutender Schwere, das die Gestalt eines Kindes hat, in seinen Armen und zwingt ihn, dies so lange im Metropoliehofe herumzutragen, bis er die Mutter des Kindes anzeigt. Wenn dies geschehen, wird solche herbeigeholt, auf dieselbe Art gestraft und gezwungen, ihr Kind wiederzunehmen. Dies geschieht indeß nur, wenn Leute gemeinen Standes dabei betheiligt sind, andernfalls wird das Kind unweigerlich in Pflege genommen und man stellt keine weitern Nachforschungen an.

Von einigen hiesigen Blättern ist die Mittheilung gemacht worden, daß die Medaille zur Vermählungsfeier Sr. Kgl. Hoheit des Prinzen Friedrich Wilhelm mit Ihrer Kgl. Hoh. der Prinzeß Royal von dem Medailleur Kullrich und Bildhauer Willgohs hierselbst ausgeführt werde und zwar daß Ersterer die Medaillenstempel nach dem Modell des Bildhauer Willgohs verfertige. Aus allersicherster Quelle können wir dem aber widersprechen. Der Medailleur Kullrich ist sowohl mit Anfertigung des Modells wie mit dem Schnitt der Medaille allein betraut worden und ist zu diesem Ende nach England gereist, wo ihm das Hohe Brautpaar behufs der Köpfe des Avers gesessen hat. Die Büsten der hohen Herrschaften, welche Bildhauer Willgohs zu eben derselben Zeit daselbst modellirte, stehen zu dieser Medaille in gar keinem Bezug und sind ein Privatunternehmen.

Theater.

Berlin. Das Schauspielhaus ist mit Schillers „Carlos" am 27. August wiedereröffnet worden. Herr Hendrichs, der eigentliche Inhaber des Posa, befindet sich noch auf Urlaub; sein Remplacant in dieser Rolle, Hr. Dessoir, ist in Ischl, statt gänzlich zu gesunden, erkrankt und hat die Rückreise nach Berlin gar nicht unternehmen dürfen; der Posa mußte mithin einen dritten Vertreter haben, und Hr. Berndal führte ihn durch. — Als zweite Schauspielvorstellung, am 29. Aug., war „Narziß" angesetzt mit Herrn Döring statt des leidenden Dessoir. Da aber Frau Hoppé („Pompadour") plötzlich unwohl ward, mußten Iffland's „Jäger" den Abend füllen. —

Am Sonnabend den 5. September fand die Aufführung von „Lessing's Minna von Baruhelm" statt, welche durch die Gäste Hrn. Baumeister (Paul Werner) und die Damen Döllinger (Minna) und Taglioni (Franziska) so wie das vorzügliche Spiel der Herren Döring, Gern und Berndal eine Muster-Vorstellung im wahren Sinne des Wortes wurde. Seit langer Zeit, mit Ausnahme der Marie Seebachschen Gastvorstellungen, haben die Theaterliebhaber wohl nicht solchen Genuß gehabt und so überaus befriedigt das Theater verlassen!

Fräulein Taglioni, Schwester der beliebten Tänzerin, trat zum ersten Male auf und gefiel nicht blos durch ihr naives anmuthiges Spiel, sondern auch durch graziöse Haltung und einnehmende Figur. Eine ebenso angenehme Erscheinung ist Fräulein Döllinger, deren schönes Organ und seelenvolles Spiel oft zur Bewunderung hinriß. Der längst als Künstler ersten Ranges in Deutschland bekannte Wilhelm Baumeister gab den Wachtmeister Paul Werner vollendet und meisterhaft auch in den kleinsten Nuancen, so daß ihm oftmaliger Beifall und begeisterter Hervorruf überall zu Theil wurde. Wie wir vernehmen, werden sämmtliche drei Gäste für die Königl. Bühne engagirt, wozu wir der Regie nur gratuliren können, die diesmal einen überaus glücklichen Griff gethan hat.

Wir heißen diese Gäste mit Freuden willkommen.

Auf der Königsstadt nahm am 31. August die sehr beliebte Soubrette Frl. Wollrabe Abschied vom Berliner Publikum, um nach Hamburg überzusiedeln. Frl. Hinß, von den Zeiten ihres Engagements auf der Friedrich-Wilhelmsstadt noch in gutem Andenken, hat den umgekehrten Tausch vom Hamburger Stadttheater hierher gemacht, um Frl. Wollrabe zu ersetzen. Letztere spielte zum Schluß die Julie in Angely's „Klatschereien" mit vielem Beifall, dessen zwei ihrer Collegen ebenso verdient theilhaftig wurden, Hr. Reusche als Krämer und Frl. O. Cohnfeld als Clärchen. — An dem nämlichen Abend bewies Hr. Carl Helmerding in Jacobson's einaktigem Stück „Verwandlungen," daß er wirklich ein ganz bedeutender Charakterdarsteller ist, der sich auf der größten Bühne in Achtung setzen würde.

Die Friedrich-Wilhelmsstadt macht mit der kleinen Posse „Nur keinen Miethe-Contract" von Salingré fortdauernd gute Geschäfte. Hr. Haase und Hr. Lobe übertreffen sich darin an trockener Komik und wirken mehr als Hr. Weihrauch, der zu stark aufträgt. Hrn. Haase sahen wir unlängst in Töpfer's Lustspiel „der reiche Mann oder die Wasserkur" in der Rolle des Ministers und waren erstaunt über seine elegante Repräsentation. Hr. Kläger als reicher Mann (Commerzienrath) war vortrefflich. Und liebenswürdig, wie immer, spielte Frl. Schunke die Wilhelmine. —

Man eifert wohl gegen das Institut der Sommerbühnen, weil es dem Nimbus der Mimenkunst bei Weitem mehr Eintrag thut, als Vortheil bringt. Wir selbst sind auch keineswegs dafür eingenommen, denn die Profanation der Schauspielerei durch die Theater im Freien läßt sich nicht wegleugnen. Es sind zu unverschleierte Blicke hinter die Coulissen gestattet. Aber wenn wir davon abstrahiren und die Bühnen zweiten

Ranges mit der Hofbühne vergleichen, besonders was die Repertoirs anbetrifft, so kommen wir immermehr zu der Ueberzeugung, daß es für junge Schauspieler, nota bene die wirklich mit Talent gesegnet sind, heilbringender ist, in einer großen Residenz zuvor eine zweite Bühne zu betreten, als sich gleich auf die Bretter der ersten zu wünschen. Mag das Gehalt bei dieser immerhin besser sein, soviel Routine und Vielseitigkeit erwerben sich die jungen Leute hier nicht, wie dort. Auf der Hofbühne, wo sie gleich für ein engbegränztes Fach engagirt werden, müssen sie sich lediglich in dies hineinarbeiten und eine mehrseitige Ausbildung vernachlässigen. Das ganze Wesen des Künstlers zieht dadurch eine Monotonie und Eckigkeit an (wozu noch die viel seltnere Beschäftigung kommt, als auf zweiten Bühnen), die er später schwer oder gar nicht abzustreifen vermag. Unsere größten Menschendarsteller haben meistentheils bei Wandertruppen ihre Laufbahn begonnen und dann alle Classen stehender Bühnen durchgemacht.

Moden-Bericht aus Paris.

Wir sind bereits im September, und noch immer hat der Sommer uns nicht verlassen; noch immer scheint die Sonne wolkenlos, und Niemand wagt es, sich mit den Herbstmoden zu beschäftigen. Für uns Modeberichterstatterinnen eine große Verlegenheit, die wir alle Gegenstände der jetzigen Saison bereits von allen Seiten ausgebeutet haben, und für die es also nur erwünscht sein kann, daß unsere eleganten Damen sich gern in diese ungewöhnliche Zeit finden, sich amüsiren, die Gegenwart genießen und noch gar nicht der Zukunft gedenken.

Mme. Payan excellirt ohne Frage in allen von ihr angefertigten Gegenständen, doch kann man sich keinen Begriff machen von der Grazie und Schönheit ihrer Schooß-Jacken, die glatt, von weißem oder schwarzem Tüll sind, die eine reiche Stickerei garnirt, oder die ganz von Spitzen, mit köstlichen rothen, rosa, lila Bändern besetzt sind. Ganz besonders erwähnenswerth sind ihre Canezous von weißem Mousseline, deren Schooß, weite hängende Aermel, und kleine hinten spitze Pelerine sehr breit festonirt und mit drei Reihen schmaler Sammetbänder garnirt sind.

Wir sahen diesen Canezou zu einem seidenen, mit dicken Blättern facenirten Kleide auf hellgrauem Grunde, und versichern, daß die Toilette sehr beachtenswerth war, so daß wir überzeugt sind, diese Mode werde eine der beliebtesten auf den kleinen Pariser Abend-Réunions sein.

Die Maisfarbe war und ist diesen Sommer sehr en vogue; wir finden sie überall wieder, und besonders hübsch in den breiten Streifen der algierischen Shawls, die so sehr allgemein geworden sind, daß man fast gewiß sein kann, ihnen im künftigen Jahre nicht minder zu begegnen. Am beliebtesten sind diese Shawls in brannen, dunkelblauen und weißen Streifen, mit schmalen gelben Faden eingefaßt, und mit breiten Fransen in allen Farben des Shapls garnirt.

Augenblicklich ist indeß unter allen Confections der Bournouß herrschend und wird es auch bleiben. Derjenige von schwarzem Taffet macht Furore, und Niemand, der ihn gesehen, wundert sich darüber; er ist ebenso hübsch als bequem und Mme. Baisieur weiß ihm eine Grazie und Eleganz sonder Gleichen zu geben. Die Shawls und Mantillen sind daher augenblicklich etwas in den Hintergrund getreten; der Bournouß und die große Basquine ersetzen sie auf das Vortheilhafteste, und wir sind der Ueberzeugung, daß der Winter selbst ihre Erfolge nicht schmälern wird.

Das Magazin de la Ville de Lyon beschäftigt sich bereits mit den Posamenterieen, die zu der Verschönerung der Herbstmoden bestimmt sind. Mehr als jemals werden diese unentbehrlichen und reizenden Zierrathen Eleganz und Abwechselung in sich vereinigen und unsern ersten Kleiderverfertiger die beste Gelegenheit verschaffen, sich neuen Ruhm zu erwerben. Augenblicklich sind es die Sevillaner, die Orientalischen und Pompadour-Fransen, die Quilles von Chenille, Schmelz und Venetianischer Posamenterie, die Coiffüren von Filet und Band, in kleiner Fanchonform mit Gold oder Seide gestickt, die jeden Tag in dem genannten Hause neu erscheinen. Zur Verzierung der Bournouße verfertigt la Ville de Lyon große arabische Troddeln und damit übereinstimmende köstliche Borten. Eben daselbst ist es, wo wir die unzähligen kleinen Eichelchen und Knöpfe sahen, dazu bestimmt, die zierlichen Garnirungen zu bilden, die fast an allen Sommer-Moden unentbehrlich sind.

Wir erwähnen eine in der Ville de Lyon bemerkte, für eine junge Dame bestimmte Coiffüre; sie wird neapolitanisches Netz genannt, umschließt das Hinterhaar und wird mit zwei bis vier Nadeln, an denen zuweilen Schleifen mit langen Enden herabfallen, befestigt.

Neben den Reisstroh- und italienischen Hüten in der Pamela-Form sind die Hüte von gezogenem Crepp, Tüll, Taffet mit Rüschen garnirt, sehr beliebt. Jungen

Damen tragen noch immer graue oder braune Strohhüte in den verschiedensten Arten, von der Clarence- bis zu der Mousquetaire-Form, unter denen besonders die erstere sehr begünstigt ist.

Die Mmes. Bricart und Callmann haben wie immer eine Auswahl der reizendsten Coiffüren und Hüte, unter letzteren aber besonders zwei, die gewiß großes Aufsehen machen werden. Der eine von Louisenblauem Taffet, ist am Rande mit vier schmalen Sammetstreifen besetzt; das runde Käppchen bedecken vier Volants, von denen zwei auf den Schirm, zwei auf das Bavolet herabfallen; diese vier Volants sind ebenfalls mit vier Sammetstreifen eingefaßt. Eine schwarze Spitze fällt auf den Schirm herab; das Bavolet ist mit Sammet besetzt; das Innere zieren weiße Rosen-Knospen und kleine Zweige von schwarzen Hollunderbeeren.

Der andere Hut ist von strohgelbem Taffet, ganz mit weißem, punktirtem Tüll bedeckt; das Käppchen ist in drei Theilen in Puffen gezogen; jeden Theil trennt eine in der Mitte krausgezogene Blonde. Das Bavolet ist ebenfalls in Puffen gezogen und mit einer Blonde besetzt. Stiefmütterchen gehen um das Bavolet herum und vereinigen sich an einer Seite des Schirmes in einer dicken Puffe; im Innern dieselben Blumen.

Man trägt viel Kleider von Sommer-Brokat; Mme. Benoit-Lemery beendigte in diesen Tagen eins, welches gewiß als nachahmenswerth empfohlen werden kann. Es ist auf strohgelbem Grunde mit kleinen, dunkelblau schattirten und weißen Bouquets, die ein brauner, feiner Faden trennt, übersäet; das Leibchen, bis zu den Schultern hoch, ist vorn und hinten eckig geschnitten, und mit einer in den Farben des Kleides ombrirten Rüsche besetzt; ein kurzer Schooß, an den Seiten schließend, hinten mit zwei Doppelfalten, und die sehr weiten orientalischen Aermel sind ebenfalls mit Rüschen garnirt.

Wir schließen mit der Erwähnung einiger sehr hübschen vollständigen Gesellschafts-Toiletten, die, aus dem Atelier von Mme Clementine Bara hervorgegangen, Zeugen ihres besondern Talentes sind.

Ein Kleid von lichtgrünem Taffet mit fünf Volants, die eine dicke Taffet-Rüsche einfaßt. Auf jedes Taffet-Volant fällt eine breite Alencon-Spitze herab, die bis zu der Rüsche reicht. Das Leibchen ist ausgeschnitten und hat eine Taffet-Berthe, die eine Spitze bedeckt und Rüschen zieren. Broche-Bouquet von Rosen und Diamanten, eine übereinstimmende Coiffüre, ein Bournouß von Alencon-Spitzen, vervollständigen diese Toilette.

Ein weißes Taffetkleid mit doppelten Röcken, über den Saum des ersten ist eine Aehrenguirlande mit gelber Seide hochgestickt. Den zweiten Rock ziert eine Guirlande in gleicher Weise, jedoch zieht sie sich an den Seiten als Quilles in die Höhe. Das glatte, ausgeschnittene Leibchen schmückt eine gestickte Taffet-Berthe, und ein Broche-Bouquet von Strohähren und Diamanten. Die Coiffüre ist durch einen runden Kranz derselben Aehren und Diamanten gebildet.

Erklärung des Modekupfers.

1. Carrirtes Taffetkleid mit Seitengarnirungen von schwarzem Sammet. Gefälteltes Leibchen, mit schwarzem Sammetgürtel und flatternden Enden. Aermel Louis XIII, geschlitzt und mit Bandagraffen garnirt. Tarletane-Unterärmel. - Medicis-Reisstrohhut mit grünen Taffet-Streifen, mit Blättergnirlanden und grünen Beeren verziert. Ein Halbschleier von gefleckter Tüll, eingefaßt mit einer Rüsche, fällt auf den Hut zurück; im Innern Blätter und rothe Beeren, grüne Bindebänder und grüner Sonnenschirm.

2. Weißes Mousseline-Kleid, blau geflammt, mit Volants, die blau gestreift und mit Rüschen garnirt sind, besetzt. Hohes gefälteltes Leibchen mit blauem Gürtel; Aermel mit Volants. Pariser Kragen von gesticktem Mousseline. Große Mousseline-Puffen mit Pariser Manchetten. Shawl-Haydn von Tüll-Grenadine mit schwarzen Schnüren in Carreaux durchzogen und mit zwei gothischen Gulpüre-Volants besetzt. — Italienischer Strohhut, mit weißgelben Bandschleifen und schwarzen Spitzen garnirt. Marquisen-Schirm von weißem Moirée, mit weißer Franse, halb Chenille, halb gedrehte Seide, garnirt.

Die Abonnenten der ersten (Acht Thaler-) Ausgabe erhalten als Extra-Zugabe:

Wilhelm Tell.

Ein neues Würfelspiel.

Entworfen von Hübner-Trams.

Die Zeitung für die elegante Welt erscheint wöchentlich und zwar in drei verschiedenen Ausgaben:

Erste Ausgabe mit allen Beilagen zu 8 Thalern jährlich. Enthält im Jahrgange 52 Damen- und 24 Herren-Modekupfer, Musikbeilagen, Mustertafeln für weibliche Arbeiten u. Moden. Schnitt-Tafeln für Herren, Potichiomanie-Bogen, Portraits, Genrebilder rc.
Die zweite Ausgabe zu 5 Thalern jährlich bringt denselben Text und ausschließlich Damen-Modekupfer und Mustertafeln.
Die dritte Ausgabe zu ebenfalls 5 Thalern enthält nur Herren-Modekupfer, bringt aber ebenfalls 52 Lieferungen Text.

Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen Bestellungen an.

Verlag von **Otto Janke in Berlin.** Verantwortlich: Dr. **O. Girndt.**

Buchdruckerei von Gustav Lange in Berlin.

№ 38. Siebenundfünfzigster Jahrgang. 1857.

Zeitung für die elegante Welt.

Die Abonnements-Bedingungen befinden sich am Schlusse des Blattes.

Redaction: Th. Drobisch in Leipzig und Dr. O. Girndt in Berlin.

Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen hierauf an.

Von dieser Zeitschrift erscheint wöchentlich eine Lieferung von 1½ bis 2 Bogen Text, mit artistischen und technischen Beilagen, bestehend in Pariser Modekupfern, Muster- und Schnitt-Tafeln für Damengarderobe ꝛc. in sorgfältigster und reichster Auswahl.

Juno.

Novelle
von
Otto Girndt.

Der einzige Mensch, der in unsern modernen Tagen noch in romantische Verhältnisse geräth, ist der Schauspieler. Das Leben der Uebrigen windet sich abenteuerlos durch das herkömmliche Glück und Unglück eines rechtschaffen hausbackenen Daseins bis in den beneidenswürdigen Hafen des Großvaterstuhls, wo Zipfelmütze, gepolsterter Sitz und geheizter Ofen das Herz warm zu halten suchen, welches unter dieser süßen Trias ausruht von dem Plack und der Qual seines Tagelöhnerlebens. Da sitzt der alte Mann, füttert Katzen und Kätzchen, Hunde und Hündchen, Canarienvögel und Goldfische, trinkt Caffee, raucht viel, ißt wenig, liest sehr lange die Zeitung, hat ein gutes Gewissen und erwartet, gepflegt von Kindern, Schwiegerkindern und Enkeln, den unvermeidlichen Tod mit einer Gemüthsruhe, die ziemlich aussieht wie Stumpfsinn. Glaubt man wohl, wenn man es so zusammengepfalzt in der Presse des Alters anschaut, daß dies Stammbuch der Natur einst auch Blätter enthielt, auf welche die Jugend mit rosenfarbner Tusche ihre glühenden Dithyramben des Genusses, ihre sapphischen Oden an die Schönheit, ihre witzigen Satyren gegen die Vergänglichkeit schrieb, wie z. B. „Freut Euch des Lebens, weil noch das Lämpchen glüht," Es kann ja nicht immer so bleiben", „O Du lieber Augustin", „Heil Dir, sittsam Bürgermädchen" et cetera in infinitum — ja kann man das wohl glauben, wenn man so ein abgelebtes, welkes Fleisch und Bein betrachtet? Wir können uns solch Häuflein Asche ebensowenig als dämonische Lava vorstellen, wie die Jugend im Spiegel der Zukunft sich mit runzligen Wangen erblickt, und wir sollten daraus lernen, daß wir ganz den Eintagsfliegen gleichen, daß uns nur die Gegenwart bekannt ist, aber was *war* und was *sein wird*, unsrem Wissen verschlossen ist. Und doch quält sich der Forschergeist der Menschheit immerzu mit dem Unergründlichen. Die Sucht, vom Baum der Erkenntniß zu naschen, klug und weise zu werden, wie Gott selber, ist so mächtig in den Brüsten, daß die Freuden der Erde unberücksichtigt um jenes fernen Ziels willen am Wege der Sterblichen verdorren. Statt Früchte zu pflücken, die sich freiwillig darbieten, säet der darbende Mensch mühsam die Körner der Hoffnungen und Träume in den schweren Boden der unwandelbaren Ewigkeit, um endlich Licht in ihre Dämmerung zu werfen. Keine Erfahrung witzigt ihn. Von Geschlecht zu Geschlecht erbt sich der Drang nach Wahrheit wachsend fort. Stett zu genießen und sich zu freuen, denken die Thoren und leiden, denn Denken ist

Leiden. Freilich nicht Alle tragen dies Leiden in sich, wer es aber beherbergt, der wird einerseits selten die behagliche Situation des vorerwähnten Großvaterstuhls gewinnen, das perpetuum mobile seines Innern gönnt ihm die Sinecure nicht, auf ihn hat des Weisen Ausspruch keinen Bezug: „Des Menschen Leben währet siebenzig Jahre", er erliegt meist früher der heftigen Windsbraut seines eignen Gemüths — andrerseits jedoch wird ihm die kürzere Lebensbahn verklärt durch den Duft einer Blume, die aus dem Schmerz seines Kampfes mit dem Ueberirdischen erblüht, einer Blume, bei der jeder ehrsame Mann, der schlecht und recht lebt, scheu vorübergeht und sich bekreuzigt, einer Blume, vor deren betäubendem Aroma die treue Pensionsvorsteherin die Töchter honneter Häuser sorglich warnt — es ist die Blume Leidenschaft. Fromme Seelen behaupten, der Teufel habe sie in die Welt gepflanzt und der berühmte Linné habe deshalb so wenig wie Jussieu es gewagt, sie in sein botanisches System aufzunehmen, um nicht mit der Kirche in Conflict zu kommen. Andre dagegen meinen, jene großen Pflanzenkenner hätten die Leidenschaft nicht zu klassificiren gewußt und aus diesem Grunde sei sie gesetz- und schrankenlos geblieben. Eine dritte Partei erweitert diese Ansicht dahin: weil die Wissenschaft nichts mit ihr anzufangen vermocht, sei die Leidenschaft auf die Kunst übergegangen und hauptsächlich Künstler wären die Leute, bei denen man sie finde. In der That, unser Künstler besaß sie. Was heißt das: „unser Künstler?" Nichts Andres, als daß unsre Erzählung zum activen und passiven Helden einen Künstler hat. Es giebt von diesem Genus heutzutage unerschöpflich viele Species, da jeder herumziehende Vorleser, jeder feststitzende Steindrucker, jeder sammetröckige Wandpinseler sich „Künstler" titulirt. Der Leser hat jedoch aus dem ersten Satz unsres Kapitels, den wir — um bescheiden zu reden — sehr sinnreich an die Spitze gestellt, ohne Zweifel schon errathen, die Ereignisse, die ihm vorgeführt werden sollen, würden sich um einen dramatischen Künstler, schlechtweg Schauspieler, drehen. Ereignisse sind's nun eigentlich kaum, wenigstens keine welterschütternden, indeß es sind immerhin Dinge, die nicht jedem Haus widerfahren, sogar nicht jedem Mann von Kopf, sondern allein den talentvollen Sonntagskindern, die außer ihren Geistesgaben auch Glück haben oder besser gesagt das Glück, ihr Innres nach außen hin blendend, leuchtend, erwärmend strahlen zu lassen, wozu eben Niemand soviel Gelegenheit hat, als der Sohn der Bühne. Des Dichters geadelte Worte im Munde, geschmackvolle, verschönernde Trachten um Leib und Glieder, im Busen das Gefühl der tausend und abertausend Augen, die lauschend auf ihm haften, so steht der Schauspieler auf seinen Brettern. Stolz verdrängt die Furcht, frendiger Ehrgeiz das leise Zagen; er empfängt in jedem Wort, das er hinhaucht, den Lohn für dies Wort. Je natürlicher er spielt, je mehr er den Zuschauer in Illusion versetzt, desto geneigter schreibt Letzterer all die scharfen, schlagenden Pointen, die heißen, feurigen Herzensergüsse ihm, dem Darsteller, zu und vergißt den Dichter darüber, gleich als improvisirte der Spieler seine Reden. Künstlerisch gewinnen Beide dadurch, Poet und Mime.

Der schwarzlockige Romeo im deutschen Theater zu P. stand gerade unter Julien's Balcon im Garten und erklärte sich bereit, seinen Namen zu zerreißen, wenn er ihn schriftlich hätte, als sein großer, nachtdurchdringender Blick plötzlich von einer magnetischen Lockung verführt wird, abzuschweifen, und, statt die holde Tochter Capulet's zu suchen, sich in eine Prosceniumsloge verirrt, aus der vier weibliche Augensterne ihr himmlisches Geschütz gegen sein Antlitz richten. Julia warnt in diesem Moment: „Die Stätt' ist Tod, bedenk' nur, wer Du bist —" er fällt ihr, ohne das wahre Stichwort abzuwarten, in die Rede, überspringt die nächsten Verse und ruft: „Kein steinern Bollwerk kann der Liebe wehren, und Liebe wagt, was irgend Liebe kann!" Er hält inne, Julia sieht sich genöthigt, die nächste Strophe, die von Rechtswegen noch ihm zukommt, zur Frage verwandelt in ihren Mund zu nehmen: „Drum hielten meine Vettern Dich nicht auf? Wenn sie Dich sehn, sie werden Dich ermorden!" Romeo mit stürmischem Affect nach der Loge hinauf: „Ach Deine Augen drohn mir mehr Gefahr, als zwanzig ihrer Schwerter", und so fort mit immer wachsender Hast, daß die arme Julia vom Balcon mehrere Mal in Todesangst herunterflüstert: „Um Gotteswillen, was machen Sie denn heut?" Er aber bricht aus in Verzückung: „O sel'ge, sel'ge Nacht! Nur fürcht' ich, weil mich Nacht umgiebt, dies Alles sei nur Traum, zu schmeichelnd süß, um wirklich zu bestehen." Die entzündete Stimmung des Publikums wallt zu lautem Beifall auf. Romeo schrickt zusammen, fährt mit der Hand nach dem Herzen, als wollte er einen Krampf darin ersticken, besinnt sich zitternd auf sich selbst, ein Frauenhaupt mit so reichem blonden Haar wie Lucrezia Borzia zieht sich in den Hintergrund jener Loge zurück, zwei andre Augen starren unbeweglich wie zuvor hinab zur Bühne, Romeo achtet des blassen Gesichts nicht, dem sie angehören, die blonde Fata Morgana ist ihm verschwunden, im Fieber spielt er weiter. Julia läßt im Zwischenact den Theaterarzt requiriren, weil sie von ihres Partners sonderbarer Veränderung befürchtet, er werde ihr heut noch die ganze Rolle verderben. Der Doctor schlägt ein Brausepulver vor, Romeo rennt davon und hinaus, der fromme Bruder Lorenzo sammt dem Requisitenmeister hinter ihm drein. — Vor der Thür greifen sie ihn auf. „Luft, Luft!" schreit er. Der Requisitenmeister will sogleich

aus einer Destillation das Gewünschte holen, weil er eine Branntweinsorte darunter versteht, die er ebenfalls besonders liebt; da kommt der Regisseur gelaufen und fordert, Romeo solle vor dem Vorhang erscheinen, das Publikum tobe und lärme unmäßig nach ihm, es sei Eine Stimme des Entzückens. Der Angeredete stößt ihn zurück: „meldet mich krank!“. Auf einmal aber stürzt er in's Haus und verbengt sich mechanisch vor der jubelnden Menge, immerfort in jener Loge suchend, was ihn so außer sich gebracht. Bruder Lorenzo kann seiner Verwunderung den ganzen Abend nicht Herr werden, daß der College noch „Luft, Luft!“ gerufen habe, während doch auf der Bühne ein ganz abscheulicher Zug herrsche, in Folge dessen er Schnupfen und Ohrenreißen gar nicht los werde.

Vergebens späht Romeo nach dem Punkt, wo er zuvor auf der kleinen Fläche eines menschlichen Angesichts die Insel der Seligen zu schauen gewähnt. Die gemalte Tapete starrt ihn an, die steinerne Karyatide unter der Logenbrüstung wie stumpf, wie kalt, wie dumm — ach, Alles ist ekel — dem Gefeierten ist zu Muth wie dem „verwunschenen Prinzen“ im dritten Act, als er in seiner Schusterwohnung wiedererwacht. Er spielt den Abschied von Julien wundervoll, maaßloses Weh quillt aus seinen Tönen, endlich der Monolog an Juliens Gruft überbietet alles bisher Geleistete, die Stadt P. ist einig: so vollendet hat man den Künstler noch nicht gesehn! Der aber wankt nach Hause, Herz und Willen zerrissen. Die Aufschrift an seiner Thür bringt ihm erst wieder seinen Namen in's Gedächtniß. Der liebebeglückte Romeo taucht unter vor dem einsam schmachtenden Ryno, der schlaflos die Nacht zubringt, tausend Pläne entwirft, tausend Entschlüsse aufgiebt und zuletzt nicht mehr fähig ist, weiterzusinnen. Speise und Trank, denen er sonst tapfer zugesprochen, bleiben unberührt. Die Stunde der Frühprobe ist da, Ryno erscheint im Versammlungszimmer unter seinen Collegen mit einem Aeußern, wie ein Hazardspieler, der in Einer Nacht sein ganzes Vermögen verloren. Prinz Paris und der grimme Tybalt vom vorigen Abend zischeln hämisch zusammen: „Haha, dieser Ryno will ein Genie herausbeißen, setzt nur, wie er mit seinem saloppen Aufzug coquettirt, als lebe er blos in der Welt des Gedankens. Und wie angegriffen, wie abgespannt er thut, der nervöse Heuchler!“ „Der lächerliche Strohwisch!“ giebt Tybalt brummend dazu. Du lieber Gott! Niemand ahnte, Niemand konnte ahnen, was in Ryno's armer Seele vorgegangen. Für den Blitz ist ein Ableiter erfunden, allein für die Liebe giebt es noch keinen schützenden Stahl, ihrem elektrischen Zucken läßt sich keine Richtung anweisen. Das einzige Präservativ, was wir allenfalls gegen sie wüßten, ist — Blasirtheit. Von der Philosophie dieser letztern hatte jedoch die Ignoranz unsres Ryno nicht die mindeste Kenntniß. Auch in der Methode war er nicht bewandert, ein mächtiges Sturmgefühl des Busens durch physische Ausschweifungen moralisch zu tödten. Er trug deshalb seinen Schmerz, ohne an eine Befreiung davon zu denken. Liebesspein hat das Eigenthümliche, daß wir unter ihr jammern und seufzen und doch nicht so ungeduldig auf Heilung dringen, wie wenn wir am Fuß, am Kopf oder am verdorbenen Magen laboriren. Die Liebespatienten sind Hypochonder, und jeder Hypochonder gefällt sich in seinem Leiden. Das Lamentiren muß einen eignen, geheimnißvollen Reiz haben, selbst wenn es in schlichter und schlechter Prosa geschieht; läßt sich's aber in Reimen und Versen zu Markte bringen, ach, dann macht's nicht blos dem Klagenden Vergnügen, sondern auch der, dem's vorgeklagt wird, hört es gern, wenn die Verse nur einigermaßen flüssig und nicht wie dicke Milch geronnen sind. Ryno vergeudete nun zwar seine Zeit nicht damit, metrisch seinen Gram zu flöten, die Hände zitterten ihm auch viel zu heftig dazu, wenn er schreiben wollte, doch kamen ihm statt dessen aus allen Rollen, die er je gespielt, aus allen Büchern, die er je gelesen, sämmtliche Sinnsprüche und Ausrufungen in den Sinn, die irgendwie auf seinen Zustand paßten. Nicht daß er arm an eigner Erfindung gewesen wäre, denn wer ihn häufiger gesehn, bemerkte leicht, daß seine Phantasie oft manchen Dichter verschönte, nein, ihm schienen nur die Worte unsterblicher Männer werthvoller, als seine Original-Ob's und Ach's. Er schüttete also sein Herz in Citaten aus, wie zum Exempel:

„O schmölze doch dies allzufeste Fleisch,
Zerging' und löst' in einen Thau sich auf!“

ferner:

„Der Narben lacht, wer Wunden nie gefühlt!“

dann sehnsüchtig:

„Wär' ich Dein Vögelchen!“

mit Pathos:

„Das ist der Liebe heil'ger Götterstrahl,
Der in die Seele schlägt und trifft und zündet,
Wo sich Verwandtes zu Verwandtem findet —“

Nein, das ist närrisch, Verwandtes zu Verwandtem — wer ist sie? ich habe sie früher nie gesehen — eine Fremde — wahrscheinlich — wo logirt sie — ja ich muß erfahren, wer, wo, was sie ist — fort, fort!“ — So extemporirte Ryno, nachdem er, ohne zu Mittag gegessen zu haben, seine Wohnung wiederbetreten hatte. Er eilt zur Thür. Da klopft's von draußen. Ryno überhört's, schleudert die Pforte auf, ein Schrei — was ist geschehn? Sein Ungestüm hat das kleine zwölfjährige Mädchen erschreckt und verletzt, welches ihm schon öfter Bouquets, kleine elegante Stickereien, ja auch Briefe gebracht im Auftrage von zwei Bewunderern des jungen Künstlers. Die Namen hatte ihr Ryno trotz der

verfänglichſten Fragen nie ablocken können. Daß aber dieſe Bewunderer dem ſchönen Geſchlecht angehörten, entnahm er aus der Wahl der ihm erwieſenen Aufmerkſamkeiten. „Männer ſchicken keine Stickereien,“ ſchloß er, „auch die Handſchrift dieſer Briefe und ihre Ausdrucksweiſe iſt zu zart, alſo müſſen Frauenzim — pfui, Damen, wollt' ich ſagen, die Abſender ſein.“ Ryno beſaß zuviel Tact und zu wenig Eitelkeit, um Denen ernſtlich nachzuſpüren, die ſeine unbekannten Genien bleiben wollten. Jetzt aber, in dem Moment, da er das weinende Kind begütigend in die Stube zog und wieder einen koſtbaren Blumenſtrauß in ihrer zitternden Hand gewahrte, jetzt ſchoß ihm das Blatt: „wenn ſie — ha — mein Gott! — taumle nicht — nein, nein — ſie iſt's nicht — aber wenn — ich werde verrückt — Mädchen, ich laſſe Dich nicht lebendig aus dieſem Zimmer, wenn Du mir nicht die Namen Deiner Herrinnen geſtehſt!“ Die Kleine lächelte plötzlich unter den Thränen hervor und erwiderte ſchalkhaft: „ach, Sie thun mir ja doch nichts abſichtlich zu Leide!“ Von dieſer unerwarteten Ausflucht betroffen, konnte Ryno erſt nach einer Pauſe die Drohung wiederholen. Er hatte indeß den Ton der Raſerei verloren, ſeine Stimme klang gutmüthig und ungefährlich gleich dem Kuhhorn, das ein Schlachtſignal blaſen will. Die zwölfjährige Zwiſchenträgerin lachte noch heller, ſo daß die letzten Thränen von den gerunbeten Wangen mit Eins herabtropften, wie Waſſer von Oelpapier oder Queckſilber von Glanzleder. Ryno ſah ein, er werde nichts ausrichten, und fiel auf ein ander Mittel. „Wart' einmal,“ rief er, „Du ſollſt Antwort an Deine Gebieterin mitnehmen.“ Er warf ſich, den Hut auf dem Kopf, an den Schreibtiſch und ſeine Feder flog mit ſolcher Eile über das Papier, als gält' es, einen königlichen Gnadenerlaß auszufertigen für einen Verbrecher, der ſchon die Leiter zum Schaffot beſtiegen. Das Siegel drauf! Er dreht ſich um: „hier nimm!“ — das Mädchen iſt fort. Sie mußte leiſe wie ein Elfe die Thür geöffnet haben, denn Ryno glaubte noch gar nicht, daß ſie ſich davongeſchlichen; er meinte den Scheim verſteckt und ſuchte in jedem Winkel — umſonſt! Jetzt war er ſo außer Faſſung, daß er der Kleinen wirklich ein Leid hätte thun können. Er rennt an's Fenſter, da ſteht ſie drüben hinter der Ecke und lugt lachend zu ihm hinauf. Er winkt, ſie ſchüttelt den Kopf, er vom Fenſter weg, ſie in die nächſte Straße. Er in mächtigen Sprüngen nach, ſie, als wäre ihr Niemand auf der Ferſe, ſchlendernd in einen Materialladen. „Halt,“ denkt Ryno, „dort muß ſie wieder herauskommen, das Haus hat keinen Bewohner, als den alten Ladenhüter, ich warte!“ Er wartet, die Kleine kommt durchaus nicht. Er geht dem Hauſe vorüber und ſieht, daß der offene Hofraum in eine andre Straße Zugang gewährt, nun iſt alles weitre Verfolgen nutzloſe Mühe. Aber muß er nicht fürchten, das Mädchen werde ſich gar nicht mehr zu ihm wagen? O dann müßte er ja ganz verzweifeln, denn ſeine verliebte Einbildungskraft wirft jetzt ohne Weiteres die Geſchenkeſpenderin und jene Schönheit, die ihm ſeine Ruhe geraubt, in eine Perſon zuſammen. Was beginnen?

Es vergehn Tage, es vergehn Wochen: nichts geſchieht, als daß Ryno mit jedem Morgen elender ſein ſchlummerloſes Lager verläßt und Allen, die mit ihm zu thun haben, unerklärlicher wird. Nur auf der Bühne iſt er der Alte, ganz Feuer und Sturm. Hamlet wird angekündigt. Das Haus iſt gedrängt voll. Ryno „in ſeiner Schwachheit und Melancholie“ ſucht durch alle Guckl̈öcher des Vorhangs den Gegenſtand ſeiner unendlichen Sehnſucht ausfindig zu machen. Zum Glück entdeckt er die blonde Venus nirgend, denn hätte er ſie vor Beginn der Vorſtellung ſchon erblickt, er würde wahrſcheinlich die elegiſchen Selbſtbeſchauungen des Prinzen in den erſten Acten wie Ausbrüche heftiger innerer Krampfanfälle behandelt haben. So aber lieh ihm ſeine in Wahrheit empfundene Schwermuth Ruhe, Maaß und Gebrochenheit der Stimme: er wirkte wiederum hinreißend auf Kenner wie Laien. Da tritt er auf, „Sein oder Nichtſein“ auf den Lippen. Und bei der Stelle: „oder ſich waffnend gegen eine See von Plagen durch Widerſtand ſie enden“ ückt er, was man bisher nie von ihm geſehn, einen Dolch, den er im Buſen verborgen, und der ſtoßbereite Selbſtmörder hancht ſeine Bedenken vor dem Sterben in einem Tone aus, der die ſtumpfſten Herzen unter den Hörern aufrüttelt, wie Orpheus Geſang die Larven des Tartarus bewegte. Die Worte rieſeln von ſeinem Munde nieder, rührend wie Niobe's Thränen. „So macht Gewiſſen Feige aus uns Allen“ — hier ſchlägt er die trübbrennenden Augen auf, ſein Blick kriecht gramvoll über die Menge — „ſtill: die reizende Ophelia!“ Da ſitzt ſie, nicht die Tochter des Polonius, die Schauſpielerin, nein, dort oben, dort — ſeine Muſe, ſein Ideal! — Wie der Geiſt um Pfingſten über die Apoſtel kam, ſo füllt ihn ein höheres Weſen von dieſem Moment an aus. Prometheusgluth flammt in ſeiner Seele, die Füße werden ihm von unſichtbaren Händen getragen, wie man wohl im Traume ſchwebt und fliegt. Mit dem Ausruf an Opheliens Grab: „Ich liebt' Ophelien, vierzigtauſend Brüder mit ihrem ganzen Maaß von Liebe hätten nicht meine Summ' erreicht!“ mit dieſem Rieſenerguß ſeiner Leidenſchaft ſetzt Ryno dem Abend die Krone auf. Das Stück iſt aus. Hoffnung, Seligkeit iſt in des Spielers Bruſt eingezogen. Er hat ſie wiedergeſehn und tauſend innre Stimmen jauchzen ihm zu, er werde bald eine Wendung ſeines Schickſals erfahren. Den nächſten Mittag iſt er doch im Stande, eine reelle Mahlzeit zu genießen. Ungariſcher Wein durchwürzt ſein Blut. Die Hände auf

dem Rücken, schlendert er im Sonnenschein einige Straßen entlang und summt die Melodie aus der Regimentstochter vor sich hin: „Nicht zweifeln darf ich länger, ihr Herz gehöret mir.“ Sieh da: aus einem stattlichen, palastähnlichen Hause tritt seine kleine Briefbotin, einen hochblühenden Strauß vorsichtig in beiden Händen tragend. Kaum unterdrückt Ryno einen Freudenschrei. „Der Strauß wandert zu mir!“ sagt er sich. Rasch die Augen zu dem Hause empor. Es ist ein Gebäude, das ihm schon öfter aufgefallen. Der äußere Anstrich verräth den Glanz, der das Innere schmücken muß. Aber so lange sich Ryno in P. befindet, nie hat er die kostbaren Spiegelglasfenster anders, als dichtverhängt, gesehn, und das Parterre mit festverschlossenen Läden. Es scheint Niemand darin zu wohnen. Und doch kam die Kleine mit den Blumen heraus? Dies Geheimniß muß gelöst werden. Ryno folgt in einiger Entfernung dem hübschen Kinde, das richtig den Weg nach seiner Wohnung einschlägt. Jetzt kann sie schon auf der Treppe sein. Ryno eilt sie. Die liebe Unschuld ist nicht im Mindesten verlegen. Zierlichen Grußes bietet sie ihm die duftende Huldigung des herrlichen Gewindes, auf dessen Spitze eine blutdunkle Rose glüht. Diesmal ist Ryno schlauer, als neulich. Er zieht das Mädchen in sein Gemach, verschließt schleunig den Eingang, steckt aus übergroßer Vorsicht den Schlüssel zu sich und greift auf's Neue zu Papier und Dinte, um seine Brieftaube damit zu belasten. Beim Schreiben postirt er sich so, daß die Kleine ihm immer vor Augen bleibt. Sie äußert in keiner Miene Erstaunen oder Befremdung. Ihre Arme auf dem Handrücken in den Schooß fallen lassend, sitzt sie da und wartet so resignirt Ryno's Bescheid ab, wie der Reisende im Paßbüreau auf die Ausfertigung seiner Legitimationen harrt. „Diesen Brief — dabei springt Ryno auf — giebst Du Niemand Anders, als Deiner schönen Herrin! hörst Du?“ Das Mädchen nickt, schlägt jedoch jede Geldbelohnung aus und entfernt sich mit lieblichem Knix. Ryno sieht ihr aus dem Fenster nach. Sie scheint dies geahnt zu haben, denn als sie sich flüchtig umwendet und seine schwarzen Locken ihr neugierig nachflattern sieht, biegt sie geschwind in eine andre Straße ein, als woher sie gekommen. Ryno lächelt über diese vollendete Dressur und entladet seinen Busen eines starken, kurzen Seufzers von der Race, wie sie uns entflichn, wenn wir einen Plan in's Werk gesetzt, auf dessen Sieg wir vertrauen. In dem Briefe, den er zum Gestade seiner Hoffnung entsendet, stand Folgendes:

„Meine unbekannte edle Gönnerin!

Brechen Sie endlich das Geheimniß, in welches Sie Sich bisher vor mir verhüllt, und gestatten Sie meiner Sehnsucht, Ihnen näher zu treten. Was für Gründe Sie auch gehabt, mich stets fern von Ihnen zu halten, lassen Sie dieselben fallen. Sie wagen nichts Gefährliches damit, denn wer Sie immer sein mögen, ein Mann von Ehre bittet, Ihnen aufwarten zu dürfen. Nach der Gunst, die Sie mir schon bewiesen, können Sie kein Mißtrauen in mich setzen. Ihre Befehle erwartet gehorsam

R.“

Andern Tages um dieselbe Stunde klopft es an Ryno's Thür. Er stürzt der eintretenden Kleinen, die wir bereits hinlänglich kennen, jubelnd entgegen, denn wahrhaftig sie holt ein versiegeltes Blatt unter der Schürze hervor. Entzückt erbricht es Ryno. Noch entzückter liest er:

„—straße Nr. — Klingel am Gartenportal. Abend zwischen 7 und 8 Uhr. Den 14. Juni.“

Der Ueberglückliche muß seine innere Lust explodiren lassen, wie der Ueberzornige seinen Grimm. Die allzustarkgefüllte Wolke kann den Blitz nicht bändigen. Ryno reißt das Mädchen auf seine Arme empor, herzt und küßt sie unmäßig, als wäre sie sein Liebchen, und tanzt mit ihr trällernd die Stube auf und nieder, bis sie sich tieferröthend gegen seine schonungslosen Lippen durch den Druck ihrer weichen Finger sträubt. Er läßt sie von sich: „Sage Deiner Herrin — nein, sag' ihr nichts — doch sag' ihr, ich komme! Hussah, Hurrah! Nicht zweifeln darf ich länger — fort, fort, Mädel!“ Und mit einem schäkernden Schlag treibt er sie wie einen Ball hinaus.

So lange hat er noch nie zur Toilette gebraucht, selbst bei der schwierigsten Maske nicht, als heut, wo er den Romeo nicht zu spielen, sondern Romeo zu sein hofft. Daß es langsam mit dem Anzug geht, liegt auch daran: er singt Melodie auf Melodie, während er sich in Gala wirft. Opern-Arien, Volkslieder, Tyroler Jodler quellen ihm aus der Kehle, wie verschiedene Weinsorten aus der Flasche des Taschenspielers. Dazwischen ein Tanz gepfiffen, ein Posthorn nachgeahmt, ein Baß gebrummt. Obgleich sein Alter schon über drei Decennien herrscht, heut ist er dem Schüler gleich, der eben sein Bündel schnürt, um in die Hundstagsferien zu reisen. Erst als die nächste Thurmuhr halb Sieben meldet, kommt der Ernst des Lebens wieder über ihn, dem Schüler gleich am letzten Ferientage. Er tritt seinen Weg an. Ein Stück schreitet er wie der wilde Jäger, ein Stück zögert er wie ein Leichenbitter, bald trägt er den Hut in der Hand und fächelt sich Kühlung zu, bald preßt er ihn auf die Stirn, wie der Soldat vor der Schlacht. So erreicht er die bezeichnete Gartenpforte. Jasmin, Flieder, erste Rosen duften ihm entgegen, wie die Wohlgerüche von Ambra dem Pascha, der sein Serail besucht. Die reizende Blüthenlockung betäubt jedes Aufsteigen der Befangenheit. Er schellt. Das Portal springt von selbst aus dem Schloß. Küble

Gänge eines großen Parks nehmen unsern Ryno auf. Er hält sich auf dem breitesten Wege, der ihn schlangenartig kreuz und quer in langen Bogen führt. Dort — steh' still — ist das nicht ein kleiner Pavillon, der so süß versteckt im Gebüsch lauert? Ja, nur drauf zu! Die Zweige biegen sich zur Seite. Ryno steht zwei weiblichen Gestalten gegenüber: die Eine sein angebetet Götterbild, die Andre das blasse Gesicht mit den großen dunklen Augen, welches Ryno an jenem Romeo-Abend gänzlich übersehen, das aber heut seine Aufmerksamkeit durch den interessanten Ausdruck der leidenden Züge fast ebenso fesselt, wie die imponirende Schönheit der hohen, schlanken Nachbarin. Kein Laut der Begrüßung, der Entschuldigung. Ein minutenlanges stummes Spiel der Augen, die sich mustern und messen wie Gegner in der Arena, ehe sie zum Todesstreich ausholen. Wer endlich das erste Wort gab, weiß Gott. Die Unterhaltung war im Zug, Feuer sprudelte aus den Herzen über die Lippen, dem Künstler unbewußt, unbewußt vielleicht auch den Frauen. Die Tafel war servirt, wer hatte bemerkt, durch wen? Erlesene Gerichte wurden auf und abgetragen, wer dachte an Ihren Werth, an die Ueppigkeit des Genusses, der sich bot? die Drei wenigstens nicht. Ihre Geister waren zu gespannt, um sich der Gaumen zu erinnern. Es war ein Schwelgen der Seelen, wie es der Alltagsmensch nicht begreifen kann, ein Redefluß, ein Geistesgenuß, wovon der Philister bei seiner Biervonversation keine Ahnung hat. Nachtigallen schlugen dazwischen und erhöhten die Stimmung noch göttlicher, obgleich man nicht Zeit hatte, schweigend auf sie zu lauschen. Man hörte sie nur, wie im Traum, aber gerade diese traumhafte Einwirkung eines außer uns liegenden Dinges auf unser Gemüth ist unsäglich süß. Wir reflectiren dann nicht über das Ding, sondern lassen uns lediglich von der Triebkraft, die ihm entströmt, bewegen, wodurch für unsere Empfindung der Schein entsteht, als würden wir von einem innern Impuls unsrer eigenen Natur berührt und aufgeregt; der von außen her kommende Schall klingt uns wie eine innere Stimme.

Erst als die Dämmerung so tief sank, daß die stumme Sprache der Gesichtszüge den Augen undeutlich wurde, besann sich Ryno, daß es in der gebildeten Gesellschaft eine unumstößliche Convenienz giebt. Er nahm Abschied von seinen beiden Freundinnen und trat den Heimweg mit dem Versprechen an, den nächsten Abend, wo er nicht als Mime zu fungiren habe, wieder bei den Frauen zuzubringen. Aus Abend und Morgen ward jedoch nicht blos der andre Tag, vielmehr reihten sich daran sehr viele andre Tage; nicht nur den nächsten, sondern jeden freien Abend benutzte er fortan, der blonden Eveline mit Feuerblicken, der brünetten Emma mit geistreichen Worten zu huldigen. In welchem Verhältniß die Frauen zu einander standen, erforschte er nicht. Seine Gedanken waren allezeit so mit ihrem Wesen beschäftigt, daß er ihre Lebensumstände in keine Frage zog. Der Comfort und Luxus der häuslichen Einrichtung Beider sprach ja hinlänglich für Unabhängigkeit und Glück. Emma's Bläße fiel ihm eben deshalb auch nicht auf. Daß dieselbe einem Körper- oder Seelenleiden entspringen könne, kam ihm nicht in den Sinn. Sie war ihm interessant in dieser völligen Farblosigkeit der Wangen und Lippen; die tiefen, dunkeln Augen erschienen dadurch nur um so bedeutender. Etwas Andres aber, was Ryno'n entging, kann fast unbegreiflich erscheinen: er übersah nämlich in den ersten Wochen ihrer Bekanntschaft, daß Emma's Schultern verwachsen waren. Erklärlich wird dies nur, wenn wir uns vorstellen, wie eine lebhafte Phantasie wohl ein rein geistiges Bild der sinnlichen Erscheinung auffassen kann, ohne den Widerspruch der Wirklichkeit gewahr zu werden. Kommt es doch vor, daß Männer sich in ein unschönes, ja häßliches Weib bis zum Tode verlieben, und umgekehrt. Die Gattin des Moses Mendelsohn und Schleiermacher's Frau haben keine Minute ihres Daseins an das offenbare Gebrechen gedacht, welches ihre Männer trugen. Bei dem heißblütigen Ryno trat noch das Moment hinzu, Emma's Mißgestalt nicht zu bemerken, daß all seine sinnlichen Gedanken, all seine lodernde Liebesleidenschaft dem hohen Reiz Evelinens zugekehrt war, während Emma rein geistig ihn anzog. Er sah häufig mit dem glühendsten Ausdruck seiner Geberden in Emma's Augen, aber während der Brand seiner Brust seine Züge durchstrahlte, war es immer Evelinens Antlitz, das ihm vorschwebte; er sprach zu Emma und dachte an Eveline. Natürlich war's, daß Emma dies nie errieth, sondern die unmittelbar gegen sie ausströmende Flamme auch auf sich gezielt glaubte.

(Schluß folgt.)

Zwei Gedichte von einer Dame.

1.

Schneeglöckchen.

Schneeenglöckchen, glanzumflossen,
Von der Sonne wach geküßt,
Aus der starren Erd' entsprossen,
Seid herzinnig froh begrüßt.

Denn in wundersamer Weise,
Nur aus Licht und Eis erzeugt,
Flüstert heimlich ihr und leise,
Daß der Frühling niedersteigt.

Wenn im Klang der Osterglocken
Hoffnung unser Herz durchzückt,
Während noch der Schnee in Flocken
Knisternd unsre Fluren schmückt,

Pochet ihr mit sanftem Mahnen
An das bang verschloss'ne Herz,
Laßt in schöner Deutung ahnen
Himmelsluft im Erdenschmerz.

Und mit linden Blüthenklängen
Läutet ihr den Frühling ein,
Der den Winter wird verdrängen
Mit des Lenzes goldnem Schein.

2.

Die Sterne.

Ihr trauten, ihr heiligen Sterne,
Wie glänzt ihr mit goldenem Schein
Aus unermeßlicher Ferne
In's irdische Leben hinein.

Wie lichtet ihr in uns das Dunkel,
Wie stillt ihr den herben Schmerz,
Mit eurem Strahlengefunkel
Senkt sanften Trost ihr in's Herz.

Geheimnißvoll magisches Wispern
Wiegt ein die ermüdete Welt,
Und betender Lippen Flüstern
Schwingt hinauf sich zum Himmelszelt.

Durch kosender Westlüfte Rauschen
Zieht Luna in seliger Ruh;
Die blinkenden Sternlein lauschen
Und nicken ihr träumerisch zu.

Einst haben zwei tiefblaue Sterne
Mir innig und liebend geblickt,
Da grollte der Sturm in der Ferne,
Da haben die Blitze gezückt!

Da hab' ich in Wetters Toben
Und in dem Grausen der Nacht
Den feindlichen Mächten da droben
Mein Sternbild zum Opfer gebracht.

Die dunkeln Wolken verziehen,
Es rollen die Donner nicht mehr,
Die Sterne am Himmel erglühen,
Doch die Welt bleibt mir öde und leer.

Erglänzt ihr nun, freundliche Sterne,
Im hohen, unendlichen Raum,
So erfüllt ihr das Herz aus der Ferne
Mit wunderbar tröstendem Traum.

Und schaut ihr verheißend hernieder,
So blick' ich voll Ahnung empor;
Denn droben findet sich wieder,
Was sich hier auf Erden verlor.

L. E.

Feuilleton.

Die verschiedenen Väter. Kommt her, ihr Alten im Reich der Männer, damit ich euch ordne und Jedem sein Theil gebe, wie er es verdient.

Komm du hervor, du Hausvater, du Familienvater! du Stütze und Zinne im Kreise all' Derer, die zu dir emporblicken in Noth und Gefahr, in Lust und Freud'. Ach, auf seinen Schultern ruht so manche Last, mancher Kummer schleicht in sein Herz und der Freuden sind oft wenige. Gott Hymen schafft den Hausvater und der Trauschein ist gleichsam die Vollmacht zu seinem Beruf. Die wahre Weihe empfängt er jedoch, wenn sein Stern im Zeichen des ehelichen Glückes steht, wenn ein Sprößling erscheint und er nun der Welt als Kindtaufvater sichtbar wird. Erst jetzt hat er ein Recht an den Titel: Familienvater, er steigt in seiner Charge, er bekommt Hauptmannsrang und nicht selten auch schon das Kleinzeichen zum Ehrekreuz. Wohl ihm, wenn er hier als Erzvater auftreten kann, das heißt als ein Mann, der etwas Metall, etwas Silber im Kasten hat, um ein wenig der Noth zu wehren, die dann nicht selten hineinblickt in sein Haus.

Vom Haus- und Familienvater wollen wir jetzt auf den Armenvater überspringen. Unser Besuch wird ihm nicht unerwartet kommen, denn ein Armenvater, ein Pfleger, der wahre Pflegevater der Armen muß immer wach sein. Aber diese Kinder, die er hat! Du mein Himmel, sie gehen in die Hunderte und — was oft für Sorte! Allen soll er als rettender Genius erscheinen und wenn's nur monatlich mit fünf Silbergroschen oder einem Brode ist. Sein Haupt- und Stichwort zu jeglicher Stunde ist: Almosen und seinen Gästen eine stets geöffnete Hand. Bei ihm sucht Hülfe und Trost das Elend, die auf den Gipfel gestiegene Noth. Der Armenvater ist ein Stück lebendig gewordene Barmherzigkeit durch Schicksal und Anordnung eines edeln und hochweisen Rathes der Stadt. Von Goldsöhnen kan

nie die Rede sein, denn Alle, die seiner bedürfen und sein Haus heimsuchen, treibt der Hunger oder die Blöße dahin. Er prüft sie, er nimmt sich ihrer an, er speist sie ab mit Geld, mit Brod oder Holz, wenn's auch nur eine Viertelklafter ist.

Verlassen wir sein Haus, um nach einem ganz kleinen Hause hinzugehen, nach einem Häuschen von Stroh, dessen Eingang nur einen Zoll hoch ist. Vor diesem Häuschen steht der Bienenvater. Ja! das ist ein Mann, der von Unterthanen reden kann, denn ihm gehören mehr denn zwanzigtausend. Und was für ein summendes Völkchen. Den Character vom Bienenvater zu erforschen ist nicht leicht, da er in seinem Amt immer als ein verkappter Mensch erscheint, von Anräuchern spricht und das große Messer führt. Seine Unterthanen sind der Schwärmerei ergeben und nicht ohne Ursach fürchtet er ihren Stachel, obwohl ihre ganze Einrichtung das Bild eines wohlgeordneten Staates ist.

Ach! sorgten doch alle Väter so treulich für die Ihrigen, wie der Bienenvater für sein kleines Völkchen. Er fragt nicht: hab' ich Gewinn von dem, was ihr mir im Sommer eingetragen? Wenn es die Noth erheischt, füttert er sie mit dem ganzen Vorrath den Winter hindurch und begnügt sich mit dem bischen Wachs, so ihm als einzige Ausbeute geblieben. — Wenn doch alle Menschen bauen und brüten wollten unter der Königin Vernunft, es würde mit ihnen gut stehen und jeder Tag ein Ostertag, ein Tag der Auferstehung wahrer Lebensfreuden sein. Auch die Bienen wandern, sie ziehen aus, fort in die Welt, nicht fragend, ob sie wieder eine Herberge finden.

Ach ja! der Herbergsvater, seiner darf nicht vergessen werden auf unserer Wanderung durch das Reich der Väter. So mancher Mensch verläßt das Elternhaus, nimmt Abschied von Vater und Mutter und wandert hinaus in die weite Welt. Mit großen Plänen, Entwürfen und Hoffnungen zieht er die Heerstraße dahin. Der Jüngling ist auf der Wanderschaft, er steht allein in Sturm und Wind. Da naht der Abend, er wandert ein in die Stadt und mit einem fröhlichen „Willkommen!" begrüßt ihn der Herbergsvater. Der Jüngling träumt sich zurück in's Vaterhaus und wenn er die Herbergsmutter sieht, dann denkt er wohl mit Wehmuth an seine Mutter, die vielleicht jetzt händefaltend seiner im Gebet gedenkt.

In erster Reihe der Väter jedoch steht der Waisenvater. Welch ein herrlicher Beruf! Hunderte von Kindern, die ihre Eltern durch den Tod verloren, nennen ihn Vater, folgen seinem Gebot, seinen Anordnungen. Umgeben von einer Jugend, die schon früh des Lebens Leid erfahren, steht der Waisenvater da als Stellvertreter der heimgegangenen Lieben.

Unter all' den Edeln und Getreuen tritt uns jetzt Einer an, daß man ihn nicht vergesse, es ist der Stiefvater. Im Cours der Väter steht er jedenfalls um einige Procent besser als das Wort: Stiefmutter. Wenn man etwas Unvollkommnes bezeichnen will, entweder da, wo das Leben, oder da, wo die Natur karg gewaltet, da spricht man stets von stiefmütterlicher Behandlung. Stiefväterlich gebraucht man nie. Der Stiefvater verhält sich zum wahren Vater wie der Mond zur Sonne. Die Gluth der Liebe durchbrennt nicht sein Herz wie da, wo die Bande des Blutes Beide zu Einem Körper, zu Einer Seele verschmelzen.

Der Stiefvater ist eine Anweisung, die nicht Jeder acceptirt und deren Zahlung weit hinausgeschoben. Der wahre Vater hingegen ist ein Wechsel nach Sicht, eine Aetie, zu der Jeglicher Vertrauen hegt, ihr Grundcapital fußt auf der echten, unverfälschten Liebe des Herzens, das weder Raum noch Zeit, noch der Tod zu kündigen vermag. Doch wir wollen nicht den Stab brechen über Alle, die Stiefväter sind, gar Viele erfüllen treulich ihren Beruf. Ist dieses nicht der Fall, vergessen sie ihre Pflicht, dann sind sie die Vorläufer, die heimlichen Bundesgenossen vom Rabenvater.

Im Familienstück, im Drama des Lebens ist der Rabenvater der Intriguant, der Bösewicht. Er kehrt sich an keine Verwandlung, sein Herz hängt in der Brust so schlaff wie die Soffiten, ihm flüstert keine Stimme einen guten Gedanken zu. Es ist der alte Gottlieb Cooke, in dessen Büchlein das Wort: Vaterliebe nicht verzeichnet ist. Er ist der Shylock im Reich der Väter, er ist der Franz Moor, der seine besten Gefühle eingesperrt in das Verließ des Egoismus. Sein Herz hat einen Stich wie die durchbohrte Mütze eines Studenten, der so eben bei einem Commers inmitten seiner Brüder den „Landesvater" gesungen.

Landesvater! welch ein großes gewichtiges Wort: der Vater des Vaterlandes, alle Unterthanen seine Kinder! Heil dem Regenten, der sich dieses Namens würdig gemacht und in der Treue, in der Liebe seines Volkes den Lohn findet, den er verdient. Da blickt das Volk in Dankbarkeit auf zu ihm, dem Vater Aller da droben im Himmel, da nach der Herberge all' der Seligen.

Nur durch Befehl. Während des ungarischen Feldzuges im Jahre 1848 stellte ein katholischer Priester an einen Regiments-Popen die Frage, wie es komme, daß die Russen die Autorität des Pabstes nicht anerkennen, da derselbe doch der Nachfolger des heiligen Petrus sei, auf welchen der Heiland wie auf einen Felsen die Kirche gegründet habe. Wir glauben das nicht, antwortete der Pope, weil es uns nicht anbefohlen wurde; wird man es befehlen, so wird man es glauben.

Nachtheilige Wirkung von Schmutz und unreiner Luft. Competente Männer haben berechnet, daß jährlich durch Schmutz und unreine Luft mehr Menschenleben verloren gehen, als in den neueren Kriegen gewaltsam untergingen. Die Armengesetz-Commission in England giebt an, daß sie 294,000 Wittwen und 113,000 Waisen allein in England und Wales unterstützte und daß bei weitem den zahlreichsten Fällen die Familienhäupter an Krankheiten gestorben waren, deren Ursache in dem Schmutze und der verdorbenen Luft ihrer Wohnung lag.

Bemerkenswerthe Züge über die Gräfin Elise von Ahlefeldt, die Gattin Adolphs von Lützow, die Freundin Carl Immermanns, findet man in dem Buche, das kürzlich Ludmilla Assing herausgegeben. Die Ehe zwischen der jungen dänischen Gräfin und dem spätern Freischaaren-Chef wurde im Jahre 1808 zu Bad Neundorf durch eine eigenthümliche Scene eingeleitet. Ein französischer Officier unterhielt über Tisch die junge Dame sehr lebhaft und im Eifer des Gespräches ergriff er ihre Hand. Sie erschrak heftig, griff fofort, ohne sich zu besinnen, nach der Wasserflasche und wusch vor aller Augen die durch die französische Berührung befleckte Hand ab. Dies sah in einiger Entfernung der Preuße Lützow, den sein Franzosenhaß schon unter Schill's Schaar geführt und der die Belagerung von Colberg mitgemacht hatte. Entzückt verlobte er sich mit Elise von Ahlefeldt. Sie heiratheten sich 1810. Im Jahre 1813 bildete Lützow seine durch die Geschichte und durch Körners Lied verewigte Freischaar. Er warb in Breslau und seine Gattin stand ihm dabei zur Seite. Sie empfing die sich meldenden Freiwilligen. In einer elenden Bierstube mit hölzernen Bänken nahm sie jene stürmische Jugend auf, die sich zum Befreiungskampfe herandrängte. Die schöne Frau, im Rahmen dieser ärmlichen Umgebung, erschien den jungen Leuten, wie ein höheres Wesen, wie der Genius des Vaterlandes, und der Freiheit. Sie übte den tiefsten Eindruck auf die ganze Schaar. Die „schwarzen Gesellen" stritten zugleich für die gute Sache und für ihre Dame und sie waren eben so gesittet als tapfer. Der Friede, welcher in keiner Weise hielt, was der Krieg versprochen hatte, störte auch das eheliche Glück der Gräfin Ahlefeldt. Eine zunehmende Entfremdung trat ein, welche mit einer Scheidung endete. Noch in die letzten Jahre ihrer Ehe mit Lützow fällt ihre Bekanntschaft mit Immermann, mit welchem sie bald in ein inniges Verhältniß trat. Doch weigerte sie sich standhaft, seinen Wunsch, ihm ehelich anzugehören, zu erfüllen und nach langem Zusammenleben in einem Hause trennten sie sich, da Immermann eine andere Verbindung schloß. Die Gräfin zog nach Berlin, wo sie Immermann überlebte und im Jahre 1855 starb.

Die Bevölkerung der Erde finden wir im „Alm. der Vereinigten Staaten" folgendermaßen angege. Afrika 100 Millionen; Amerika 67 Millionen 676,882; Asien und seine Inseln 626 Millionen; Australien und seine Inseln 1 Million 248,000; Europa 269 Millionen 517,521; Pensylvanien 1 Million 500,000. Im Ganzen 1,055,942,403.

Ein neues Lustspiel. Von Friedrich Altmann, dessen Lustspiel: „Zwei Häuser voll Eifersucht" vor einigen Jahren über mehr denn vierzig deutsche Bühnen ging, steht ein neues Theaterstück in gleichem Genre bevor. Es führt den Titel: „Liebes-Dividende", umfaßt drei Acte und bietet den Darstellern treffliche Rollen. Es war uns vergönnt, dieses superbe Lustspiel zu lesen, welches vor der Hand noch Manuscript ist, und wir können es zu bevorstehender Saison den Bühnenvorständen mit bestem Gewissen empfehlen.

Die Knute. Man spricht im Auslande so oft von der Knute als dem gewöhnlichen russischen Strafinstrumente, dies ist aber falsch. Die Knute bekommen nur die zum Transport nach Sibirien Verurtheilten, Militairs wie Civilisten ohne Unterschied. Jeder, der die Zwangsreise dorthin unternimmt, erhält, wenn er nicht von Adel ist oder einen Rang hat, vor dem Aufbruch zum Abschiedsangedenken eine Anzahl Knutenhiebe, doch nie über fünfundzwei3ig. Nur schwere Verbrecher werden zu mehr als 25 Hieben verurtheilt; oft erfolgt der Tod schon vor dem zwanzigsten. Das fürchterliche Peinigungs-Instrument ist eine Peitsche mit einem breiten schweren zweischneidigen Lederriemen von sieben Fuß Länge. Der Knutenmeister ist ein begnadigter Verbrecher, der immer eingesperrt gehalten wird. Man wählt die Candidaten zu diesem Amte unter den allerkräftigsten Personen aus und schreckliche Eide binden den Mann, die Strafe gegen Niemand zu mildern, wäre es auch sein leiblicher Vater. Die Wirkung dieser schweren Lederpeitsche auf den entblößten Rücken ist fürchterlich und gleich auf den ersten Hieb bricht der Verurtheilte in ein Schmerzgeheul von entsetzlicher Art aus. Bei dem zehnten oder zwölften Hiebe hört das Geheul gewöhnlich auf und nur das dumpfe Stöhnen des Ohnmächtigen am Pfahle hört man noch.

Ein unterseeischer Vulkan in der Nähe der Aleuten. Der Capitain des Barkschiffes „Alice Fracer" hat einen interessanten Bericht erstattet über einen unterseeischen Vulkan. Er sagt darin unter anderm: Ein Theil unserer Wallfischschiffe, vier an der Zahl, segelte am 24. Juli vorigen Jahres durch die Meerenge Unimack. Während ihrer Durchfahrt ereignete sich der Ausbruch eines unter-

irdischen Vulkans, der eine mehre hundert Fuß hohe Wassersäule emportrieb; unmittelbar darauf wurden ungeheure Massen Lava in die Luft geschleudert und das Meer war meilenweit und noch mehrere Tage nachher mit schwimmenden Bimssteinstücken bedeckt. Die Schiffe Scotland und Enterprise waren dem Vulkan näher als die Schiffe Fraeer und William Thomson; auf das Verdeck der beiden erstern fielen ziemlich viele Bimssteine, Lava und Asche. Es befanden sich zur Zeit der Ereignisse sieben Schiffe in der Meerenge. Der Ausbruch war von heftigen Erdstößen begleitet. Capitain Newell von der Fraeer ist der Ansicht, die vielen Untiefen, auf die er stieß, seien die Folgen dieser unterseeischen Thätigkeit.

Theater.

Berlin. Im Königl. Schauspielhause fand am letzten Sonntag die Aufführung des beliebten Benedix'schen Lustspiels „Das Gefängniß" statt, in welchem unser Gast Herr Wilhelm Baumeister als Dr. Hagen im wahren Sinne des Wortes excellirte und durch sein feines, munteres Spiel das Publikum zu oftmaligem Beifallssturm hinriß. Ihm ebenbürtig zur Seite stand Herr Liedtke (Baron Walbeck), der zu dieser Rolle wie geboren ist. Wir entsinnen uns nicht, eine gelungenere Aufführung dieses berühmten Lustspiels erlebt zu haben und begrüßen das — wie wir hören — bevorstehende Engagement eines tüchtigen Schauspielers, wie Herr Wilh. Baumeister, als ein erfreuliches Ereigniß.

Berlin. Dem Engagement des Frl. Vanini vom Hoftheater zu Dresden haben wir's zu danken, daß die Friedrich-Wilhelmsstadt Gustav Freytag's famose „Valentine" wieder zur Aufführung gebracht, und zwar in jeder Beziehung mit allen ihr zu Gebot stehenden Kräften und Mitteln. Hr. Fritsche hatte den Charakter des „Saalfeld" vortrefflich erfaßt und seine Leistung wäre ebenso zu nennen, wenn der Künstler nicht mehrmals das Unglück gehabt hätte, sich zu versprechen und den Zuschauer dadurch aus der herrlichen Stimmung herauszureißen, in die er ihn zuvor versetzt. Bei einer ersten Vorstellung ist dies übrigens einem Schauspieler, der fast Tag für Tag in Activität, nicht so übel zu nehmen. Frl. Vanini, die vor zwei Jahren Mitglied der Königlichen Bühne war und uns von da als Darstellerin naiv-zärtlicher Gestalten in guter Erinnerung lebt, ist dem dämonischen Element der Valentine, welches die ganze Rolle begründet und die gewagtesten Schritte dieses kühn angelegten Charakters motivirt, nicht gewachsen. Wo dagegen die reine Weiblichkeit hervorbricht, da entfaltet sich das Talent der jungen Dame im Nu auf's Liebenswürdigste. Hr. Haase spielte den „Hofmarschall Gurten" höchst charakteristisch. Die Manieren des Hofmannes, der Geist eines Affen verbanden sich sehr wirksam bei ihm. Den Spitzbuben „Benjamin" gab Hr. Kläger mit dem echten Diebshumor, der diese Rolle zur Vertreterin eines ganzen genus in der einen species erhebt. Das Publikum bewies sich sehr dankbar. Die kleine Partie der „Prinzeß Marie" wurde von Frl. Schunke auf's Anmuthigste repräsentirt. Freytag's Valentine ist ein Stück, das auf dem Repertoir jedes Theaters, welches nur irgend die Mittel zur Ausstattung besitzt, dauernd heimisch bleiben sollte, denn es ist gediegener und geistvoller, als manches dramatische Erzeugniß anderer Autoren, das nicht sowohl seinem eigenen Werth, sondern vielmehr der Kunst großer Schauspieler Geltung und Berühmtheit verdankt.

Die Königsstadt hat wieder einen weiblichen Gast, der auf Engagement spielt, nämlich die Soubrette Frl. Chorherr aus Braunschweig. Die junge Dame hat die echteste Soubretten-Figur, -Gesicht und -Stimme; letztere sogar so prächtig, daß wir der Künstlerin fast bei der Oper eine bedeutendere Carriere prophezeihen möchten, als im Schauspiel. Zu den genannten Eigenschaften kommt noch die einer fermen Tanzbildung, welche sich in „Semora Pepita, mein Name ist Meyer" glänzend documentirte. Aber trotz aller dieser Vorzüge bleibt Eins bedenklich. Frl. Chorherr scheint und bereits zu viel bei ihrem Spiel angenommen zu haben, was nicht von Natur aus in ihrem Wesen liegt. Gerade in dem Genre, welches sie vertreten soll, unterscheidet man so leicht den freien, angeborenen Humor von dem anerzogenen. Die ungekünstelte, stets wirksame Frische des Frl. Wollrabe, deren liebliche Naivetät überall den rechten Ton und Charakter traf, wird schwer zu ersetzen sein.

Moden-Bericht aus Paris.

Die Zeit der Bäder ist gewesen, und wir beginnen die Saison der Ferien, die den Monat September zu dem undankbarsten für Pariser Feste, für Pariser Luxus macht. Es sind daher Besucherinnen aus der Provinz, die jetzt nach unserer Hauptstadt kommen, um hier unter den Erstlingen der Mode ihre Auswahl zu treffen, u.

mit diesen ersten köstlichen Blumen der Laune und der Phantasie in ihre Heimath zurückzukehren. Die Mode hat also keine Ferien, trotzdem alle Welt sie feiert, und ist es jetzt ihre Aufgabe sich ganz besonders mit den Herbst- und Winter-Confections zu beschäftigen, die Ende dieses Monats erscheinen werden.

Die Bournousse von glattem Phantasietuch, von algierischem Gewebe, oder von wollenen, lebhaft gestreiften Stoffen, machen in diesem Augenblick Furore; man fertigt sie sehr lang, sehr weit an, und garnirt sie einfach mit einem Capuchon, dessen Spitze in einer übereinstimmenden Troddel endigt.

Außerdem sind die großen Basquinen von dem Stoff oder der Farbe des Kleides sehr en vogue, eben so die Ueberzieher von schwarzem Taffet, von denen man der Ueberzeugung ist, daß sie diesen Winter sehr viel von schwarzem Sammet getragen werden.

Als Garnirungen der Kleider haben wir noch immer Volants, Seitengarnirungen, doppelte Röcke; ob uns die nächste Saison Veränderungen bringen wird, wissen wir noch nicht.

In Bezug auf die Aermel bereitet man sich schon für eine kühlere Jahreszeit vor; und zwar sahen wir sie am Handgelenk geschlossen; sie sind dann sehr weit und fadenrecht geschnitten, oben und unten in Falten gelegt, so daß sie in der Mitte eine große graziöse Puffe bilden.

Eine sehr einfache, aber ausgezeichnete Toilette, für ein junges Mädchen bestimmt, die unsere talentvolle Wittwe Jüdenne angefertigt, beschreiben wir in Folgendem. Ein Taffetkleid, ganz klein schwarz und weiß carrirt, an jeder Seite des Rockes mit einem vierfingerbreiten schwarzen Sammetstreifen garnirt; das Leibchen ausgeschnitten, glatt, mit einer Schnebbe; die Aermel mit drei durch Sammetstreifen eingefaßte, Volants garnirt. Dies Kleid ist so eingerichtet, daß es auf zweierlei Art benutzt werden kann, was sehr bequem ist; wenn man es nicht ausgeschnitten haben will, trägt man eine kleine Pelerine zu demselben, die, hinten rund, vorn eine Spitze hat, und dieser entlang herunter zugeknöpft ist. Diese Pelerine ist mit einem Sammetstreifen und einer zu dem Kleide passenden Franie eingefaßt.

Zu jeder eleganten Toilette gehört jetzt eine schwarze Spitzen-Mantille oder Sbawl, und Dank sei es dem industriellen Genie von Ferguson, es kann jede Dame sich heut diesen Luxus gewähren. Das genannte Haus verfertigt Cambrai-Spitzen, vollkommen den Chantilly nachgeahmt, jedoch im Preise bedeutend geringer, als die letzteren.

Die abstehenden Unterkleider bleiben unentbehrlich; so viel man auch dagegen eifert, dennoch trägt man sie, und wird sie tragen, so lange die Kleider ihre jetzige Länge und Weite behalten.

Mademoiselle Anna Loth fährt, fort durch neue köstliche Arbeiten den Luxus in den Weißstickereien zu erhöhen; heut sind es besonders ihre kleinen reizenden Haushäubchen, ihre Unterärmel von unvergleichlicher Schönheit, kleine allerliebste Phantasietücher, die einen mit langen Zipfeln, die andern kurz, von gesticktem Mousseline, Tüll oder Organdi, die wir erwähnen. Als das Neueste aber gelten Kragen mit langen Barben, aus Tülleinsätzen und gesticktem Mousseline zusammengesetzt, die vereint mit den so beliebten Pariser Kragen in diesem Winter herrschend sein werden.

Noch immer keine Veränderung in den Hüten; der Schirm bleibt klein, die Form abstehend, nur geht der Schirm ein klein wenig mehr auf die Stirn vor; das Bavolet ist lang und immer garnirt. Unter die Modistinnen ersten Ranges, von denen alle Moden ausgehen, gehört entschieden Mlle. Alphonsine, von der wir wissen, daß sie für die nächste Saison reizende Modelle angefertigt hat.

Bis jetzt trägt man noch sehr viel Tüll- und Crepphüte, gemischt mit Taffet, Sammet, Reis- und italienischem Stroh. Man sieht zuweilen Capoten von dunkelgrauem Crepp, mit Fransen garnirt, doch ist dies mehr für die Negligee-Toilette bestimmt. Die beliebtesten Garnirungen für die eleganten Hüte sind Blumen, Federn, Marabouts, letztere zuweilen gestreift, was originell und hübsch zu gleicher Zeit ist.

Hier noch die Beschreibung einiger Hüte, die uns die talentvollen Schwestern Mlles. Carier zum Schluß des Sommers bringen.

Ein hellgrauer Crepphut ganz in Chantilly-Spitzen eingehüllt, mit einem an beiden Seiten zurückgekrämpten Rande. Der Raum unter dieser Krempe ist mit bengalischen Rosen ohne Blätter angefüllt. Eine schwarze Spitze, um den Schirm gefältelt, fällt über die Rosen auf die Stirn herab. Touffes von kleinen grauen Federn sind mit unnachahmlicher Grazie als Garnirung angebracht; die grauen Bindebänder fassen schwarze Spitzen ein.

Ein maisgelber Tüllhut ist ganz in kleine Falten gelegt; den Schirm zieren Bänder in derselben Farbe, an beiden Seiten mit Rüschen von Illusionstüll eingefaßt. Im Innern Maisähren.

Ein Hut von grauem punktirten Crepp, mit einem Rande von ponceau Sammet und schwarzen Spitzen; im Innern mit kleinen schwarzen und rothen Beeren garnirt.

Die Kinder haben ebenfalls ihre neuen Moden für den Herbst, und la Petite Fadette bemüht sich, sie mit natürlichem und hübschem Geschmack auszuführen. Ihre Herbstkleider sind von Popeline mit Volants und diese eingefaßt mit Schrägstreifen von Popeline oder Sammet. Schwarze Basquinen von Taffet in höchst graziöser

Form und reizende kleine runde Hüte mit langen Federn à l'Espagnol werden dazu getragen, oder auch letztere geschmückt mit einer Federguirlande, die das Käppchen rund herum einfaßt.

Erklärung des Modekupfers aus dem Bon ton.

1. Kleid von Taffet-Nanking mit doppelten Röcken; der obere ist an den Seiten mit rosa Bändern garnirt. Leibchen ohne Schöße, ebenfalls mit rosa Band verziert. Aermel mit einem Jockey und einem Volant, das in tiefe, sich kreuzende Falten gelegt ist. Der Rock des Jockeys und des Volants ist mit rosa Band besetzt. Spitzen-Kragen. Unterärmel von Tüllpuffen. Coiffüre mit rosa Bändern, die, zwischen die zwei Scheitel gelegt, an den Seiten in Schleifen endigen. Algierischer Shawl, weiß und grün gestreift und goldgelb eingefaßt. Reisstrohhut, mit rosa Band eingefaßt, mit einer rosa Barben-Guirlande garnirt. Schwarze Filet-Handschuh. Orientalischer Fächerschirm von braunem Taffet.

2. Graues Grenadine-Kleid, mit fünf Volants, die grüne Streifen einfassen, zwischen denen eine Blumenguirlande auf weißem Taffetgrund hinläuft. Ausgeschnittenes Leibchen mit Gürtel und einem gestickten Mousseline-Uebertuch, mit grünen Bandschleifen verziert. Aermel mit drei Volants. Unterärmel von gesticktem Mousseline, übereinstimmend mit dem Uebertuch. Reisstrohhut mit einer grünen Feder-Guirlande garnirt, im Innern grüne Blätter und rothe Früchte. Grüne und weiße Bindebänder.

Die Abonnenten der ersten (Acht Thaler-) Ausgabe erhalten als Extra-Zugabe:

Ein Herren-Modekupfer.

Spielregeln

zu dem in vor. Nummer für die Abonnenten der großen Ausgabe unsers Blattes mitgetheilten Tell-Spiel von Hübner-Trams.

1) Die Spieltafel wird auf den Tisch ausgebreitet und das Mittelfeld Nr. 27 bildet die Kasse, in die ein jeder der Zahl nach unbeschränkten Spieler 12 Marken Einsatz leistet.

2) Um die Reihenfolge der Spieler festzustellen, wirft ein Jeder mit einem Würfel einmal. Wer die mehrsten Augen geworfen hat, leitet und beginnt das Spiel und führt die Kasse. Bei gleicher Augenzahl ermitteln die Betheiligten den Vorrang durch nochmaliges Würfeln.

3) Der erste Spieler heißt der Ordner; die andern Spieler müssen ihm Gehorsam leisten. Derselbe wirft nun mit einem Würfel einmal, besetzt das Bild, welches die Zahl der geworfnen Augen enthält, mit einer besonders kenntlichen Spielmarke und verfährt so, wie unter dem besetzten Bilde vorgeschrieben ist.

4) In gleicher Art folgen die andern Mitspieler. Dabei ist es zulässig, daß ein und dasselbe Bild doppelt oder mehrfach besetzt werden kann, und muß sich die Marke eines Jeden von der der andern Mitspieler unterscheiden.

5) Nach beendeter Reihenfolge muß der Erste nochmals würfeln und vom ersten Standpunkte der Marke um so viele Bilder vorwärts rücken, als er Augen geworfen hat. Was unter dem neubesetzten Bilde angeordnet ist, hat er gleichfalls auszuführen.

6) Die andern Mitspieler folgen in gleicher Weise, und das Herumwürfeln und Vorrücken der Einzelnen wird so lange wiederholt, bis ein Spieler auf das Mittelfeld, Nr. 27 gekommen ist. Wem dies zuerst gelingt, der erhält die Hälfte des Kassenbestandes als ersten Gewinn, wer dieses Mittelfeld nächstdem erreicht, dem gebührt die fernere Hälfte des verbliebenen Kassenbestandes als zweiter Gewinn, und wer schließlich das Mittelfeld betritt, der empfängt den Rest des Kassenbestandes als dritten Gewinn.

7) Wer so viel Augen wirft, daß er über das Mittelfeld Nr. 27 hinausgelangen würde, geht um so viel Felder, als er Augen geworfen hat, vom Mittelfelde aus zurück, empfängt oder leistet sodann nach Anordnung dieses neu besetzten Feldes und würfelt, wenn die Reihe an ihn kommt, noch fort.

8) Ein Jeder, der auf das Bild Nr. 26 zu stehen kommt, Tells Rückkehr zu seiner Familie darstellend, erhält keine Belohnung und scheidet von dem eben laufenden Spiele ganz aus.

9) Nach der Auszahlung des dritten Gewinnes endet das Spiel, und der, welcher dieses Spiel beendigt hat, wird nun Ordner und beginnt das nächste Spiel.

Die Zeitung für die elegante Welt erscheint wöchentlich und zwar in drei verschiedenen Ausgaben:

Erste Ausgabe mit allen Beilagen zu 8 Thalern jährlich. Enthält im Jahrgange 52 Damen- und 24 Herren-Modekupfer, Musikbeilagen, Mustertafeln für weibliche Arbeiten u. Moden, Schnitt-Tafeln für Herren, Patchinomanie-Bogen, Portraits, Genrebilder ꝛc.
Die zweite Ausgabe zu 5 Thalern jährlich bringt denselben Text und ausschließlich Damen-Modekupfer und Mustertafeln.
Die dritte Ausgabe zu ebenfalls 5 Thalern enthält nur Herren-Modekupfer, bringt aber ebenfalls 52 Lieferungen Text.

Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen Bestellungen an.

Verlag von **Otto Janke in Berlin.** Verantwortlich: Dr. **O. Girndt.**

Buchdruckerei von Gustav Lange in Berlin.

№ 39. Siebenundfünfzigster Jahrgang. 1857.

Zeitung für die elegante Welt.

Die Abonnements-Bedingungen befinden sich am Schlusse des Blattes.

Redaction: Th. Drobisch in Leipzig und Dr. O. Girndt in Berlin.

Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen hierauf an.

Von dieser Zeitschrift erscheint wöchentlich eine Lieferung von 1½ bis 2 Bogen Text, mit artistischen und technischen Beilagen, bestehend in Pariser Modekupfern, Muster- und Schnitt-Tafeln für Damengarderobe ꝛc. in sorgfältigster und reichster Auswahl.

Juno.

Novelle
von
Otto Girndt.

(Schluß.)

Eines Abends sieht Ryno plötzlich mitten im Gespräch, daß er sich mit Emma allein im Pavillon befindet. Eveline hat sich stillschweigend entfernt und kehrt nicht zurück. Ryno wird unruhig, sein Blick unstät, seine Rede zerstreut. Emma ist dicht an seine Seite gerückt. Sie ergreift seine Hand. Ryno's Unruhe wächst und steigert sich bis zu peinlicher Verlegenheit, als er Emma's verzehrenden Blicken begegnet. Er hätte weniger Menschendarsteller, also auch Menschenkenner, sein müssen, um Emma's Zustand nicht auf Einen Schlag klar zu erkennen. „Sie liebt Dich", schießt's durch sein Gehirn, „sie, die nicht Eveline, um die du so viel gelitten, die dein ganzes Denken erfüllt. Eveline ist nur die Vertraute Emma's, du bist ihr Nichts — entsetzlich, entsetzlich!" Wie Lauf rentius vom glühenden Rost, fuhr Ryno vom Divan in die Höhe. Emma, todbleich, ihre Lippen bebend. Ryno rafft alle Mannesbesonnenheit zusammen, schützt ein vergessenes Geschäft vor, das schleunigst gethan werden müsse oder ihn in ungeheure Unannehmlichkeit stürze. Ein Lächeln, eine Schmeichelei sucht die fiebernde, stumm ihn durchbohrende Emma zu versöhnen. Er ist aus dem Garten auf offener Straße wie ein Nachtwandler. Aber seine Augen sind weitgeöffnet, erst heut hat er sehen lernen: Emma's entstellter Wuchs ist ihm nicht mehr verborgen. Doch kein Mitleid, nur Schauder bewegt ihn, Schauder vor dem Verhängniß, das ihn aus seiner kurzen Seligkeit in's öde, leere Chaos gestoßen. Hier wird er geliebt und liebt nicht wieder, dort vergöttert er und hat auf keine Wechselneigung zu hoffen. Und doch — der Liebende hofft immer, gleich dem Verdammten. Hat ihn Eveline nicht noch heut, bevor sie sich davongeschlichen, mit aller wonneweckenden Huld ihres Tons lächelnd gebeten, ihm morgen eine frische Zusendung jungknospender Blumen machen zu dürfen? „Ja, sie hat's, aber auch nur aus Gefälligkeit und Sympathie für Emma. Am Ende hat sie nie geahnt, wie ich für sie brenne. Ja vielleicht glaubt sie gar, ich liebe Emma! Ein Ende muß werden, der Knoten muß zerhauen sein!"

In derselben Nacht schreibt Ryno an Eveline mit fliegendem Finger folgende Zeilen:

„Ein furchtbares Mißverständniß droht mich zu verderben. Ihre Freundin Emma täuscht sich in meinem Gefühl. Die heiligste Achtung kann ich ihr nicht versagen, aber lieben kann ich nur Sie, hin-

reißend schöne Eveline. Retten Sie mich aus der verzweifeltsten Lage, in der je ein Mann geschwebt. Ich leide tiefer, schrecklicher, als Worte es schildern. Retten Sie, retten Sie uns Alle! Ihr Scharfsinn wird Mittel finden, wo mein Gehirn dem versiegten Strom gleicht. Ryno."

Unbeschreiblich martervolle Stunden rannen bis zum nächsten Mittag dahin. Ryno verkürzte sie durch erfinderische Selbstqual. Er erwartete mit Gewißheit die Blumenbotin Evelinens; ihr wollte er den Brief einhändigen; denn er setzte mit richtiger Kenntniß des weiblichen Gemüths voraus, die beleidigte Emma werde mit der Entdeckung der ihr widerfahrenen Beschämung gegen Eveline zaudern. Ein Weib legt noch viel schwerer das bittre Geständniß zur Vertrauten ab, daß ein geliebter Mann sie verworfen, als die verschmähte Liebe eines Mannes sich dem Freunde mittheilt.

Da ist die Kleine mit dem schöngewundenen Strauß voll Duft. „Fräulein Eveline hat selbst die Blumen geordnet," fügt sie hinzu. Ryno jauchzt. Neue Hoffnung. „Diesen Brief liefersi Du an keine Seele aus, als an Deine Herrin. Wenn die Freundin bei ihr ist, wartest Du, bis sie allein zu sprechen. Verstanden?" — Der Postillon im Unterrock besaht mit klugem Nicken und huscht hinaus. Ryno ruft ihr nach: „ich erwarte noch heut Antwort." Er schreibt dem Theater-Director, er sei unpaß und könne am Abend nicht auftreten. Es ist das erste Mal, daß seine geliebte Kunst einer andern Sehnsucht in ihm nachsteht. Bei seiner steten Gewissenhaftigkeit wird es vom Director nicht im Geringsten bezweifelt, daß er in der That krank sei. Umgehend erhält er ein Antwortschreiben, worin ihm neben herzlich ausgesprochenem Bedauern freiwillig einige Tage Urlaub angeboten werden, damit sich der Liebling des P—er Publikums ja nicht eher neuen Anstrengungen unterwerfe, als bis er sich vollständig erholt. Ryno lächelt: „der gute Alte! — Herein! — Wie? schon Erwiderung von Evelinen?" — Er reißt das Siegel auf und liest mit taumelndem Sinnen:

„Reisen Sie übermorgen nach O. Suchen Sie in der Dämmerung einzutreffen. In dem Hotel „zum Pilger von Italien" werde ich Sie erwarten. Die Nummer des Zimmers wird Ihnen der Portier nennen, wenn Sie nach Madame Désirée de Berveuil fragen. Eveline."

Wie kam ihm jetzt der Urlaub zu Statten, den er schon Willens gewesen war auszuschlagen! Er hätte die Frist von zwei Tagen zerreißen, vernichten, hätte so lange todt sein mögen, bis die Rendez-vous-Stunde ihn rief. Denn lebend die Zeit zu überstehen, schien ihm ungeheuer. Wie denn aber Alles am Menschen vorübergeht, was ihn eine Ewigkeit gedünkt, so verflossen auch die achtundvierzig Stunden unter tiefstem Herzeleid und brausendster Gedankenwollust, wie die Stimmung in Ryno wechselte. In O. vom Wagen springend, eilt er zu Fuß dem bezeichneten Hotel zu. Jetzt, wenn er um die nächste Ecke biegt, muß er die ganze Front des Hauses vor sich haben. Ja, wahrlich, da liegt's. Ha, und der Lockenkopf, der eben jenes Fenster zuwirft — sie war's — Eveline — sie hat schon nach ihm ausgespäht. Der Ankömmling schwingt sich die Treppe hinauf. Eveline tritt ihm entgegen. Die Thür schließt sich hinter Beiden. „O Götter!" seufzt Ryno und will dem süßesten Weibe zu Füßen sinken. Schnell tritt sie zurück, winkt gegen das Sopha und spricht: „Nehmen Sie dort Platz, mein Herr!" Ryno traut seinen Ohren nicht. Diese Worte, abgesehen davon, daß sie keine Begrüßung sind, wie er sie erwartet, werden von einer Stimme hervorgebracht, die gar nimmermehr aus Evelinens Nachtigallenmund kommen kann, denn sie klingt scharf, kalt und kurz, wie auf Stein geschliffen. Starr schaut der Schauspieler in ihr Gesicht, als bannte ihn eine fremdartige Vision. Eveline winkt noch einmal. Ryno folgt. Sie sitzt auf dem Polster und preßt die Lippen; ein heftiger Kampf scheint in ihr zu ringen, die Augen hängen am Boden, das feine, zarte Profil ist männlich hart verwandelt. Doch dies Alles nur eine Secunde. Dann heftet sie den Blick fest und sicher auf Ryno, der die furchtbare Pause mit unwillkürlich geöffneten Lippen und erschlafften Armen athemlos durchstirbt. Sie beginnt, nicht mehr mit schneidendem Accent, aber mit strengem Ernst: „Ich habe Sie hierherbeschieden, mein Herr, um Ihnen einen Wahn zu benehmen, in dem Sie befangen sind. Sie haben mir schriftlich Ihre Liebe gestanden, aber ich liebe Sie nicht, ich bin verheirathet." — Ein Schrei, der aller Etikette vergißt, ist Ryno's ungekünstelte und einzige Entgegnung. So bleich bebt der Gerichtete, dem sein Todesurtheil verkündet wird. Eveline fährt mit gleichmäßigem Ton fort: „Wäre ich aber auch nicht die Gattin eines vornehmen Mannes vom edelsten Charakter und von feinster Bildung, ich würde doch nie anders für Sie empfinden, als freundschaftlich Ihr Talent hochschätzen. Denn ich würde durch tiefere Neigung zu Ihnen die Nebenbuhlerin des edelsten Herzens werden, das ich kenne." — „Ihrer Freundin Emma?" fragt Ryno dumpf. — „Ja. Emma ist hier Geheimnisse, die Sie ehren werden. Mein Vermögen, wie das große meiner Verheirathung nicht so zu sich nahm, um mich ihren Wohlstand mitgenießen zu lassen. Vergelten kann ich ihr nie. Nur das Mittel waren vor Gatten einer Trösterin suchte ich stets nach Kräften zu erfüllen, denn dies engelgleiche Geschöpf, dies Geheimniß aller Weiber ist einem Mann vermählt" — „ja, auch vermählt? unterbrach Ryno

zitternd. — „Einem Mann, knüpfte Eveline an, der sie nie verstanden, der sie nur ihres Reichthums willen gefreit, dessen Rohheit soweit ging, die sanfte Dulderin — mit Grausen sprech' ich's aus — thätlich zu mißhandeln, bis ich dazwischentrat und Emma zur Scheidung drängte." — Wo ist das Scheusal? rief Ryno erhitzt. — „Gott weiß, auf welcher Spielbank er jetzt die Badesaison durchschwelgt und der armen Emma Besitzthümer vergeudet. Seit sechs Monaten, seit die Gattin ihre Trennung von ihm gerichtlich beantragt hat, kehrt er nur selten zu uns heim, und wenn er kommt, bewohnt er den linken Flügel des Hauses, während wir Frauen rechts geborgen sind." — Doch Ihr eigner Gemahl, Eveline, wo — „ich erwarte ihn in Kurzem von Staatsgeschäften aus Rußland zurück, um mit ihm Italien zu bereisen." (Die letzte Auskunft gab Eveline auffallend rasch und flüchtig, wobei sie mit dem Schneefinger über die Stirn strich, um das emporgewirbelte Blut hinabzudrängen). Gelassener setzte sie darauf hinzu: „Sie wissen noch nicht Alles! Hören Sie weiter. Trotz Ihres tiefen Blicks in das Menschenherz werden Sie niemals ein Weib so ergründen, um zu begreifen, wie es mit unsrer Liebe geht. Wenn wir einen Mann, an dem wir hingen, durch seine Sinnesänderung verlieren und wir fühlen, er werde nimmer zu uns zurückkehren, dann sind wir liebebedürftiger, als in den ersten Jahren der entwickelten Natur, dann klammert sich unsre Inbrunst gewaltsam an ein neues Ideal, das wir mit aller Macht zu erreichen trachten. Da ist nicht mehr die nonnenhafte Entsagung einer Jugendschwärmerei möglich; wir lechzen wildverlangend nach seinem engsten Besitz. In solchem Stadium befand sich meine theure Emma, als sie einsah, nicht länger mit ihrem Gatten leben zu können. Da kamen Sie nach P. in's Engagement. Emma sah Sie spielen, Sie wurden das zweite Ideal, nach welchem sich die Sinne der Unglücklichen drängten. Mir blieb nichts übrig, als diese Neigung der Freundin zu schonen, zu ehren. Hätte ich sie auszurotten versucht, ich würde unfehlbar das Herz des Engels gebrochen haben. Es ist wohl natürlich, daß mich das innigste Mitleid ergriff. Emma's Leidenschaft für Sie war so tief gewurzelt, so tief — ihr Leben stand auf dem Spiel! Ich sah keinen Ausweg, als eine Annäherung an Sie einzuleiten und dem Willen der Vorsehung die ferneren Fügungen zu überlassen. Nun tragen Sie die Schuld, wenn meine liebste Freundin, meine Wohlthäterin im höchsten Schmerze dahinsiecht. Nun wissen Sie Alles!"

Emma schwieg. Ryno desgleichen. Es war eine schwere, tragische Pause. Endlich nahm Ryno, sich zusammenraffend, das Wort. „Eveline, ich habe Sie gehört, jetzt müssen Sie auch mich hören." Eveline zitterte heftig, doch schien sie Ryno's Erklärung ausharren zu wollen. Er begann wieder: „Wenn Ihr zartes Gemüth so inniges Mitleid, wie Sie geschildert, für Ihre leidende Freundin hegt, so müssen Sie dasselbe Mitleid für mich haben; denn gleiche Martern habe ich um Sie erduldet und dulde sie jetzt von Neuem. Gedenken Sie jenes Abends, wo ich den Romeo spielte und mein zuckend Auge auf Sie fiel, Eveline. Ruhe, Freude, Lebensglück war mir verschwunden. Ich konnte nicht mehr schlafen, nicht essen, ein Zehrfieber bedrohte mich. Da, als sich das Schicksal wandte, als ich die Einladung in Emma's Garten erhielt, als ich Ihnen dort das erste Mal nahe gegenüberstand, wie konnt' ich wähnen, eine Andre wolle mich erhören, nicht Sie? Meine Gedanken waren kühn, sie sind es noch. Wozu noch mehr Geständnisse? Sie müssen mich bedauern! Eveline, Sie müssen mich lieben!"

Und alle Schranken umstoßend, warf sich Ryno's dreister Arm um den Leib der Holden. Aber wie eine Löwin sprang sie auf, eine zürnende Göttin stand sie mit flammender Geberde vor ihm, den Sterblichen zerschmetternd. „Elender Mensch, keine Minute mehr in meinem Gesicht! Dort ist die Thür! Ich befehle Ihnen, zu gehn!" Niemals konnte Ryno im Gebiet der Kunst als Marinelli gedemüthigter von der Scene scheiden, als er sich jetzt vor Eveline's fürstlicher Hoheit vernichtet beugte und aus dem Zimmer schwankte, in dem er eine so schreckliche Katastrophe durchlebt.

Wir übergehen die gramvollen, traurigen Wolkentage, wo der Schmerz der Seele jeden Schimmer der Poesie abstreift und als bettelnder Unterthan der kahlen Majestät Prosa im Staube kriecht. Ryno folgte seiner Pflicht nach P. zurück, aber er war nicht mehr der ideale Künstler, der gottbegeistert Hörer und Schauende entzückte; in seinem Innern sah es aus wie im hungernden Magen des Iltis, der in das ausgenommene Taubennest guckt. Auf seiner Stirn stand als Motto der Vers von Platen:

Die Liebe hat gelogen,
Die Sorge lastet schwer,
Betrogen, ach! betrogen
Hat Alles mich umher."

Eveline und Emma waren aus P. verschwunden. Die kleine Blumenbringerin blieb gleichfalls verschollen. Es gab auch keine Blumen mehr, der Herbst hatte sie begraben. Novembermeer lag unter der trüben Sonne wie weinende Augen der verarmten Erde. Mühsam hatte Ryno sich und sein Weh hingeschleppt, bis der zerrüttete Körper zusammenbrach und der Arzt, den goldnen Knopf seines Doktorstocks unter der Nase, am Bett der Kranken stand, den Puls fühlend. Es war ein weiser Arzt, der seine Patienten nicht auf's Gerathe-

wohl mit höllischen Latwergen tractirte, sondern als feiner Diagnostiker den Sitz des Uebels in den Augen las. Er verordnete stärkestärkende Medicamente und als das hitzige Fieber mit seinen tollen Phantastereien sich soweit gelegt hatte, daß Ryno wieder vernünftiger, zusammenhänger Reden mächtig war, trat der Doctor eines Tags an sein Lager und sprach mit sanftem Ernst: „Lieber Ryno, die größte Gefahr ist vorüber." Ryno seufzte. Jener hörte es wohl und fuhr fort, Hamlet's Worte den seinen anreihend: „was denken Sie jetzt? nicht wahr: Sterben, Schlafen, es ist ein Ziel, auf's Innigste zu wünschen!" Eine Thräne quoll in Ryno's Auge, er sah halberstaunt zu dem Arzt empor, der also weiter sprach: „Sie haben Ihr wahres Leiden verheimlichen wollen. Nicht sowohl Ihr Leib war krank, als vielmehr Ihre Seele. Diese ist auch noch nicht gesund. Ich brauche für meine Cur nicht Ihr Geheimniß selbst zu wissen. Des Pudels Kern glaube ich jedoch zu errathen. Stehen Sie auf und kleiden sich an. Lassen Sie uns einen Gang in's Freie thun!" — Ryno mußte gehorchen, denn der Arzt ließ nicht ab von ihm. Die frische Luft des ersten Decembertages zog stärkend in des Kranken Brust. Seine Lungen athmeten sie sehnsüchtig ein, seine Glieder hoben sich fester am Arm des Doctors. Die wochenlang entbehrte Natur, lag sie gleich schmucklos vor ihm, that ihm doch so wohl, daß er auf diesem ersten Genesungsgange sein altes Herzweh fast vergaß. Der gütige Führer leukte überdies Ryno's Gedanken auf Lieblingsthemata, er brachte das Gespräch auf Shakespeare, den Abgott des Schauspielers, und malte mit freundlichen Farben die Zukunft aus, wenn Ryno erst den Othello spielen werde. Der Theater-Director hatte nämlich dem Doctor mitgetheilt, Ryno's langgehegter Wunsch, dies Werk wieder auf die deutsche Bühne zu bringen, solle in Erfüllung gehn. Diese Aussicht goß Nectar in des Künstlers Busen. Er wurde ganz fröhlich. „Ich hole Sie jetzt täglich zum Spaziergang ab," sagte der Freund, als er Ryno wieder auf sein Zimmer gebracht. Er hatte sich aber doch in seinen Siegeshoffnungen verrechnet. Mit der rückkehrenden Körperkraft wollte das vorige Herzeleid wieder aufbrennen. Ein gefährlicher Rückfall stand zu befürchten. Da sprungt der Doctor, selbst noch ein rüstiger Lebemann, munter zu Ryno herein und ruft: „Hurrah, Weihnachtsmaskerade! Sie müssen mich zur Redoute begleiten! Die Leute können den Fasching diesmal nicht erwarten. Sie wollen das alte Jahr in Larven zu Grabe tragen." Schmerzlich erwidert Ryno: „Freund, ich habe soviel Masken in meinem Leben vorgestellt, daß mich der Mummenschanz nicht locken kann. Bald hoff' ich die Todtenmaske anzulegen." — „Ach, was da, Sie Narr, sprudelt der Doctor, wollen Sie sterben, so nehmen Sie wenigstens das Ende, das Faust selig preist, lassen Sie sich von Gevatter Knochenmann in eines Mädchens Armen finden! Nein, nein, Sie müssen mit, ich sorge für Domino und das Weitre. Adieu." Der Festtag kam. Kein Sträuben half dem mißmüthigen Ryno. Er legte gezwungen sein Costüm an, wie er oft in jüngern Jahren gethan, wenn ihm eine Rolle zugetheilt war, die ihm nicht behagte. Freund Medicus ließ nicht locker, schleppte ihn zum Wagen und rasselte mit ihm fort, ein Schelmenlied singend. Finster betrat Ryno den glänzenden Saal. Da rauschte die Musik des Orchesters vom Balkon herunter, die muthigen Töne klopften an sein Herz, wie die Frühsonne an die Hinterthür der Nacht, wie der lachende Lenz an die Pforte des grämlichen Winters. Schäkernd walzten die Paare um Ryno herum. Witzworte schossen von allen Seiten. Die allgemeine Lust packte ihn dermaßen, daß er die Melodie des Tanzes mitsummte. „Piep, piep," rief der aufmerksame Doctor, der beobachtend an seiner Seite geblieben war, „zwitschert mein Vöglein wieder nach der Mauserzeit? Nun, hollah, ein Mädel geschwungen und frisch in die Tollwuth hinein. Sehen Sie da: Juno und Diana! Ich werde mit dem Monde tanzen, halten Sie sich an die Sonne!" Ryno gewahrte jetzt zwei prächtige Masken, die kein besseres Emblem für ihre herrlichen Gestalten gewählt haben konnten. Schon war der Doctor vor ihnen. Die Mondsichel schwang sich in ihrem Sternenkleide sogleich an seinen Arm. Sie sausten an Ryno vorbei. Der Doctor rief ihm zu: „Vivant die Schönen, Vivant die Mädchen! Verwärts, Don Juan!" — Ryno suchte die Juno, die auf ihrem Platz stehn geblieben war. Suchte sie ihn ebenfalls? Die Richtung ihres Hauptes konnte dafür sprechen, doch war vor ihrer Maske keine sichre Ueberzeugung zu gewinnen. Zierlich nickten die stolzen Pfauenfedern von ihrem kostbaren Diadem. Ryno wollte sich näher drängen. Magnetisch zog ihn diese Himmelsheheit an, als sei sie ihm keine Fremde. In dem Moment rennt ihn ein fliegender Fisch so unsanft an, daß er zur alltäglichsten Besinnung kommt. Der Stoß verursacht ihm einen dumpfen Schmerz; verstimmt und mißmüthig giebt er die Fürstin der Götter auf und schiebt sich einem Seitenausgang zu. Er geräth in's Büffetzimmer. Da drängen sich Heuschrecken und Sylphiden um ihn: „sag' uns, schöne Maske, spielst Du bald wieder den Hamlet, den Romeo?" Ryno sieht sich erkannt. Er glaubt, Stimmen von Schauspielerinnen unter dem Kreise zu vernehmen. Entwischen kann er nicht, das Gedränge ist zu dicht, also fängt er, um sich nicht zu compromittiren, mit den Wölfen zu heulen an und schleudert die Pfeile des Scherzes treffend zurück. So schwatzt er sich wider Willen heiter, und als ihm eine niedliche Najade den Schaum der ebengeöffneten Champagnerflasche in die Augen spritzt, greift er

laut lachend nach dem Glase, befiehlt auf des Prinzen von Dänemark Rechnung tapfer einzuschenken und trinkt sich im Nu den duftigsten Kobold in den Kopf. „Mitternacht!“ schallt's aus dem Hauptsaal. Tusch vom Orchester. „Masken ab!“ ruft das allgemeine Commando. Zubelnd zerstiebt die Bajaderen-Horde um Ryno, aber neben ihm steht plötzlich eine Maske, das Pfauendiadem auf den Locken. „Folge mir!“ raunt sie ihm hastig zu, hat seine Hand erfaßt und zieht ihn nach sich hinaus aus den Sälen, rasch über einen Corridor. Eine Tapetenthür springt auf. Sie stehn in einem glänzend eingerichteten, von einer Ampel erleuchteten Boudoir. Ryno weiß nicht, wie ihm geschehn. Da fällt die Maske Juno's und — Eveline sinkt schluchzend unter heißen Küssen in seine Umarmung. In Ryno braust, ras't, wirbelt, brennt Alles. Er ist daran, den Verstand zu verlieren. Worte findet er nicht. An der Seite des königlichen Weibes sinkt er auf den Divan. Sein Odem keucht. Lust und Schmerz drohen ihn zu tödten. „Ryno, Ryno!“ stöhnt Eveline unter Thränen hervor, „ich habe Dich wieder, ich bin Dein, ich liebte Dich von allem Anfang an.“ — Gott, mein Gott! mache mich nicht wahnsinnig vor Glück! betet Ryno und volle Zähren stürzen unaufhaltsam über die Manneswange. In stummem Kuß hängen sie lange aneinander, bis Ryno sein Bewußtsein sammelt und der schmerzlich Geliebten fragend zuflüstert: Erkläre mir, was mit mir vorgegangen. Gieb den Erdensohn seinem Element wieder, Du Ueberirdische, sonst erliegt er dem Zauber, der ihn umfängt! — „Das war ein fürchterlicher Abend!“ stöhnt Eveline. Ryno preßt sie von Neuem in die Arme und spricht: Ich schaue Dich an mit süßem Grauen, wundervolles Weib! — Er kann nichts mehr sagen, Küsse bebenden Entzückens ersticken seine Worte. „Laß mich meine Seele erleichtern vor Dir, Geliebter, bittet Eveline, und unterbricht mich nicht!“ — Ich höre Dich wie die Verkündigung eines Engels! — „Das war ein fürchterlicher Abend, wiederholt Eveline, als ich Dich in O. von mir stieß, die heißeste Hingebung im Herzen. Dein Brief an mich, der Deine Leidenschaft offenbarte und mich um Rettung anflehte, war durch unsre Zwischenträgerin in Emma's Hände gelegt worden. Du hattest der Kleinen geboten, ihn allein ihrer Herrin zu übergeben. Emma war ihre Herrin, nicht ich. Wuthzitternd, aller früheren Engelssanftmuth entkleidet, hielt mir die Freundin das Schreiben entgegen. „Du liebst ihn, schrie sie, heiser vor Zorn, Du hast heimlichen Umgang mit ihm, hier steht's klar, sonst könnte er Dich seines Herzens nicht versichern, Dich nicht um Rettung vor mir anflehen!“ — Ich schwor die heiligsten Eide zu meiner Rechtfertigung. — Ueberzeuge mich, kreischte Emma, gieb ihm eine heimliche Zusammenkunft und ich will ungesehene Zuschauerin dessen sein, was zwischen Euch vorgeht. — Sie dictirte meiner Feder die Zeilen, die Dich nach O. luden. Während unsres Gesprächs lauschte sie hinter einer verborgenen Thür und sah jede unsrer Mienen. Wehe mir, hätte ich mich durch ein Zucken der feinsten Wimper gegen Dich verrathen, mich Dir verständlich gemacht! Emma war zu bitter gekränkt, ich liebte sie zu sehr, um nicht das gräßlichste Opfer der Verstellung zu bringen. So schwer kann Dir Deine Kunst nie geworden sein, als mir die Rolle jenes Tages. — Emma wußte nun, daß sie nie Erhörung von Dir zu hoffen habe. Dich wiederzusehen, war ihr unmöglich. Sie riß mich mit sich fort. Wir schlugen den Weg nach Rom ein. Auch mir war die Entfernung von Deinem Aufenthalt nothwendig. Konnte ich wohl hoffen, Du würdest noch ein Restchen Liebe für mich behalten? Nein. Dein Mannesstolz, dachte ich, mußte in seinen Wurzeln angegriffen sein, Du würdest mich fortan hassen. In Italien erfuhren wir, die Gerichte hätten Emma von ihrer Gattenpflicht gesetzlich befreit. Sie schrieb an ihren Banquier in der Heimath, was irgend möglich von ihren liegenden Gründen zu capitalisiren; sie wollte den Süden niemals mehr verlassen. Mich aber erfaßte ahnungsvolle Sehnsucht nach dem Ort, wo mir ein kurzes Paradies geblüht, bis feindliche Dämonen mich vertrieben. Ich eröffnete der Freundin, meine Seele hinge zu fest am Norden, um ihm ganz entsagen zu können. Unser ehemaliges Verhältniß war ohnedies durch die beiderseitige Verstimmung gelockert, Emma hatte nichts dagegen einzuwenden, daß ich zurückreiste, lebte sie doch der täuschenden Gewißheit, Du seiest mir stets gleichgültig gewesen. In heimlichster Stille langte ich wieder in P. an und miethete unter fremdem Namen eine Wohnung. Thränen waren meine Kost, meine Sättigung. Die Tagesjournale zeigten mir Deine Krankheit an. Zugleich war der Name des Arztes darin erwähnt, der Dich behandelte. Er war früher unser Hausarzt gewesen. Ich ließ ihn rufen und brachte auf langen, vorsichtigen Umwegen von ihm heraus, Du müssest an einer unbefriedigten Herzensneigung leiden. Nun vertraute ich ihm mein Heiligstes. Der brave Mann jubelte vor Freude. „Ihre Beichte soll eine süße Buße nach sich ziehen,“ rief er, sprang fort, kam wieder, der Besuch des Maskenballes wurde verabredet. Eine Verwandte des Doctors übernahm, ohne den Zweck zu erfahren, meine Begleitung. Sie war die Diana des Festes, ich aber — weißt Du nun genug?“ — Ryno wollte eben an ihre Brust sinken, als er auf einmal vor der Woune zurückschrak mit dem zitternden Ausruf: Und Ihr Gemahl, Eveline? — „Ich war nie vermählt und erfuhr nur Eine Liebe, die ich ewig tragen werde!“ So strömte es von den Lippen des hingebenden Mädchens, und Ryno umschlang kein elfen-

beinern Jungfrauenbild wie Pygmalion. Augen und Herzen sprühten. Selig war er, wie Hafis in Suleika's Schooß.

Am Morgen nach der reichsten Wundernacht seines Lebens guckte der Arzt mit einem wahren Spitzbubengesicht in das Zimmer Ryno's, der wie ein Toller im Paroxismus unaufhörlich laut sang. „Doctor! Paradiesmensch!“ flog ihm Ryno entgegen und umklammerte seinen Hals, die Füße in die Luft werfend, wie der schwebende Mercur in einem Seiltänzercircus. Der Doctor konnte ihn kaum abschütteln. Immer von Neuem embrassirte ihn der Glückliche. Der Stock mußte endlich als Distancehalter dienen. „Sie benehmen Sich ja“, lachte der Arzt, an seiner zerrütteten Toilette ordnend, „wie der Esel in der Fabel, der seinem Herrn liebkoste“. Dafür sollen Sie nun mein Schooßhündchen werden, das ich mit Zuckerplätzchen füttere! jubelte Ryno und schlug ihm auf die Achsel, daß der Getroffene mit einem „Himmel-Sapperment!“ die Stelle rieb. — Jetzt will ich den Romeo einmal spielen, nun ich meine Julia gefunden habe! rief Ryno schwärmerisch. Die Spitzgläser schäumten über vor den Freunden, die sich unter sprudelnder Laune auf den knackenden Sesseln wiegten. „Der honnete Spießbürger nach dem Moralgesetz seiner Hauspostille dürfte leicht uns Alle zum ewigen Fegefeuer verdammen, Sie und Ihre Julia und mich, der ich hier den kupplerischen Bruder Lorenzo gespielt,“ warf der Doctor mit angenommener Gravität hin. Wie so? fragte Ryno, ein Gerbermeister verliebt sich doch auch bisweilen? — „Alles mit Unterschied, mein Freund, entgegnete der Doctor, „hören Sie einmal die Vernunftlehre eines Materialwaaren-Händlers oder eines Büreauchefs, wenn sein Untergebener in eine hübsche Dirne vergafft ist. Das Geschäft, der Beruf, steht in erster Linie, die Liebe darf wie der Hang zur Poesie nur die Mußestunden ausfüllen.“ — Pfui Teufel, rief Ryno unter schallendem Gelächter, das sind auf's Haar jene denkwürdigen Worte, die mein alter Hofrath mit der Stimme eines Vehmrichters mir zuschnarchte, als ich auf Wunsch meiner Eltern zur edlen Schreiber-Carriere ansetzte. Ich aber schrie wüthend auf den alten, staubigen Wurm los und warf ihm die Feder vor die Füße: was weiß so ein „Zieh, Schimmel, zieh“ von der himmelerbauenden Leidenschaft einer Künstlernatur? Ich werde Schauspieler! Und damit lief ich hinaus in's Blaue der Welt, was ich nicht bereue. — „Es lebe die Leidenschaft!“ tönte der Doctor mit seinem Glase an, und Ryno trank ihm zu: Es lebe Kunst und Liebe, denn beide durchdringen sich in göttlicher Wechselwirkung, wie Geist und Seele. Sie sind die Elemente des Genius! — „Und der Wein“, vervollständigte der Doctor als drittes Vivat, „der Wein ist der electrische Strom, der zwischen ihnen ewige Verbindung erhält.“ — Die Gläser trafen sich, daß sie sprangen.

Nachstehende Gedichte sind entnommen aus der Sammlung „Ein Sangesgruß vom Strande der Adria“ von Robert Hamerling, die sich unter der Rubrik „Litterarisches“ hinter dem Feuilleton dieser Nummer genauer besprochen findet. Wir glauben unsern verehrten Lesern keine unwillkommene Lectüre durch den Abdruck derselben zu bieten, vorausgesetzt, daß die Augen der übrigen Welt ein ebensolches Talent darin entdecken, wie wir gefunden.

Ihr Name.

Ein Name tönt mir stets im Ohr,
Fanni, dein holder Name!
Ich hört' ihn oft, doch nie zuvor
Fühlt' ich, wie hold der Name!
Ihn flüsternd wird mein Herz nicht satt,
Sing' ihn dem Wald in Liedern;
Mir ist, als hört' ich Baum und Blatt
Und Bach und Fels erwidern.

Ihr Andern sprecht das Wort so frei,
So kalt? mir macht es Beben;
Ich lass' es nur mit stiller Scheu
Von meinen Lippen schweben.
Mir ist, als ob dies Wort sofort
Verriethe meine Triebe;
Für mich liegt in dem Einen Wört
Ihr Reiz und meine Liebe.

Freudlose Jugend.

Ach warum in trübem Sinnen,
Sehnsucht, Einsamkeit und Schmerz!
Muß die schönste Zeit verrinnen,
Muß verglüh'n dies junge Herz?
Tagst du dann erst mir, o Freude,
Wenn die bleiche Lippe schweigt,
Und das Haupt sich müd' von Leide
Schon hinab zur Scholle neigt?

Soll ich sie den Schatten singen
Schönen Lebens sel'ge Lust?
Nein, hier oben auszuklingen
Sehnt sich diese Dichterbrust!
Leuchtet mir, ihr gold'nen Sonnen,
Bis, vom Strahl des Glücks berührt,
Dieses Herz zum Wunderbronnen
Sel'ger Melodieen wird!

Abschied.

Nun — so reißen ganz die Bande,
Uns'res Abschieds Stunde schlägt,
Und die Woge rauscht zum Strande,
Die dich in die Ferne trägt.

Leicht bisher trug ich dein Hassen,
Schwebte doch dein Reiz mir vor,
Nun soll auch mein Auge lassen,
Was mein Herz schon längst verlor?

Sei es — stille Wälder wissen,
Und der Himmel, reich besternt,
Daß mein Herz das Liebste missen,
Daß entsagen es gelernt.

Und so ziehe denn von hinnen,
Zieh' in Glück und Freude hin,
Ewig ferne meinen Sinnen,
Ewig nahe meinem Sinn!

Elfenrede.

Was legst du an Waldespforten
Dein lüstern lauschendes Ohr,
Und faßtest gern in Worten
Der Elfen flüsternden Chor?

Durch's Herz nur, soll sie dir gelten,
Nimmt Elfenrede den Weg:
Das Herz ist zwischen zwei Welten
Der schwebende Geistersteg.

Wem über der Sinne Schranke
Durch's Herz in die Seele sie drang,
Ihm wird sie im Geist Gedanke
Und auf den Lippen Gesang.

San Marco.

(Aus einem Cyclus: „Lieder aus Venedig".)

Heil'ger Marcus, segne gnädig
Diesen Schwarm von Tagedieben,
Arm und reich, beweibt und ledig,
Häßlich, schön, dumm, durchgetrieben:
Alle, wie sie sich, dem Strome
Folgend, aus entfernten Ländern
Herbemüht, vor deinem Dome
Fleißig auf- und abzuschlendern.

Nachts auch wimmeln noch von Betern,
Welche deiner Ehre huld'gen,
Und von frommen Pflastertretern
Deine Steine, die geduld'gen.
Einsam and're Heil'ge harren,
Doch dir strömen zu die Wand'rer:
Soviel Weise, soviel Narren
Sieht, wie du, bei sich kein And'rer.

Todtes und Lebendiges.

Marmorbilder voll Leben und Reiz, ich flüchte zu euch mich:
Steine leben — und todt grinst das Lebend'ge mich an!

An P.

Verschen schreibst du an mich, mein Liebchen, und es erfreut mich
Herzlich, doch es umschwebt Sorge zugleich mir das Haupt.
Groß im Liede war ich, mit der goldenen Lyra gewann ich
Dich, und es fesseltest du mich mit der Reize Gewalt.
Aber wenn du sofort auch mein Gebiet dir eroberst,
Ach, wie nah' ich mich dann, doppelte Siegerin, dir?
Sage mir nicht, mein Kind, du wolleſt vom Throne des Lieds nicht
Stoßen den Freund, und nur, einsamer Stunden Gefühl
Kündend im Spiele des Reims, mit erfreulicher Liebes-Gewißheit
Zart ihn laben, und sanft trösten sein ängstliches Herz.
Wähnst du mit Versen mich nun, o schelmische kleine Kokette,
Weil ich in Prosa dir nichts glaube, zu fangen? o nein!
Siehe, nun zweifl' ich erst recht; denn Vieles erdichten die Dichter,
Dichtung sind wie der Reim auch die Empfindungen oft.
Küsse mich, holdes Kind! denn küßt dein Mund mich, da glaub' ich
Ihm, doch redet er, ist's Rauch mir und luftiger Hauch.
Doch schon gefährlicher spitzt sich zur Gegenrede dein Mündchen,
Und kampflustiger tönt mir, das ich schmähte, dein Wort:
„Spötter! vergißt du so ganz, wie gerne das Liebchen des Reiters
Streichelt das mähnige Roß, und das gewaltige Schwert
Wieget und prüft in der Hand? Und es dürfte das Liebchen des Dichters
Nimmer der Lyra sich nah'n und dem geflügelten Roß?"
Schelmin, so weißt du zuletzt doch Recht zu behalten!
Und dennoch

Quält mir die Sorge das Herz. Soll ich zufrieden es
seh'n,
Wenn, statt traulich zu kosen mit mir, in die Saiten
der Lyra,
Die zur Seit' ich indeß stellte, dein Fingerchen greift?
Wenn das geflügelte Roß, das seitwärts ruht, du mit
kecken
Füßchen besteigst und hinweg über die Berge mir fliegst?

Feuilleton.

Ein Millionär im Zuchthause. In einer französischen Zeitung wird unter großen Dieben und Betrügern während der Kaiserzeit auch der Name Baudin genannt. Dieser Mann gehörte einer achtbaren Familie an, war ein Mann von Welt, ein leidenschaftlicher Spieler und geistreich, wie wir sogleich sehen werden. Nachdem er lange Unfälle der Roulette ertragen hatte, flüchtete er zur Lotterie und verlangte von ihr zur Entschädigung nicht weniger als eine Million, die er auch erhielt. — Baudin trat eines Tages in eines der damals so zahlreichen Bureaux, die sich dadurch auszeichneten, daß ihre Vorderseite ganz mit geschmückten Rahmen bedeckt war, auf denen man die Nummern sah, welche gewonnen hatten oder zu gewinnen hoffen konnten.

Es war der Tag des Schlusses der Lotterie von Brüssel, einer damals französischen Stadt, und obgleich die Ziehung am Tage vorher in dem Hauptorte des Departements der Dyle stattgefunden hatte, so gestattete doch der Gebrauch, in Paris Einsätze zu machen bis zwei oder drei Stunden vor Ankunft der Stafette, welche die aus der Urne gezogenen Nummern überbrachte. Baudin warf einige Geldstücke auf den Tisch, dictirte fünf Nummern und spielte auf die reine Quinte, das heißt: entsagte der Ambe, Terne und Quaterne. Drei Stunden vergingen und eine Nachricht lief von Munde zu Munde durch die ganze Stadt; es bildeten sich Gruppen an der Thür aller Lotterie-Bureaux und bald wußte ganz Paris, daß eine Quinte herausgekommen sei und der Spieler eine Million gewonnen habe. — Dieser Spieler war Baudin. Da er einsah, daß das Lotto nichts sei als eine von den Thoren erhobene Steuer, so nahm er sich vor, die gewöhnlichen Rollen einmal zu vertauschen und ein sehr einfaches Problem zu lösen. Es kam nur darauf an, einen Courier vor der Ankunft des gewöhnlichen zu erhalten. Dieser gewöhnliche Courier machte den Weg zu Laude und Baudin hatte einen zu seinem Dienste, der durch die Luft kam und in grader Linie. Diese Stafette war eine Taube. Gleich nach der Ziehung in Brüssel band ein mit ihm Einverstandener an den Hals der schonabgerichteten Taube einen Zettel mit den herausgekommenen Zahlen und die Taube kam lange vor dem gewöhnlichen Courier an dem Orte ihrer Bestimmung an. — Napoleon I., der die Razzias der Staatskasse nicht liebte, war, wie man sagt, der Erste, der an den gesetzlich begründeten Ansprüchen des Gewinners zweifelte; er befahl deshalb die Wahrheit zu erforschen, und die Wahrheit kam an den Tag. Der Schuldige fand in dem Bagno zu Brest seine Strafe.

Statistisches von New-York. Nach einer neuern Zählung giebt es jetzt daselbst 686 Bäcker, 217 Schmiede, 158 Buchhandlungen, 1500 Schuhmacher, 477 Mäkler, 3000 Kärrner, 312 Geistliche, 62 Sargmagazine, 1145 Commissionshandlungen, 89 Schnürleibhändlerinnen, 165 Zahnärzte, 1800 Kurzwaarenhändler, 2600 Kleinkrämer, 400 Friseure, 1200 Advokaten, 526 Modenhandlungen, 188 Austernhändler, 862 Aerzte, 1512 Bierhäuser und 1176 Schneider.

Das Geschlecht der Steinböcke in den Gebirgen Oberöstreichs schien förmlich ausgestorben zu sein. In hohem Auftrag hat man deshalb eine kleine Heerde dieser Thiere wieder dahin verpflanzt.

Anton Wallerstein, der bekannte Componist zahlreicher Tänze, hat sich für immer in seiner Vaterstadt Dresden niedergelassen, nachdem er viele Jahre hindurch Mitglied der königlichen Hofcapelle zu Hannover war.

Eine neue Todesart. In einem deutschen Badeort gab unlängst die daselbst für die Sommersaison stationirte Schauspielergesellschaft auch Brachvogels „Narciß", welches Stück großen Beifall fand. Nach Beendigung desselben sucht der dortige Badedirektor und Badearzt den Schauspiel-Regisseur auf und sagt ihm mit ernster Miene: Herr! warum haben Sie nicht den Schluß dieses Stückes geändert! — Wie so? frägt bestürzt der Regisseur. — Weil, sagt der Doktor weiter, es aus vielfach medicinischen Gründen gar nicht möglich ist, daß die doch nur nervös aufgeregte Pompadour so schnell sterben kann. Ebenso der Narciß; ein Mensch,

der plötzlich von Wahnsinn erfaßt wird, kann unmöglich so schnell seinen Geist aufgeben. Sollen Beide enden, so müßten sie sich unbedingt mit einem Dolch erstechen. Aendern Sie den Aktschluß bei nächster Aufführung dahin ab. — Kann, darf ich nicht! entgegnet ihm der Regisseur. Unter den Badegästen befinden sich Berliner; was würden diese sagen, wenn ich das Stück auf diese Art verstümmelte? — Der Herr Medicinalrath schüttelte mit dem Kopfe und beharrte bei seiner Meinung.

Geschenke der Kaiserin Katharina II. an ihre Günstlinge. Die Familie des Fürsten Orlow empfing seit dem Jahre 1762 bis 1785 tausend Bauern und 17 Mill. Rubel sowohl in Juwelen als in Silbergeschirr, in Palästen und Gold. — Wasiltschikoff, gewöhnlicher Gardelieutenant, erhielt in den zwei und zwanzig Monaten, in denen er der Günstling der Kaiserin war, 100,000 Rubel in Gold, 50,000 in Juwelen, einen meublirten Palast für 100,000 Rubel, Tafelgeschirr für 50,000, sieben tausend Bauern, ein Jahrgehalt von 20,000 Rubel, den Kammerherrnschlüssel und das große Band des St. Alexanderordens. — Potemkin erhielt während seiner 2jährigen Günstlingszeit 37,000 Bauern; in Juwelen, Palästen, Tafelgeschirr und Jahrgehalt ungefähr 9 Millionen Rubel, alle möglichen Orden, und wurde zum Fürsten des heiligen römischen Reiches erhoben. — Sawodowsky, ein Ukrainer, erhielt in den achtzehn Monaten, die er in Gunst stand, 6000 Bauern in der Ukraine, 2000 in Polen und 1800 in Rußland, 80,000 Rubel in Juwelen, 150,000 in Geld, Tafelgeschirr für 30,000 R. und ein geheimes Cabinetsgehalt von 10,000 Rubeln, wurde ferner zum Kammerherrn ernannt und empfing das blaue polnische Ordensband. — Zoritz, ein Serbe, erhielt in dem Jahre, in welchem er der Günstling der Kaiserin war, ein Gut in Polen für 500,000 Rubel, in Liefland 50 Haaks Landes im Werthe von 100,000 R., an baarem Gelde 500,000 R., an Juwelen 200,000 R., eine Rente von 12,000 R., wurde vom Husarenmajor sofort zum Generalmajor ernannt, empfing vom Könige von Schweden das große Band des Schwertordens und von Polen das große Band des Ordens vom weißen Adler. — Korsakoff, ein russischer Subalternoffizier, erhielt binnen sechszehn Monaten in Geschenken 150,000 Rubel und bei seiner Entlassung 4000 Bauern in Polen, 100,000 Rubel zur Bezahlung seiner Schulden, ebensoviel zu seiner Einrichtung, 2000 Rubel monatlich zum Reisen, das Haus Wasiltschikoff's, den polnischen Orden, den Rang als Generalmajor und wurde Adjutant, Kammerherr ꝛc. — Landskoy, ein Russe, erhielt Juwelen für 80,000 R., 30,000 Rubel zur Bezahlung seiner Schulden, und seine Schwester wie seine Cousine wurden zu Hofdamen ernannt.

Das Sklavenhalten der Brasilianer, schreibt ein Tourist, begünstigt dort die Immoralität in auffallender Weise und die Ehe ist für die Meisten ein hemmendes Band, eine unnöthige Last. Man führt ganze Bezirke an, wo sich unter allen Bewohnern kaum zwei Ehepaare befinden. Die Bewohner leben mit weißen Frauen oder Mulattinnen. Es geschieht sogar oft, daß ein Herr, der eine junge Sklavin verführt hat, sie verkauft, wenn die Folgen davon sichtbar werden. Andere, die noch schamloser sind, behalten ihre eigenen Kinder als Sklaven, und diese Unglücklichen, die nach dem Tode ihres Vaters verkauft werden, können ihre Abstammung niemals geltend machen. Bei dieser Gelegenheit sei ein Beispiel erwähnt, wie groß auch der Widerwille sein mag, den man bei solchen Dingen empfindet. Zwei Brüder, Besitzer bedeutender Pflanzungen in der Provinz Rio Janeiro, haben ein System angenommen, das ihnen die allgemeine Bewunderung der Brasilianer gewonnen hat. Der ältere Bruder macht nämlich alle jungen Sklavinnen seines Bruders zu Müttern, der jüngere Bruder ahmt das Beispiel seines ältern Bruders an den Sklavinnen desselben nach, und so vermehrt sich die Zahl auf beiden Pflanzungen sehr schnell, ein Verfahren, das allgemein als Muster aufgestellt wird — die Sklaven werden zwar von den Brasilianern im Allgemeinen gut behandelt, die Arbeit aber, die sie zu verrichten haben, hängt von dem Willen des Herrn ab und die Kinder, welche auf den Pflanzungen geboren werden, finden keine besondere Pflege.

Das Paradies Afrika's. Am Fuße des Atlas liegt die Stadt Blidah, welche nebst ihrer Umgebung von den Arabern das Paradies Afrika's genannt wird Westlich von der Stadt erstreckt sich stundenlang ein schöner Orangenwald, der in der That seines Gleichen sucht. Oestlich am Abhange des Gebirges sieht man Feigen- und Olivenbäume mit Cedern abwechseln, wie sie auf dem Libanon nicht schöner sein können. Aus einer Schlucht des Gebirges ergießen sich reiche Quellen, die in mehrern Armen die Straßen der Stadt durchströmen. Hier nun sitzt der Araber, durch die Arkaden der Häuser gegen die Sonne geschützt, die nackten Füße in dem kühlen Quellwasser badend, und dankt Allah und dem Propheten für sein Dasein. Und er hat auch Ursache dazu, denn ruhig und schmerzlos fließen ihm seine Tage dahin, wie der Bach zu seinen Füßen. Zweifel und innere Kämpfe sind ihm fremd; für ihn giebt es nur einen Gott, ein Schwert und ein Pferd, und weiter braucht er auch Nichts. Im Unglück wie im Glücke sagt er: Allah's Wille geschehe! und beugt seine Stirn in den Staub. Die Kinder daselbst werden bis zum siebenten Jahre von den Frauen erzogen, dann erhalten die Knaben einen Bourneuß, ein kleines Pferd, und dürfen nicht

mehr mit den Frauen essen. In Abwesenheit des Vaters erhält der Knabe sogar den Oberbefehl im Hause, selbst über die Mutter. Die wohlhabenden Araber bringen einen großen Theil ihres Lebens in Kaffeehäusern zu. Hier sitzen sie auf weichen Teppichen, plätschern mit den bloßen Füßen im Wasser, das aus der Fontaine den Marmorboden überströmt, und schlürfen Kaffee, Sorbet und — Märchen ein.

Wer ist ohne Leidenschaft? Jedenfalls der Leser eines Buches, sobald ihn der Autor anredet. Wie viele Vorreden beginnen nicht mit der Rede: lieber Leser! — Geneigter Leser! und dann heißt es wohl auch der „freundliche Leser" die „holde Leserin" u. s. w. Wie gesagt, der Autor einer Schrift sieht hier Alles durch den Tubus unendlicher Humanität. Indem er sagt: freundlicher Leser! sitzt solcher vielleicht da und ackert mit dem Pflug des Grimmes auf seiner Stirn Falten, daß sich die Kinder fürchten möchten. — Geneigter Leser! Mancher, vorzüglich der Recensent, liest das Buch nur, um dem Verfasser so Eins aus dem Eff-Eff auszuwischen, ihn herunter zu reißen, daß an dem Buche und dem Verfasser so zu sagen kein guter Bissen bleibt. — Nun gar vielleicht: holde Leserin! Ich wünschte dem Verfasser oft eine Photographie Derjenigen, so er mit dieser Anrede begrüßt, er würde sich bitter getäuscht finden. Wer weiß, was für eine Lucretia ihre wilden Blicke in das Buch wirft; das Kammermädchen der „holden Leserin" könnte vielleicht einen fürchterlichen Commentar liefern. Ja ja, der Autor, sobald er eine Vorrede schreibt, sobald er sich mit dem Lesepublikum in Rapport setzt, da wird der größte Renommist sentimental, dann schmilzt das „allzufeste Fleisch" dann wird er weich wie eine Gefner'sche Idylle und erblickt in der Welt des Egoismus nur liebe, holde Leute. Ach! wenn nur Jeder im Verkehr mit seinen Mitmenschen sich immer befleißigen wollte, im Ton einer Vorrede zu sprechen. Knigge's Buch „Ueber den Umgang mit Menschen" würde dann jedenfalls bald vergessen werden.

Curiosa. Eine vornehme Dame fragte einmal bei einem wissenschaftlichen Zweckessen den berühmten englischen Ingenieur Stephenson: welche Kraft er für die mächtigste in der Natur halte? — In einem Anflug von galanter Laune erwiderte derselbe: „die mächtigste Kraft auf Erden liegt in dem Auge einer Frau für Denjenigen, den sie liebt; denn wenn eine Frau einmal einen jungen Mann recht zärtlich angeblickt hat, so bringt ihn die Erinnerung an diesen Blick wieder zu ihr zurück, und sollte er auch inzwischen bis an das fernste Ende der Welt gegangen sein. Dies ist keine andere Kraft in der ganzen Welt zu leisten im Stande."

⁂ Ein englischer Kritiker sprach neulich in einer englischen Zeitschrift nicht ohne Geist über mehrfache Werke der deutschen Literatur. Am Ende seiner Betrachtungen ist aber nun Folgendes zu lesen: „Die Deutschen können denken wie die Riesen, verstehen aber nicht zu schreiben." In wiefern der Mann Recht hat, überlassen wir einem Jeden zur Beurtheilung selbst.

Litteratur.

„Weimars Genius. Eine Festgabe in Lebensbildern von G. Treumund (Pfarrer Steinacker). Zu der am 3. September 1857 stattfindenden hundertjährigen Geburtstagsfeier von Carl August, Großherzog von Sachsen-Weimar-Eisenach." Die, in literarischer Hinsicht gehegte Hoffnung, bei der mit so großem Glanz nun in Weimar begangenen Feier, einige Werke von Schriftstellern entstehen zu sehen, hat sich in dem Buche von Treumund wacker erfüllt. Wenn schon die vorangehende Lebensskizze des Großherzogs Carl August allseitig das Interesse in Anspruch nimmt, so sind es nicht minder die folgenden Artikel, welche theils in Prosa und poetischen Ergüssen das Fürstenhaus, Religion und Kirche, Wissenschaft, Künste und Poesie in Weimars Vor- und Jetztzeit darstellen. Den Schluß des wahrhaft schön ausgestatteten Buches (244 S.) bilden höchst belehrende biographische, allgemein historische und literarhistorische Notizen.

„Ein Sangesgruß vom Strande der Adria" von Robert Hamerling. Triest, Schimpff's Buchhandlung. — Der Autor dieser kleinen Sammlung, die eigentlich nur Probe-Auszug aus einem größern Lieder-Complex ist, scheint uns kein ganz gewöhnliches Talent, keine holde Mittelmäßigkeit, deren entzückter Selbstverliebtheit wir alle Tage begegnen. In der Vorbemerkung giebt er an: eigenthümliche Rücksichten hinderten ihn, mehr, als die allerharmlosesten Kinder seiner Muse in dieser Duodez-Brochüre zusammenzustellen, viele dieser lyrischen Producte seien fast noch in seinem Knabenalter entstanden. Daher mag es kommen, daß uns in den Liederchen häufig Reminiscenzen und bereits verblichene poetische Bilder aufstoßen; aber wir treffen gleichzeitig hier und da so originelle, geistreiche Gedanken, in schöne Form gegossen, daß die dichterische Anlage des Verfassers klar in die Augen springt. Wir nehmen deshalb auch genauere Notiz von dem umfanglosen Werkchen, als sonst geschehen würde. Bruchstücke eines größern epischen Werks „Venus im Exil" zeigen den jetzigen Standpunkt des Autors in Ausbildung der Form sehr erhöht. Wie weit seine Ideen dem Plan gewachsen sein werden, den er in dem Epos ausführen will, können wir nach den geringen Excerpten so wenig ermessen, wie man nach einer heraus-

gerissenen Scene ein Drama beurtheilen kann. Jedenfalls aber muntern wir den Verfasser unter besten Wünschen zur Veröffentlichung der ganzen „Venus im Gril“ auf, zumal er die Sagen von der Loreley, der Waldfrau u. a. hineinzuflechten gedenkt, wie er in der Vorbemerkung ausspricht, und diese herrlichen Sagen von uraltem und ewig neuem Reiz sind. Also Glück auf!

Der Redacteur der Illustrirten Deutschen Monatshefte, Dr. Adolph Glaser in Braunschweig, hat daselbst ein Stück auf die Bühne gebracht, das durchschlagenden Erfolg gewonnen. Es ist das historische Trauerspiel „Hennig Brabant.“ Der Stoff, aus der Geschichte der Stadt Braunschweig genommen, muß allerdings auch für die jetzigen Insassen derselben großes Interesse haben. Aber der Verfasser hat sein Drama nicht blos so lokal gehalten, daß es auf einer andern Bühne nicht ebenfalls zu geben wäre, und hat deshalb Recht gethan, den Hennig Brabant unter der Firma des Theater-Agenten Heinrich in Berlin an alle deutschen Theater zu versenden. Wir wünschen ihm recht vieler Orten viele Aufführungen. — Binnen Kurzem wird auch ein socialer Roman von Glaser's Feder in die Oeffentlichkeit treten.

Moden-Bericht aus Paris.

Da sind wir am Schluß des Septembers! Sollen wir darüber seufzen oder uns freuen? Wir überlassen die Beantwortung dieser Frage unseren Leserinnen; viele lieben die Hitze, doch auch manche die Kälte, und so giebt es doch Damen, die den bevorstehenden Berichten über Pelze, Wintermäntel, Capoten mit Vergnügen entgegensehen.

Bereits bemerkt man ein Hinneigen zu schwereren Stoffen, zu dunkleren Farben, und besonders zu schwarz; trägt man auch noch viel strohgelb, violett, grün, und alle sommerlichen hellen Farben, so sehen wir immerhin auch schon dazwischen kastanienbraun, das uns die Verkürzung der Tage, die Annäherung des Herbstes anzeigt.

Eines dieser kastanienbraunen Kleider in besonders reizender Zusammenstellung war von schönem Seidenstoff mit silberartigem Wiederschein; es hat doppelte Röcke, von denen der obere mit einer breiten Franse, und darüber eine Borte, besetzt war. Das Leibchen mit Schößen, letztere mit einer doppelten, sich kreuzenden Falte hinten, hatte ebenfalls eine Garnirung derselben Fransen und Borten. Die Aermel bildete eine sehr große, von dem Aermelloch ausgehende Puffe, und ein eckig geschnittenes Volant, letzteres verziert wie die Taille. Zur Begleitung dieses Kleides diente ein reich gesticktes weißes Cachemire-Mäntelchen und ein weißer Taffethut mit braunem Käppchen, braunen Bändern und mit Zweigen von rosa Haidekraut, sehr reich am Schirm und im Innern garnirt.

Außer den Rüschen, den Säumen, den Schrägstreifen, wird man um Kleider und Mantillen diesen Winter vorzugsweise Fransen tragen. Sie werden alle andern Garnirungen etwas in den Hintergrund drängen und können wir uns darüber wundern, können wir leugnen, daß es eine der leichtesten und geschmackvollsten Zierrathen ist? Beobachten wir eine elegante Frau, deren Kleid, Taille, Aermel, Mantille mit diesen langen Seidenfäden besetzt sind, die ihren Bewegungen graziös folgen, ja scheinbar sie dem Körper mittheilen.

Wir sahen bei Ranson und Ives, den talentvollen Nachfolgern d'Andoyer's, eine köstliche Auswahl von Fransen, eine immer hübscher als die andere. Zu der Garnirung von Kleidern und Mantillen sind diejenigen mit einer Guipüreborte und kleinen Stahlpunkten ganz besonders empfehlenswerth. Letztere Verzierung wird sehr in Gunst kommen, und jede Dame wird in den Besitz von Fransen mit Stahlverzierung zu kommen suchen. Eine besonders schöne Garnirung ist folgende: eine zwei Centimeter hohe Borte mit Sammet gestreift, und daran hängend, in Stelle der Fransen, Fischlas von schwarzem Atlas, sehr leicht und zierlich, mit einem Köpfchen von länglichen Stahlperlen; im Innern des Blume sind Moosfransen, mit einem Guipürerande, verziert mit Schmelz und Stahl, dann Borten mit ausgeschlagenen oder erhabenen Verzierungen, Blätter und Blumen bildend u. s. w. Nicht vergessen dürfen wir aber, wenn wir von Garnirungen sprechen, diese herrlichen Bänder von Sammet, oder Velour, gerippt, gestreift, oder von Taffet, glänzend in den herrlichsten Farben, die von Tag zu Tag schöner werden.

Unter unsere berühmtesten Modistinnen müssen wir unstreitig Mlle. Payan rechnen; es ist unmöglich, neuere, originellere, bewunderungswürdigere Ideen zu haben, als sie. Zu ihren neuesten Arbeiten gehört das Uebertuch Delila; es ist hauptsächlich zu Kleidern mit eckigem Ausschnitt bestimmt und reicht nur bis zum Halsausschnitt. Es ist von weißem Tüll oder Mousseline angefertigt,

und mit einem regelmäßigen Zwischenraum von zwei Centimeter, mit schmalen schwarzen Sammetbändern besetzt; rund um das Tuch sind schwarze Fransen und an diese eine Spitze garnirt. Die griechischen Aermel sind übereinstimmend besetzt; eine Spitze faßt den Rand derselben ein, die Frause fällt auf dieselbe herab. Man kann sich keinen Begriff von der Grazie dieses Uebertuches machen, man muß es sehen, um es zu bewundern, und kann dem Wunsch, es zu besitzen, nicht widerstehen. Man garnirt es übrigens auch mit farbigen Sammetbändern, mit weiß und blau, was ebenfalls sehr hübsch ist.

Das Uebertuch Oberon ist dem Kragen Marie Antoinette sehr ähnlich: die Zipfel, weniger lang als an diesem, endigen an den Seiten in Schleifen; die Aermel sind ein wenig kurz, eckig und geschlitzt, und ebenfalls mit Schleifen geziert.

In Bezug auf Kragen bietet uns Mlle. Payan die größte Mannichfaltigkeit, die sich denken läßt. Allerliebst sind ihre Chemisettes mit Kragen, ganz gestickt, mit Valenciennes Spitzen verziert und mit einem Bande unter dem Kragen. In Stelle des letzteren ist auch ein Sammetband mit einer ausgezackten gestickten Bordüre sehr hübsch.

Die Unter-Aermel sind und bleiben reich und bieten die verschiedenartigsten Zusammenstellungen. Der Aermel Herzogin hat unten und im Innern ein glattes Tüll-Volant mit einer Rüsche garnirt; auf die Naht ist eine Tüllpuffe gesetzt, mit einem sehr schmalen gefälteltem Bande an beiden Seiten.

Der griechische Aermel ist auf der Naht mit quergehenden Puffen besetzt; jede derselben endet in kleinen Bandschleifen; den untern Rand des Aermels faßt eine sehr volle Puffe, die auf ein Tüllvolant herabfällt, ein.

Unter die hübschesten Blumen, die in diesem Augenblick die Hüte unserer berühmtesten Modistinnen schmücken, rechnen wir die Kastanienblüthe, Tuberosa, die Fuchsia in langen Zweigen vermischt mit Hagedorn; dann Touffes von Aalbeeren mit kleinen Zweigen von Farrenkraut; Haideroſen, blühenden Hagedorn, Maulbeer-Touffes mit ihren Früchten; Zweige von Haidekraut in allen Farben, die sich leicht hin- und herbewegen wie Federn. Doch diese Beschreibung giebt nur einen schwachen Begriff von den herrlichen Blumen, die jetzt in den Salons von Chagot vereinigt sind. Dasselbe gilt von den Federn, einem Schmuck, der für alle Länder, alle Jahreszeiten, alle Moden paßt, und auf den daher die größte Sorgfalt verwandt wird.

So sahen wir jetzt bei dem genannten Künstler kleine ombrirte Federbouquets, die eine der beliebtesten Hutgarnirungen sind, und lange, weidenartige Federn von unbeschreiblicher Schönheit.

Außerdem erwähnen wir kleiner Feder-Coiffüren von großer Auszeichnung; sie bilden einen Kranz, der über die Haarscheitel fortgeht, sich an den Seiten erweitert, um sich unter den Flechten des Hinterhaares zu vereinigen, wo die Federn bis auf den Nacken herabfallen. Besonders reizend sind diese Guirlanden von weißen Federn, gemischt mit Marabouts, die man mit Schneebällen vergleichen möchte. Mlle. M.... war es, die sich zuerst mit dieser Neuheit schmückte, und der Reiz ihres Gesichts, noch gehoben durch diese Coiffüre, trug nicht wenig zu dem außerordentlichen Erfolg derselben bei.

Erklärung des Modekupfers.

1. Mousseline-Kleid mit glattem Rock. Berthe, Volants, der Aermel und der Ausschnitt des Kleides mit festonirten Zacken garnirt.

2. Taffetkleid. Der Rock à deux lés mit eingewirkten Bordüren, die ein glatter weißer Taffetstreifen trennt, verziert. Die glatte hohe Taille und die weiten eckigen geschlitzten Aermel sind mit einer gleichen Abpassung besetzt. Kleiner Pariser Kragen und Puff-Unterärmel.

3. Weißes glattes Mousseline-Kleid. An den Seiten mit Valenciennes Spitzen garnirt, die auch die weiten, glockenartigen Aermel und den Ausschnitt der Taille zieren.

4. Taffetkleid mit Valenciennes Spitzen garnirt; die hohe Taille vorn herunter mit Knöpfen geschlossen. Coiffüre in doppelten Scheiteln, mit Blumen geschmückt.

5. Weißes Taffetkleid. Cachemire-Bournouß mit Plüschstreifen eingefaßt, mit dicken seidenen Troddeln verziert. Coiffüre mit Rosenbouquets, die von beiden Seiten auf den Nacken herabfallen.

Die Abonnenten der ersten (Acht Thaler-) Ausgabe erhalten als Extra-Zugabe:

Zur Feier der Genesung.

Die Zeitung für die elegante Welt erscheint wöchentlich und zwar in drei verschiedenen Ausgaben:

Erste Ausgabe mit allen Beilagen zu 8 Thalern jährlich. Enthält im Jahrgange 52 Damen- und 24 Herren-Modekupfer, Musikbeilagen, Mustertafeln für weibliche Arbeiten u. Moden, Schnitt-Tafeln für Herren, Potichomanie-Bogen, Portraits, Genrebilder ꝛc.
Die zweite Ausgabe zu 5 Thalern jährlich bringt denselben Text und ausschließlich Damen-Modekupfer und Mustertafeln.
Die dritte Ausgabe zu ebenfalls 5 Thalern enthält nur Herren-Modekupfer, bringt aber ebenfalls 52 Lieferungen Text.

Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen Bestellungen an.

Verlag von **Otto Janke in Berlin.** Verantwortlich: Dr. **O. Girndt.**

Buchdruckerei von Gustav Lange in Berlin.